

Hat der Priester noch einen Platz im modernen Christentum?

Von Universitäts-Professor P. Albert M. Weiß O. Pr. in Freiburg (Schweiz).

IV. Wie müssen wir unsere Aufgabe auffassen, um in der modernen Welt zeitgemäß und nützlich zu wirken?

So wenig auch für gewöhnlich das moderne System der Umfragen wert sein mag, im vorliegenden Fall hat sie doch unter Zuhilfenahme anderer Zeugnisse über die religiöse Lage der Gegenwart Ergebnisse geliefert, die nicht zu unterschätzen sind. Der Gegenstand, um den es sich eigentlich handelte, ist allerdings, wie das bei derlei Veranlassungen beinahe Regel ist, höchst ungenügend beleuchtet worden. Desto mehr Licht ist auf die religiösen Zustände im Schoße des sogenannten Modernismus im allgemeinen gefallen.

Was die Frage betrifft, die den Ausgangspunkt zu unserem Rundgang durch die moderne Religionsbewegung bildete, so haben wir zwei Antworten erhalten — eine dritte dürfen wir als selbstverständlich hinzusezten. Die Kreise, die rein materialistisch gesinnt sind, zum Glück außerhalb der sozialistischen ziemlich enggezogene Kreise, brauchen natürlich keinen Geistlichen und wollen auch keinen, unter keiner Rücksicht und unter keiner Bedingung. Die Kreise des Säkularismus, leider sehr weit verbreitet in den verschiedensten Abstufungen, brauchen keinen Geistlichen, noch weniger einen Priester, doch ist ihnen fast allgemein der Pfarrer nicht ganz entbehrlich im Dienste der sozialen Bedürfnisse, sie wollen, wie sie meistens sagen, einen „weltlichen Klerus“¹⁾ oder, wie sich Hiltz mit sonderbar widerprechenden Worten ausdrückt, ein „weltförmiges Priestertum“.²⁾ Die

¹⁾ Weiß, Die religiöse Gefahr, 473. — ²⁾ Hiltz, Neue Briefe, 192.

Kreise des Mystizismus endlich, äußerlich gerechnet zwar die kleinsten, aber keineswegs die einflußlosesten, brauchen weder einen Pfarrer, noch einen Priester, sie brauchen auch keinen Geistlichen, doch lassen sie sich diesen gefallen, wenn er eine sittlich so hoch stehende Persönlichkeit ist, daß er durch seinen persönlichen Einfluß andern als moralisches Beispiel und als moralische Stütze dienen kann, und auch dies nur unter der Bedingung, daß er das leiste nicht kraft seines Amtes noch kraft seiner Autorität für die Gemeinschaft, sondern nur als Privatpersönlichkeit für die Privatpersönlichkeit.

Vielleicht hat Eduard von Hartmann, der überhaupt zu den genauesten Kennern des innerlichen modernen Lebens gehört, die Lage am treffendsten geschildert, da er sagt: „Das kirchliche religiöse Leben löst sich mehr und mehr auf in das außerkirchliche religiöse Leben; der die Kirche äußerlich repräsentierende geistliche Stand geht allmählich auf im religiös gebildeten Laientum, die Kirche schwindet in Nichts zusammen. Wo sie noch nicht entbehrlich ist, da ist das ein Zeichen dafür, daß das außerkirchliche Leben noch unzulänglich religiös (im Sinne des „modernen Christentums“) ist, denn sonst bedürfte es nicht für die Religiosität einer besondern, vom übrigen Leben abgegrenzten Sphäre. Das „Ideal einer kirchenlosen allgemeinen Religiosität“ wird, wenn man die Menschen nimmt, wie sie sind, (glücklicherweise) immer Ideal bleiben, jedoch so, daß sich der geschichtliche Prozeß diesem Ideal immer mehr nähern wird.“

Dies die tatsächliche Sachlage. Sie ist nicht sehr tröstlich. Es wäre jedoch unrecht, wollten wir deshalb die Augen und den Mund vor der Wirklichkeit verschließen. Vergessen wir übrigens nicht, daß unsere Umfrage und daß die ganze Schar der Antwortenden sich einseitig auf das sogenannte „moderne Christentum“ und auf den damit blutsverwandten „modernen Protestantismus“ — einen andern gibt es allerdings kaum mehr — beschränkt. Auf die katholische Kirche ist bei dieser ganzen Untersuchung kaum ein paarmal ein Blick gefallen, denn diese existiert für diese Kreise überhaupt nicht mehr als eine geistige Macht, von der man redet, geschweige, daß man damit rechnete. Das ist wohl zu beherzigen, wenn wir Katholiken von unserer Seite über die moderne Lage ein Urteil fällen, damit wir diese nicht zu schwarz, aber auch nicht zu rosig einschätzen. Bringen wir in Rechnung den Ansatz, daß die katholische Religion immerhin doch auch noch da ist, so fällt für uns das Gesamt-

urteil über die Lage bedeutend günstiger aus. Bedenken wir aber, wie groß der Einfluß des Modernismus und des modernen Protestantismus ist, dann sehen wir wohl, daß es auch eine folgenschwere Täuschung ist, wenn so manche, die nicht weiter blicken als auf die katholischen Gemeinden und Vereine, in denen sie sich bewegen, wenn so manche Gutmeinende finden, es habe noch nie so gut gestanden als heute, und wenn sie dann jeden Versuch, die Weltlage im Großen nach dem vollen Ernst zu würdigen, als entmutigenden Pessimismus verdammen.

Nein, Entmutigung darf nicht das Ergebnis der Umschau sein, und sie ist es auch, Gott sei es gedankt, vorläufig nicht, außer bei jenen verhältnismäßig wenigen, die im Anblick der Zeilage entweder mit fliegenden Fahnen zum Feind übergehen oder wenigstens zum Ausgleich mit ihm raten. Sonst, kann man sagen, drängen gerade diese bedenklichen Zustände den Meisten die Ueberzeugung auf, daß heute mehr als je nach Mitteln und Wegen gesucht werden muß, um dem Christentum neue Kraft zur Erfüllung seiner Aufgabe auch in dieser Zeit zu verschaffen. Die Ansichten hierüber sind freilich recht verschieden, sowohl unter Katholiken wie unter Protestant. Es verlohnt sich, darüber eine kurze Rundschau anzustellen.

Innerhalb des Protestantismus hat die Frage, um die es sich hier handelt, selbstverständlich einen anderen Sinn als bei uns. Dort gibt es keinen Priester, auch keinen Geistlichen im strengen Sinn des Wortes. Die Umfrage spricht sich ganz richtig aus, indem sie wissen will, ob wir noch des Pfarrers bedürfen, das heißt des kirchlichen Gemeindebeamten. Dieser hat zwei Aufgaben, den Dienst am Wort, und gewisse seelsorgerliche Berrichtungen für die, welche darauf Anspruch machen. Für gewöhnlich beschränkt sich seine Aufgabe auf die Verwaltung des Wortes, also Wissenschaft, Predigt, Volksunterricht, zumal Katechese, Trauung, Beerdigung. Wir haben aus protestantischen Kreisen eine Reihe von Schriften, die, bald ganz allgemein, bald mit Beschränkung auf eine der genannten Fächer, die Frage erörtern, wie der Geistliche, wenn denn doch der Ausdruck gebraucht werden soll, heute noch einen Platz in der Gesellschaft behaupten könne. Es genüge, auf zwei bekannte Schriftsteller, zwei um das Schicksal des Protestantismus besorgte Männer hinzuweisen, die uns mehr zu sagen wissen als viele andere, der Expastor Friedrich Neumann in Berlin und Professor Niebergall in Heidelberg.

Darüber, sagt Niebergall, kann kein Zweifel sein, daß die ehemals so radikale Leugnung alles Uebersinnlichen, die aus dem Einfluß der damals herrschenden materialistischen Strömung floß, heute überwunden ist. Wir sind in voller Reaktion. Bedeutet diese eine Rückkehr zur Religion? Ja und nein. Es herrscht vielfach ein „Drängen nach dem Unsichtbaren und nach den Tiefen des Lebens“. Was diese „Tiefen des Lebens“ sein mögen, das, wir gestehen es offen, verstehen wir nicht. Wir ahnen nur, daß es etwas Dunkles, Unfaßbares, Unbestimmtes sein wird nach unten, wie das „Unsichtbare“ nach oben. Beides drückt dasselbe aus, die Tatsache, daß diese angebliche Umkehr nicht die greifbare, positive, geschichtliche Religion des wirklichen Christentums sucht, sondern eine selbstgemachte Idee oder Abstraktion. Daher die Erscheinung, daß, wie Niebergall sagt, niemand trotz dieses Zuges weiß, wo aus, wo an. Nur das scheinen die Meisten zu wissen, daß die Religion, die man sucht, nicht die Kirche sei. „Man kann die Kirche nicht leiden.“ Warum? „Man haßt zunächst das Dogma.“ Man haßt aber noch viel mehr den Priester. „Alles Priesterliche haßt man bis in den Tod.“¹⁾ Und warum dies? Darauf gibt uns Friedrich Naumann die Antwort: „Einen Fehler hat alles Priestertum — es macht die übrigen Menschen zu Kindern.“ Nun aber will der moderne Mensch sein eigener Priester sein, selbstständig, frei der Wahrheit ins Angesicht sehen, ohne zu warten, bis er vom Priester an der Hand genommen wird. Viele sind allerdings noch zu feig, zu träge und bequem, um selbstständig zu werden. Wer aber, schließt er, seine Aufgabe verstehe, der müsse sein eigener Priester sein und dürfe nicht die Arbeit am Reich Gottes den Geistlichen überlassen.²⁾

Die genannten Männer verdienen das Zugeständnis, daß sie der Zeitlage auf den Grund seien. Viele andere suchen eine Erklärung in rein äußerlichen und oberflächlichen Zeiterscheinungen, die zum Teil nicht einmal Erscheinungen von heute sind, sondern von jeho bestanden haben. Nein, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Gründe, warum der Geistliche so schwer mit dem Modernismus zurecht kommt, warum dem Modernen der Gedanke an den Priester nicht bloß unmöglich, sondern unerträglich ist, nicht in rein

¹⁾ Niebergall, Wie predigen wir dem modernen Menschen? 1902, S. 108. f. Kappstein, Bedürfen wir des Pfarrers? S. 96. ff. — ²⁾ Kappstein, 94. ff.

äußerlichen Dingen zu suchen sind. Die hiebei immer an Inferiorität des Klerus in der Wissenschaft, in der Belletristik, in den feinen Umgangsformen denken, zeigen eine wirklich bedauerliche Kurzsichtigkeit. Nicht einmal der bloß negative Unglaube ist das wahre Hindernis. Diesen kann einer preisgeben und dann ist er im nämlichen Augenblick wieder der Wahrheit zugänglich. Hier aber handelt es sich um einen positiven Gegensatz gegen Glaube, Kirche und Christentum, um ein Gebäude, das festungsartig wider die Wahrheit errichtet ist, und dieses heißt Modernismus. Wir machen uns das meist viel zu wenig klar. Die sogenannte moderne Richtung, der moderne Geist, oder wie man immer sagen mag, kurz der Modernismus ist nicht das „Christentum Christi“, nur etwa einiger Dogmen beraubt, oder mit einigen Zusätzen entstellt, nicht bloß Entfremdung vom Christentum, nicht bloß Widerseklichkeit gegen die Lehren und die Gebote Christi, sondern ein festgeschlossenes System, das darauf eingerichtet ist, dem Christentum Krieg bis zur Ausrottung zu machen. Kurz, das „moderne Christentum“ ist nicht bloß Unchristentum, sondern weit mehr, es ist Gegen- oder Widerchristentum, es ist positives, berechnetes Antichristentum.

Die zwei Grundprinzipien dieser Widerkirche sind, wie ihre tieferblickenden Vorkämpfer und Verteidiger alle ganz richtig sagen, die Weiterbildung der zwei Grundgedanken, mit denen die Reformation ihr Zerstörungswerk einleitete. Luther und die Seinigen haben diese selber in ihrer ganzen Tragweite nicht erfaßt und nur halb, meist nur negativ, ausgesprochen. Aber die innere Konsequenz tat das ihrige, wo die Kurzsichtigkeit der Menschen glaubte, mit den Worten spielen und die Ideen an der Leine führen zu können gleich einem gelehrigen Jagdhund. Nein, das waren keine fügsamen Hündlein, die damals entfesselt wurden, sondern die Ungeheuer der Unterwelt, die nur der Luft der Erde bedurften, um zu wachsen und alles auszufüllen, was zwischen Himmel und Abgrund ist. Das ist nun geschehen. Kein Winkel ist so verborgen, daß nicht der Pesthauch davon hindränge und jede lebende Seele anzustechen drohte. Die sogenannten modernen Ideen sind nur die klar gewordenen Grundsätze der Reformation. Man verstehe das nicht in dem kleinlichen Sinn, als ob nur der ein „moderner Mensch“ wäre, der mit Luther die Rechtfertigung durch den Glauben allein und durch die Zurechnung der Verdienste Christi annähme. Das und alle

übrigen Einzelheiten der reformatorischen Dogmatik, kurz das Kleinwerk macht nicht den Protestant und macht nicht den modernen Menschen. Das alles kann einer wegwerfen und doch beides bleiben, der echte Schüler Luthers und der echte Vertreter des Modernismus, wenn er nur zwei Dinge unerschütterlich festhält, den Gedanken der Diesseitigkeit und den Gedanken der Autonomie. Auf diesen zwei Gründpfeilern ruht das ganze Gebäude des Antichristentums, diese zwei Grundsätze sind der kurze, leicht verständliche und leicht zu behaltende Inhalt, man darf sagen, die ganze Dogmatik des Modernismus. Beide liegen in der Reformation begründet, nur kamen damals die wenigsten zur klaren Erkenntnis über ihre Bedeutung und ihre Tragweite.

Am ehesten verstanden die Reformatoren das Dogma von der Autonomie des Menschen. In diesem Stücke hatten die folgenden Zeiten keine schwere Arbeit, um dessen Sinn vollständig klarzustellen. Bekanntlich waren es Kant und Fichte, die es zum unerschütterlichen Fundament und zum allgemeinen Besitz der modernen Menschheit gemacht haben, soweit diese auf Bildung im zeitgemäßen Sinn Anspruch erhebt. Was der Liberalismus mit dem Worte Freiheit oder Individualismus ausdrückt, was die neueste Redeweise gerne mit dem Namen „Recht der Persönlichkeit“ belegt, das ist immer das gleiche, die Verwerfung jeder geistigen Autorität über und außer dem Menschen, die unbedingte Selbstherrlichkeit jedes Einzelnen in seinem Denken, Wollen und Tun.

Minder klar fassten die Reformatoren und ihre ersten Schüler das zweite, oder vielmehr dem Range nach das erste Grunddogma des Modernismus, das von der Diesseitigkeit. Um dieses klar zu entwickeln, bedurfte es eines langen Entwicklungssprozesses. Die Reformation mußte sich damit begnügen, das enge Band zwischen dem Natürlichen und dem Uebernatürlichen zu sprengen, das die christliche Religion geknüpft hatte. Infolge davon wurde das Uebernaturliche immer unverständlicher, unheimlicher, lästiger und endlich überflüssig, während das angeblich Natürliche, sich selbst überlassen, unter dem Einfluß des ohnehin gelegneten Falles, dem nun das Uebernaturliche kein Heilmittel mehr entgegensetzen konnte, in eben-demselben Grade ausartete. So konnte endlich der Nationalismus einen neuen Schritt tun, das Uebernaturliche vollständig leugnen, und das, was bisher auf dessen Rechnung war gesetzt worden, einzig

aus dem Natürlichen erklären. Endlich kam der Mann, der dem modernen Gedanken zum klaren Ausdruck und zum vollen Sieg verhalf, Ludwig Feuerbach. Seine Lehre von der unbedingten Diesseitigkeit, das heißt die Verwerfung jedes Gedankens nicht bloß an das Uebernatürliche, sondern an das Jenseits überhaupt, ist die Grundlage des Modernismus geworden. Strauß hat sie dann sofort in die Theologie eingeführt. Wer dieses Dogma nicht unterschreibt, der gilt nicht als Mitglied der Widerkirche. Es sind ja Millionen, die das Jenseits nicht grundsätzlich leugnen, sondern nur davon absiehen, indem sie sagen, wir hätten hier Aufgaben zu lösen genug, um die Schwächung und die Zerstreuung, die das Hinausschießen über diese Erde notwendig mit sich bringe, leicht entbehren zu können. Diese Halben gelten nicht als Eingeweichte. Als Katechumenen, als Tertiaren des Antichristentums, als Handlanger für das moderne Christentum sind sie allerdings willkommen, denn zur Weiterverbreitung des Dogmas von der Diesseitigkeit ist offenbar das Absehen vom Jenseits in der Praxis ein geeignetes Mittel.

Ist das einmal klar gestellt, dann hat es keine Schwierigkeit mehr herauszufinden, welche Aufgabe wir zu erfüllen haben, wenn wir dem modernen Christentum oder dem modernen Geist gegenüber unsere Stellung behaupten und unsere Pflicht erfüllen wollen.

Vor allem kann kein Zweifel darüber bestehen, daß wir unsere Stellung und unsere Pflicht nur dem Modernismus gegenüber, nicht im Modernismus suchen dürfen. Es handelt sich nicht um eine berechtigte Sonderrichtung innerhalb des alten Christentums, nicht um eine Auffassung zum traditionellen Christentum, die nur in einigen untergeordneten Punkten von der vollen Wahrheit abweicht. Es handelt sich auch nicht um eine natürliche „Evolution“ aus rein philosophischen Grundsätzen, die auf dem Wege wäre, sich allgemach zur vollen Uebernatur zu entwickeln, nur daß sie noch nicht so weit gediehen wäre. Diese Voraussetzung wäre selber eine schwere Häresie und enthielte in sich die grundsätzliche Leugnung des Uebernatürlichen, das vom Natürlichen so wesentlich verschieden ist, daß es sich nie aus dem Natürlichen entwickeln kann,¹⁾ geschweige denn aus einer solchen Unnatur und Verzerrung, die man jetzt natürlich nennt. Nein, es handelt sich um den entschiedensten Gegensatz gegen das Christentum, um den Versuch, das Christentum nicht bloß zu verdrängen,

¹⁾ Concil. Vatican. Sessio 3, Can. II, 3.

sondern durch etwas geradezu Entgegengesetztes zu erreichen und unmöglich zu machen. Innerhalb einer solchen Gegenströmung kann es für einen Katholiken, zumal für den katholischen Priester, keine Stellung geben, das hieße Stellung gegen das Christentum nehmen. Aber auch nicht neben ihr, sei es, daß einer als unparteiischer Zuschauer sich weder für noch gegen die eine der beiden kämpfenden Richtungen erklären, sei es, daß er zwar bei der katholischen Sache bleiben, nur aus Reihe und Glied treten und versuchen wollte, ob sich nicht zwischen den Heeren rechts und links ein „Ausgleich“ finden lasse. Im ersten Falle träfe einen das Wort des Herrn: Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich (Matth. 12, 30). Im zweiten Falle fielen wir selber in den Fehler der Autonomie, da wir uns ohne Auftrag des Kriegsherrn und der Führer eigenmächtig eine selbständige Rolle anmaßten, und das noch dazu während der Schlacht, ein Wagnis, das im Heere sicher als todeswürdig behandelt würde.

Hier bleibt also nichts übrig, als in Reihe und Glied zu be-
harren und zu kämpfen bis zur Entscheidung, je nach dem Grade
unserer Stellung. Als Priester und als Geistliche nehmen wir aber
eine bevorzugte Stellung in der Kirche Gottes ein, und damit wächst
auch die Verpflichtung, unsere Aufgabe in dieser Kriegslage genau
zu kennen und die Verantwortung bei deren Durchführung in so
kritischer Lage. Wir sparen ja auch, wenn wir in den Zeitungen
von den Kriegen in Afrika und in der Mandchurei lesen, den Offi-
zieren, die ihrer Aufgabe nicht gerecht werden, unser herbes Urteil
nicht. Jedes Wort, das wir hiebei sprechen, ist aber eine Mahnung
an uns, da wir wohl wissen, daß unsere Sache heiliger ist und daß
mehr dabei auf dem Spiele steht als beim Kampf um einige Gold-
oder Eisfelder.

Nun gut, dann kann es nach dem Gesagten nur eine zweifache
Aufgabe für uns geben. Vorerst den Kampf für die Anerkennung
des Uebernatürlichen. Das Grunddogma des Antichristentums
ist die Leugnung der „Jenseitigkeit“ oder wenigstens das grundsätz-
liche Umgangnehmen von der Rücksicht auf das Jenseits. Wenn der
Glaube an das Jenseits nicht wieder der alles beherrschende Gedanke
für das sittliche Leben des Einzelnen und für das öffentliche Leben
der Gemeinschaft wird, dann ist die Religion unrettbar verloren und
das Antichristentum im vollendeten Maße fertig. Für uns aber kann

es nicht genügen, nur vom Jenseits zu reden. Es ist immerhin etwas und eine gute Voraussetzung für die christliche Apologetik, wenn wir einen Gegner dazu bringen, daß er wenigstens ein Jenseits, das heißt die Existenz eines persönlichen Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, und ein ewiges persönliches Fortleben des Menschen annimmt — jede andere Auffassung vom Jenseits ist ein leeres Gerede ohne Wert und Inhalt. Aber selbst diese ist nicht genügend. Wir können uns ja nicht damit begnügen, daß einer sich zu einer beliebig ge- stalteten natürlichen Religion bekenne nach Art der Religion des Sokrates oder des Confucius, ganz abgesehen davon, daß er schwerlich auch nur so weit kommen wird, wenn er das Uebernatürliche mit Bewußtsein und Absicht leugnet. Darum dürfen wir nicht eher rasten, als bis wir die Welt zum Glauben an das Uebernatürliche und, was noch viel schwerer ist, zum Glauben an das Hereingreifen des Uebernatürlichen in die natürliche Welt und an die unzertrennliche Verbindung des Natürlichen und des Ueber- natürlichen gebracht haben. Wie ein katholisch denkender Theologe sagen kann, man möge doch dieses ewige Betonen des Uebernatürlichen lassen, denn gerade dieses sei es, was uns in den Augen des Modernen so verächtlich und verhaftet mache, das ist schwer zu be- greifen. Darin hat er freilich recht, daß dem Modernismus das Wort Uebernatur unaussprechlich verhaftet ist. Das beweist eben, daß ihm die bloße Erinnerung an die Jenseitigkeit unerträglich dünkt. Aber es beweist auch, daß alles vergeblich ist, wenn ihm der Ge- danke, und mehr noch der Glaube an das Jenseits, an die Ewigkeit, an das Uebernatürliche nicht wieder zugänglich gemacht wird. Wer dem modernen Christentum zu Hilfe kommen will, aber das Wort übernatürlich unterdrückt, der handelt wie der Arzt, der dem vom Brand Ergriffenen die Operation erspart, weil diesen das Reden davon schon in Aufregung versetzen würde. Es bedarf übrigens kaum vieler Worte, um uns klar zu machen, daß es in dieser Lage nicht genügen kann, wenn wir vom Uebernatürlichen bloß reden, nicht aber auch das Uebernatürliche in unserem Leben zeigen. Die Lehre vom Uebernatürlichen ist schwer darzustellen und schwer zu verstehen. Das Uebernatürliche im Leben verwirkt ist leicht zu sehen und schwer zu leugnen. Ein einziger Christ, der sich in seinem Wesen und Wandel vom Uebernatürlichen durchdrungen zeigt, tut hier bessere Dienste als lange Abhandlungen. In diesem Sinn

unterschreiben wir das bekannte Wort: Ein einziger Christ, der überzeugt lebt — das will sagen, der das Uebernatürliche in sich verkörpert zur Schau trägt — wiegt ganze Bände Apologetik auf.

Ist so dem ersten Grunddogma des Modernismus gegenüber die wesentlichste Voraussetzung für das Christentum, der Glaube an die Uebernatur, wieder hergestellt, dann, aber auch nur dann, hat es nicht mehr große Schwierigkeit, dem zweiten Glaubensatz des modernen Geistes, dem von der Autonomie gegenüber die Anerkennung der Autorität, die Bedingung für den Glauben an die sichtbare Gestaltung des Christentums, die Kirche, durchzusezen. Wo kein Glaube an eine höhere, über dem Menschen stehende Macht, an ein Jenseits, an einen persönlichen Gott, da ist die Zulassung einer geistigen Autorität undenkbar. Wer die Autorität auf dem Gebiete des Geistes leugnet, der mag tausendmal von Gott reden, er leugnet entweder die Persönlichkeit Gottes oder dessen Herrschaft über den Menschen und die menschliche Gemeinschaft. Jedes Rütteln an der Autorität, jeder Versuch, die Macht der Autorität zu mindern, ist ein Versuch, die Rechte und die Macht Gottes einzuschränken. Je lebendiger einer dagegen die Oberherrschaft Gottes anerkennt, um so tiefer wird in ihm die Ehrfurcht vor der Autorität wurzeln, und zwar auf allen Gebieten und in allen Dingen, auf die sich die Oberherrschaft Gottes erstreckt. Gott bloß als Herrn der äußern Ordnung anerkennen, ihm aber die Herrschaft über das Innere, den Geist, den Willen, das Herz des Menschen absprechen, heißt ebenso handeln wie Prometheus, der dem Zeus die Knochen und die Haut des Opfertieres zuschob, das Beste aber für sich behielt. Nicht umsonst spricht sich der Geist Gottes so streng über das Verbrechen des eigenen Sinnes und des eigenen Willens aus. Man mag sich wundern darüber, daß die Schrift davon wie vom Götzendienste spricht (1. Kön. 15, 23). Diese Verwunderung kommt daher, daß man meint, ein Göze müsse von Stein oder von Holz sein, und daß man sich nicht klar macht, um wie viel weiter die Unterwerfung unter das eigene Ich geht als die Kniebeugung vor einer Götterstatue. Ist aber das Urteil des göttlichen Geistes über die Selbstvergötterung, die im Widerstand gegen die Autorität liegt, keine Uebertreibung, sondern berechtigt, dann fassen wir einigermaßen, welch furchtbaren Schritt der Modernismus getan hat, indem

er die sogenannte Autonomie zum Grundgesetz für das Denken und das Leben des Menschen aufgestellt hat. Das, was Gott als das größte aller Sünden behandelt, das wird hier zum Ausgangspunkt des sittlichen und religiösen Lebens behandelt. Weiter kann die Verkehrung der Wahrheit nicht mehr gehen. Damit ist die Trennung von Gott zum Abschluß gebracht. Die Leugnung der Einfachheit bricht die Brücke zwischen Gott und dem Menschen ab. Die Einführung der Autonomie als Grundsatz macht den Menschen zu seinem eigenen Gott, nicht bloß zum Nebengott oder zum Nebenbuhler Gottes, wie das leider in der Praxis selbst bei den Gläubigen nicht selten geschieht, sondern zum Gegengott, zum Antichrist. Es ist leicht einzusehen, daß auf diesem Standpunkt jede Erinnerung an die katholische Kirche, die ja nichts ist als die verkörperte Autorität, nur Widerstand und Erbitterung hervorruft kann. Es ist aber auch leicht zu begreifen, daß jeder Versuch, die moderne Welt zur Aussöhnung mit dem Christentum zu bewegen, ganz vergeblich ist, so lange sie nicht bewogen werden kann, den Grundsatz von der Autonomie preiszugeben. Und es ist wiederum leicht zu begreifen, wie verkehrt jene handeln, welche meinen, sie könnten den modernen Menschen eher dem Christentum geneigt, besser gesagt, gnädig gesinnt machen, wenn sie ihm das verhaftete Wort Autorität ersparen, das heißt wenn sie die Kirche vom Christentum trennen und ihm das Christentum seinem „Wesen“ nach empfehlen, ohne es ihm als Kirche, als sichtbar gewordene göttliche Autorität zu schildern. Und es ist endlich abermals leicht einzusehen, daß es wenig bedeuten kann, von Autorität zu reden, wenn wir nicht durch unser eigenes Beispiel die größte Ehrerbietigkeit gegen die Autorität an den Tag legen, gegen die Autorität nicht bloß im äußerlichen Verhalten, sondern insbesondere die Autorität über unseren Geist, unser Herz, unser Denken, unser Sprechen.

In diesen zwei Verpflichtungen besteht unsere Aufgabe gegenüber dem modernen Geist. Es ist überflüssig zu fragen, ob wir noch zeitgemäß seien, wenn wir unsere Aufgabe in diesem Sinne auffassen. Wenn das nicht zeitgemäß ist, was die Zeit von der Wurzel all ihrer sonstigen geistigen Lebendigkeit heilt, dann gibt es nichts, was diesen Titel verdient. Wer aber diese Doppelaufgabe als unzeitgemäß verwirft, der mag unternehmen was er will, er versteht die Zeit nun einmal nicht.

Und abermals ist kaum mehr nötig, lange zu untersuchen, ob die Zeit unser noch bedarf. Die Antwort darauf hängt einzig davon ab, wie wir unsere Aufgabe erfassen. Wenn wir glauben, uns der Welt unentbehrlich zu machen durch Wissenschaft, durch Schöngeisterei und Schönschreiberei und tausend ähnliche Dinge, so wird sie uns höhnisch sagen, das könne sie haben, auch wenn wir nicht vorhanden wären, und wenn wir glaubten, uns in diesen Stücken einen Namen machen zu sollen, dann sollten wir vor allem dem Dienst Gottes absagen und uns selber aus den Fesseln der Autorität frei machen, denn beides lasse uns doch nie auf rein weltlichem Gebiet konkurrenzfähig mit ihr machen. Und dann sehen wir trotz aller äußerlichen Anstrengung doch wieder, daß alles vergeblich ist, wenn wir nicht vor allem das betonen, worauf uns unsere eigentliche Aufgabe hinweist. Meinen wir dagegen ihre Achtung dadurch erwerben zu können, daß wir uns auf dem sozialen Gebiete ersprießlich tätig zeigen, so können zulegt doch auch solche, die uns darüber aufrichtig Anerkennung zollen, die Frage an uns richten, ob es dazu Weihe und Tonsur und den geistlichen Stand bedürfe, und darauf können wir selber nicht unbedingt Ja sagen. Das wird hoffentlich für keinen aus uns ein Grund dafür sein, in seinem heiligen Eifer für diese und jede ersprießliche und mit unserem Stande vereinbare Tätigkeit zu erkalten. Nur das sagt uns diese Erwägung, daß wir in all unseren Bestrebungen, so verdienstlich sie sein mögen, nicht unsere wahre Zeitaufgabe finden dürfen. Wir erblicken in alledem eine nebensächliche und untergeordnete Sache, die nur insoferne Begründung für uns hat, als wir dadurch der Welt zeigen können, daß der Geist unseres Berufes uns nicht bloß nicht verwehrt, uns ihr nützlich zu machen, sondern daß wir vielmehr die Kraft hiezu gerade aus dem Ernst schöpfen, mit dem wir unsere hauptsächliche Aufgabe zu erfüllen streben.

Indem wir uns angegesichts der Zeitlage über diese unsere Pflicht neue Klarheit verschaffen, leuchtet es uns mehr als jemals ein, wie einfach doch im Grund unser Beruf ist, wenn wir ihn im Geiste Gottes und der Kirche betrachten. Wenden wir unseren Blick ab von dem Mittel- und Zielpunkt unseres Lebens, von Gott und von seinem heiligen Willen, und sehen wir nur auf die Welt, in deren Mitte wir leben, so verlieren wir Uebersicht und Gesinnung und, was noch schlimmer ist, die Herrschaft über uns selbst und die Ruhe

des Herzens ob all der unermesslichen Verschiedenheit von Anforderungen, die sich vor uns stellen. Richten wir aber das Auge des Geistes zuwörderst auf das übernatürliche Licht, in dem Gott wohnt, so überblicken wir auf einmal wie im Lichte Gottes selber alles, was wir zu sehen brauchen, und zwar alles in der Ordnung, die jedem nach Gottes heiligem Willen geziemt, und alles im Lichte der Wahrheit, nicht entstellt durch den trügerischen Schein falscher Weisheit und blendender Eigenliebe. Nun sehen wir, daß wir uns vor allem fühlen und betragen müssen als Diener Gottes und als seine Boten und Stellvertreter gegenüber der Welt. Unsere erste, unsere alles andere überwiegende Aufgabe ist, daß wir dieser Zeit gegenüber auftreten als Geistliche, die heute mehr als je verpflichtet sind, den Menschen durch ihr Wort und durch ihr Leben das Jenseits, die Uebernatur, die Bestimmung für die Ewigkeit zum Bewußtsein zu bringen. Damit wir selber dieser Eigenschaft als Geistliche und der damit verbundenen Verpflichtungen nicht vergessen, hat uns der Herr zu Priestern gemacht, das heißt zu Menschen, die er mit seiner eigenen Autorität bekleidet hat, kraft deren wir seine Gnaden an die heilsbedürftige Menschheit vermitteln und umgekehrt deren Nöten vor ihm bringen müssen. Diese zwei Aemter sind unzertrennlich miteinander verbunden, sie machen zusammen unseren Beruf aus. Dieser Beruf aber ist heute noch ebenso unentbehrlich und ebenso segensreich für die Welt wie am Tage, da ihn Christus gestiftet hat, denn er ist der Beruf Christi selbst, mit dem ihn der Vater bekleidet hat, als er ihn in die Welt sandte, um der widerspanstigen Welt das zurückgewiesene Heil zu bringen, derselbe Beruf Christi, den uns Christus gerade so hinterlassen hat, wie er ihn überkommen hatte, derselbe Beruf, mit dem uns Christus in seinem Namen geehrt hat ehemals und heute und immer, da er die Worte sprach, die heute mehr als jemals der Trost seiner Diener sind, „siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Matth. 28, 20).

Bergessen wir nicht, daß wir noch heute denselben Beruf haben, den Christus hatte, den seine Apostel hatten. Die Welt von heute fragt, was wir in dieser modernen Umgebung denn noch bedeuten und wirken wollen. Sie hat dieselbe Frage an Christus und seine Apostel gestellt. Sie steht uns heute nicht fremder, nicht feindlicher, nicht geringshäbiger gegenüber als Christus und seinen Aposteln. Wie diese in gleicher Lage ihren Beruf aufgefaßt und durchgeführt

haben, daß sagt uns unser Glaube, und daß sie mit ihrer Auffassung glorreiche Erfolge errungen haben, das sagen uns die Tatsachen der Geschichte. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir handeln wie sie. Die Stiftung Jesu Christi hat die Gewißheit für sich, daß sie immer ihre Aufgabe erfüllen wird, wenn sie in seinem Geiste ausgeführt wird.

Das römische Missale.

Eine Skizze seiner geschichtlichen Entwicklung.

Von Beda Kleinschmidt O. F. M., Rektor des St. Ludwig-Kollegs in Harreveeld (Holland).

Vierter (Schluß) Artikel.

Aus kleinen Anfängen hat sich das römische Missale im Laufe der Jahrhunderte zu einem stattlichen Buche mit reichem Inhalte entwickelt. Unsere Darstellung hat sich bisher ausschließlich mit der Entwicklung und Anordnung dieses Inhaltes befaßt. Bei dem Studium der alten Handschriften fesselt neben dem Inhalte besonders der kostliche Schmuck, womit man im Mittelalter das hochverehrte Buch verziert hat. Wir müssen daher zum Schluß auch dieser Seite des Missale unsere Aufmerksamkeit schenken, wenn wir nicht einen sehr beachtenswerten Punkt unberücksichtigt lassen wollen.

Der Bilderschmuck.

So bedeutend auch die wissenschaftlichen Leistungen der großen Liturgiker des 17. und 18. Jahrhunderts, eines Mabillon, Martène, Gerbert, Bona, gewesen sind, ihre Verdienste beschränken sich im wesentlichen auf die Herausgabe und Bearbeitung der alten Texte, für deren Ausstattung und Schmuck war ihr Auge noch nicht geschärft und die Art und Weise der Reproduktion zu umständlich und kostspielig. So findet sich in den vier Folianten Martènes über die alten Riten meines Wissens nach dieser Richtung nicht eine einzige brauchbare Bemerkung. Ohne das Verdienst jener Forscher irgendwie zu schmälern, kann man diese Vernachlässigung der artistischen Seite der handschriftlichen Missalien um so mehr bedauern, als seit jener Zeit manche wertvolle Handschriften unwiederbringlich verloren gegangen sind. Erst in neuester Zeit hat man die hohe kunstgeschichtliche Bedeutung der alten Sakramentare erkannt und gewürdigt. Neben dem unermüdlichen Delisle war es besonders Springer, welcher die Aufmerksamkeit der Kunsthistoriker auf diesen Gegenstand lenkte. Seine Forschungen hat später Ebner wieder aufgenommen und auf Grund eines reichhaltigen, in mühevoller Arbeit gesammelten Materials

bedeutend vertieft.¹⁾ Ihre Arbeiten beschränken sich aber auf das frühe und hohe Mittelalter, für die Spätzeit bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst ist bis jetzt noch nichts geschehen, gewöhnlich wird sie mit einigen abfälligen Bemerkungen abgemacht; wir werden sehen, was davon zu halten ist.

Das älteste uns erhaltene Missale, das zu Verona aufbewahrte „Leonianum“ (7. Jahrhundert), entbehrt jeglichen Schmuckes; ohne Unterbrechung und ohne Zeier laufen die Zeilen gleichmäßig dahin. Das Sakramentar ist allerdings ohne Kanon auf uns gekommen, doch dürfte auch dieser ohne Bilderschmuck gewesen sein, da er selbst in viel späteren Handschriften keine besondere Auszeichnung aufweist. Auch die merovingischen Sakramentare zu St. Gallen (Nr. 348) und Zürich sind ohne künstlerische Verzierung. Das älteste mit Miniaturen ausgestattete Missale ist der in der Vatikanischen Bibliothek aufbewahrte Kodex (Reg. 316) aus dem Besitz der Königin Christine von Schweden, welcher uns den ältesten Text des Gelasianischen Messbuches überliefert (7. Jahrhundert). Es ist ein eigentlicher Prachtkodex und bietet uns jedenfalls den Typus eines reichausgestatteten Messbuches aus vorkarolingischer Zeit. Wie wir früher ausführlich dargelegt haben, bestand das Gelasianische Messbuch aus drei Teilen, dem Proprium de tempore, dem Proprium de sanctis und dem Commune sanctorum mit dem Kanon. Jedem dieser Teile ist eine blattgroße, farbenprächtige Miniatur vorgesetzt; es ist eine Arkade, unter der sich ein Kreuz erhebt, von dessen Querbalken ein aus Fischbuchstaben gebildetes Alpha und Omega herabhängt.²⁾ Die Arkade ist wohl nur eine Entlehnung aus den Evangelien, welche in den sogenannten Kanontafeln einen ähnlichen Bildschmuck zeigen.³⁾ Nach diesem Arkadenbilde beginnt jedes Buch mit einem Kreuz, das mit Rosetten und namentlich mit Vögeln, Fischbuchstaben und Vogelköpfen prächtig verziert ist.⁴⁾ Weiteren Schmuck hat die Handschrift nicht; nur der Anfangsbuchstabe mancher Orationen ragt durch größere Schrift hervor. Selbst der Kanon ist völlig schmucklos, der Anfang Te igitur ist in keiner Weise vor der übrigen Schrift ausgezeichnet.

Auch das berühmte Messbuch der Abtei Gellone (Frankreich), das noch dem 8. Jahrhundert angehört, hat keinerlei farbigen Bildschmuck, der mit dem Inhalte des Buches in näherer Beziehung stände. Es ist vielmehr eine Anweisung für den Lektor, die durch Miniaturmalerei hervorgehoben ist, und zwar besteht der Schmuck hier aus

¹⁾ Delisle, *Mémoires sur d'anciens sacramentaires* in den *Mémoires de l'institut nationale de France* XXXII (1886. 57-4-5. Springer, Der Bilderschmuck in den Sakramentaren des frühen Mittelalters, Leipzig 1889. Ebner, *Missale Romanum* 429 ff. . . ²⁾ Abbild bei Delisle, a. a. O. pl. I. ³⁾ Vergl. Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei S. 29 f. ⁴⁾ Über die Entstehung der Fischbuchstaben Springer a. a. O. S. 10 ff.

figurierten Buchstaben; so ist z. B. der Langbalken des L (lucas) zu einem Stierleib ausgebildet worden.

Eine neue Periode der künstlichen Ausstattung beginnt für das Missale um die Wende des 8. Jahrhunderts. Wie wir früher gesehen haben, trat durch Papst Hadrian I. († 795) der Kanon aus seiner untergeordneten Stellung vom Ende des Missale, wo er zwischen die Sonntagsmessen eingeschoben war, mit der Praefatio communis an die Spitze des Buches. Diese Umstellung, welche mit einem neuen Aufschwung der Buchmalerei in Frankreich zusammenfiel,¹⁾ wurde die Veranlassung zu einer reichen Ausstattung sowohl des Präfations- wie des Kanons-Anfangs.

Betrachten wir zunächst die Verzierung der Präfation. Dieselbe beginnt bekanntlich stets mit denselben Worten: Vere dignum et iustum est etc. Da die Präfationen in den mittelalterlichen Missalien sehr zahlreich waren, führten die Skribenten für die Anfangsworte eine Abbreviatur ein, indem sie nur den Anfangsbuchstaben der beiden ersten Worte V D schrieben und sie zu einer Figur verbanden V. Das Kürzungszeichen setzten sie gewöhnlich in den Schrägbalken. Aus dieser Abbreviatur ergab sich durch eine leichte Aenderung das in den handschriftlichen Missalien unzähligemal wiederkehrende Zeichen ⊕. Der Lang- und Querbalken bildet ein Kreuz, das zum Ausgangspunkte der Symbolik wurde. Es kehrte so häufig wieder, daß es der Deutungskunst der mittelalterlichen Liturgiker nicht entgehen konnte, obwohl sie sonst in betreff der Buchausstattung sehr wortkarg sind. So deutet Bischof Sikard von Cremona († 1215) das V auf die Menschheit, das D auf die Gottheit Christi. Doch hören wir seine eigenen Worte:²⁾ in huius praefationis scriptae principio forma huius litterae V ponitur in sacramentario, V enim Christi significat humanitatem, D vero divinitatem; illa ex una parte aperitur et ex alia clauditur, quia Christi humanitas est ex matre visibiliter, sed spiritu sancto invisibiliter. Ista vera litera D circuloso orbe concluditur, quia divinitas est aeterna et sine principio et fine. Apex crucis in medio est passio.³⁾

Seit dem 13. Jahrhundert wird dieses Zeichen von der gotischen Majuskel stark beeinflußt und allmählich selbst zu der Majuskel M, deren eigentliche Bedeutung gegen Ende des Mittelalters hie und da gänzlich in Vergessenheit geriet. In manchen Handschriften ist das Präfationszeichen auch ganz aufgegeben oder durch die Majuskel D oder U mit Kreuz ersetzt worden. Das ist die Entwicklung des einfachen Präfationszeichens.

Eine reichere und interessantere Entwicklung hatte die Abbreviatur in den verzierten Prachtmisssalien, in denen sich der Schmuck

¹⁾ Vergl. Leitschuh, Geschichte der karolingischen Malerei, Berlin 1894, S. 70 ff. — ²⁾ Mitrailis, l. 3 c. 6. Migne, P. L. CCXIII, 122. — ³⁾ Ueber die Symbolik des Präfationsanfangs vergl. Sauer, Symbolik des Kirchengebäudes und seine Ausstattung, Freiburg 1902, S. 179 f.

allerdings auf eine Präfation konzentrierte, nämlich auf die mit dem Monogramm eng verbundene Praefatio communis. Die Ausstattung und Verzierung nahm in den Prachtkodices oft einen solchen Umfang an, daß eine ganze Folioseite nur mit einem einzigen Präfationszeichen verziert ist. Die Art und Weise der Verzierung unterscheidet sich nur wenig von der allgemeinen Miniatur- und Initialornamentik, welche wir mit besonderer Berücksichtigung des Präfationszeichens hier kurz skizzieren.

In der merovingisch-karolingischen Zeit wurde der Körper der Buchstaben meistens mit dem vielverschlungenen Bandwerk, dem sogenannten Geriemsel, angefüllt, das aus der irländischen Miniaturmalerei übernommen auf dem Festlande große Verbreitung fand. Seit dem 9. Jahrhundert beschränkten sich die Verzierungen nicht mehr auf den Buchstabenkörper, sie umschlingen ihn vielmehr und füllen das Innere des Buchstabens aus, aber nicht mehr als Geriemsel, sondern als grünendes und blühendes Rankenwerk. Silberne und goldene Umrundungen wechseln mit tiefem Rot, Blau, Grün. Mit der Zeit entwickeln sich die Ranken zu immer reicherer Pracht und Fülle. Seinen Höhepunkt erreichte diese Initialornamentik im 12. Jahrhundert.¹⁾ Die oft eine ganze Seite füllenden Band- und Rankenwerke erfreuen noch heute mit ihren lebhaften Farben das Auge, besonders wenn zwischen die Ranken figürliche Darstellungen eingestreut sind, wie es bei dem Präfationszeichen nicht selten der Fall ist. So hat der Maler in ein Präfationszeichen eines Missale zu St. Peter in Rom (12. Jahrhundert) das Opfer Abrahams und Melchisedeks eingefügt. Am beliebtesten aber ist an dieser Stelle die „Majestas Domini“, d. h. Gott Vater oder auch Gott Sohn als Brustbild oder als ganze Figur umgeben von einem runden oder spitzovalen Strahlenranze. Anfänglich wird dieses Bild vornehmlich innerhalb des Buchstabenkörpers angebracht, und zwar auf dem Kreuzungspunkte des senkrechten und horizontalen Balkens,²⁾ hie und da wohl umgeben von einer Schar seliger Geister. Allmählich aber gewinnt das Bild an Ausdehnung, es zerstrenkt gewissermaßen den Buchstabenkörper und tritt neben das Präfationszeichen oder verdrängt es vollständig, so daß die Praefatio communis nicht durch die Abbreviatur, sondern durch die Majestas Domini eingeleitet wird und mit den Worten *et iustum est* anfängt. Der Grund für die Anbringung der Majestas Domini an dieser Stelle liegt in dem Inhalte der Präfation, worin zunächst Gott der ewige Vater verherrlicht wird. Eine andere Erklärung gibt Silard von Cremona, indem er schreibt: *in quibusdam codicibus maiestas Patris et erux depingitur Crucifixi, ut quasi praesentem videamus, quem invocamus, et passio, quae reprezentatur, cordis oculis ingeratur, in quibusdam vero altera tantum.*

¹⁾ Schöne Proben bei Mähn, Psalterium urzeum von St. Gallen, (St. Gallen 1878) Taf. I.—IV. — ²⁾ Abbild. bei Ebner S. 439.

Diese Worte Sifards führen uns zu dem zweiten Schmuck der handschriftlichen Missalien, der auch in die gedruckten Meßbücher übergehen sollte, zu der Verzierung des Kanons-Anfangs. Während in den älteren gelasianischen Sakramentarien der Kanon ohne irgendwelche Auszeichnung geblieben ist, mußte er, durch die hadrianische Reform an des Buches Spitze gestellt, bald die Aufmerksamkeit der Miniaturisten auf sich lenken. Tatsächlich begann man schon bald den Initialbuchstaben des Kanons, das T (e igitur) mit Ranken und Laubwerk im Geiste der Zeit kostlich auszustatten, wie wir es bei den V L der Präfation gesehen haben. Ramentlich hat die romanische Kunst sehr reiche und schöne T-Initialen geschaffen; hier und da wurde die Fortsetzung e igitur zwischen die Ranken künstlich eingeflochten.

Auch hier kam man bald zu einer mehr oder weniger typischen Darstellung, die einmal durch die Gestalt des T, sodann und besonders durch den Inhalt des Kanons nahegelegt war. Der Buchstabe T galt bereits im Altertum als ein Symbol des Kreuzes, in der heiligen Messe aber, speziell im Kanon feierte man die Erneuerung des Kreuzesopfers. Was lag da näher, als die Initiale T (e igitur) zu einem Bilde des Kreuzes und des Gefreuzigten umzugestalten? Wirklich wurde diese Umbildung auch bereits recht früh vorgenommen, wir sehen sie in einem der ältesten Missalien, in dem schon genannten Sakramentarium Gellonense (8. Jahrhundert). Der Heiland hängt in unschöner Weise mit gespreizten Beinen am Kreuze, das die T-Form hat. Allmählich verschwindet das T, und an seine Stelle tritt ein eigentliches Kreuz mit dem Gefreuzigten. Doch blieb man sich der ursprünglichen Bedeutung der Miniatur wohl bewußt, nach wie vor begann man den Kanon mit e igitur. Diese Umwandlung war im 9. Jahrhundert noch selten, im 11. war sie aber bereits fast zur Regel geworden. In dem Sakramentar zu Hildesheim vom Jahre 1014 ist indes das T noch als Kreuzestamm verwendet worden.¹⁾ Allmählich vergaß man den Ursprung des Kreuzigungsbildes aus dem T und setzte neben das Bild wieder T (e igitur); so war das Kreuzigungsbild von dem Texte losgelöst und selbstständig geworden. In der Folge entwickelte es sich im Rahmen der allgemeinen Kreuzigungsdarstellung; unter das Kreuz traten Maria und Johannes, später Soldaten und andere Figuren. So ging das Kreuzigungsbild aus den handschriftlichen in die gedruckten Missalien über, in denen es bis heute zu Anfang des Kanons seine Stelle behauptet.

Natürlich trat nicht in allen Missalien an Stelle des T ein Kreuz. Daneben finden sich zahlreiche andere Darstellungen. Zuweilen wird das T durch die Gestalt des zelebrierenden Priesters erjezt oder

¹⁾ Abbild. bei Beissel, Der hl. Bernward von Hildesheim (1895) Taf. VII. Vergl. auch Swarzenski, Regensburger Buchmalerei, Leipzig 1901, S. 65 ff.

unter dem Querbalken wird die Darbringung der heiligen Messe dargestellt: die Wiederholung neben der Wirklichkeit. Diese letzte Darstellung findet sich zuerst in einem Sakramentar aus Tours (9. Jahrhundert) und hält sich stellenweise bis zum Ende des Mittelalters. So zeigt ein Missale zu St. Florian in Oberösterreich von Heinrich Marbach (1300) auf rotumhäumtem Goldgrunde ein T, unter dessen Querbalken sich ein Altartisch befindet; über dem daraufstehenden Kelch halten rechts ein Priester, links Maria Gott dem Vater das nackte Christuskind hin.¹⁾ In anderen Handschriften ist das T nur mit Ranken und kleinen Figuren verziert. War somit auch ein überaus passender Thypus für den Manonanfang gefunden, so blieb doch in einer Zeit, in der jedes Prachtmissele ein individuelles Gepräge trug, jegliche Verknöcherung und Schablone fern. Jeder Künstler suchte aus seinem Eignen der überkommenen Darstellung etwas Neues hinzuzufügen und so haben wir in den alten Missalien bei aller Einheit doch die schönste Mannigfaltigkeit.

Der Text des Kanons wurde nur selten durch eine Illustration unterbrochen. Nur zum Schluß findet sich zuweilen beim Agnus Dei ein Lamm Gottes, auf welches der heilige Johannes hinweist, oder auch ein Bild des Heilandes selbst. Wie sehr die Symbolik sich auch hier manchmal geltend macht, zeigt eine Schlussminiatur eines Missale aus Fulda, jetzt in Göttingen. Das purpurfarbene Blatt ist umgeben von einem goldenen Rahmen, in den Ecken mit den vier Evangelistenmedaillons, von denen Diagonalen ausgehen, die sich in der Mitte in einem Medaillon mit dem Lamm treffen. Darüber stehen die Worte des Agnus Dei, darunter die Ecclesia (eine Frauensperson) mit dem Kelche, worin sie das aus der Herzwunde des Lammes ausströmende Blut auffängt, während sie in der Linken die Siegesfahne hält. Zum Schluß möge hier die Erklärung folgen, welche Papst Innocenz III. in seinen schönen Büchlein über die heilige Messe von dem Manonenbilde gibt: „In die meisten Messbücher wird zwischen die Präfation und den Kanon das Bild Christi gemalt, damit nicht allein der Sinn der Worte, sondern zugleich der Anblick des Bildes das Andenken an das Leiden des Herrn auffrische. Und vielleicht, obwohl menschlicher Tieftimm es angeordnet hat, daß der Kanon mit demjenigen Buchstaben beginne, welcher in seiner Gestalt das Zeichen des Kreuzes ausdrückt und darstellt, möchte solches doch nicht ohne göttliche Veranstaltung geschehen sein. Das T deutet nämlich auf das Geheimnis des Kreuzes, wie der Herr durch den Propheten sagt: „Zeichne ein Tau auf die Stirn der klagenden und seufzenden Männer.“²⁾

Wie die Initialen der Praefatio communis und des Kanons, so wurden in den Prachthandschriften auch die Initialen der Dra-

¹⁾ Ueber österreichische Missalien vergl. Neuwirth, Studien zur Geschichte der Miniaturmalerei in Österreich, Wien 1887, S. 20 ff. — ²⁾ De sacro altaris mysterio I. 3 c. 2. Migne, P. L. CCXVII, 840. (Nach der Uebersetzung von Hurter, Schaffhausen 1857.)

tionen und Präfationen hervorragender Messen durch künstlerischen Schmuck ausgezeichnet. Eine Glanzleistung dieser Art ist das für Drogo, Bischof von Meß 826—855, geschriebene Sakramentar. Es „ist nicht nur die glänzendste Schöpfung der Mezer Schreiberschule, sondern zählt auch zu den wichtigsten Denkmälern der Karolinger Kunstperiode. Wir besitzen nur wenige Werke aus dieser Zeit, welche in so einheitlicher Weise illustriert sind und bei welchen die künstlerische Phantasie so folgerichtig die Gegenstände der Darstellung gewählt hat, wie das Sakramentar Drogos.¹⁾“ Die Illustration dieses Missale besteht in zahlreichen figurierten Initialen, das heißt das Innere des Buchstabens ist mit Figuren verziert. Der Buchstabenkörper hat nicht das bereits erwähnte karolingische Geriemsel, sondern ist aufs zierlichste mit blaurotem, grünem oder goldgerändertem Rankenwerk umwunden, das sich auch innerhalb des Buchstabens ausbreitet. Da zwischen sieht man kleine figürliche Darstellungen, die sich meistens eng an den Inhalt der Gebete anschließen. Die künstlerische Phantasie des Miniaturisten zeigt sich besonders vorteilhaft in der Ausschmückung des häufig wiederkehrenden Buchstabens D (eus qui etc.). So hat er am Feste Epiphanie in das D die Anbetung der Dreikönige hineinkomponiert, am Gründonnerstage das Abendmahl und den Verrat des Judas, am Ostertage die Frauen am Grabe des Auferstandenen.

Welche Mühe und Arbeit man auf die Anfertigung der Missalien manchmal verwendete, sehen wir z. B. auch aus einem Reichenauer Sakramentar in Heidelberg (9. Jahrhundert), welches auf 350 Seiten nicht weniger als 256 farbige Initialen besitzt, von denen manche wahre Meisterleistungen sind.²⁾ Nur fromme Hingabe und sorgenlose Arbeit, die nicht auf Zeit und Geld zu schauen brauchte, vermochte solche Leistungen hervorzubringen.

Hiermit ist jedoch die Ausschmückung der Prachtmisssalien noch nicht vollendet. Zur größten Zierde gereichen ihnen die Miniaturen, wodurch teils die höheren Feste ausgezeichnet sind, teils die Sakramentshandlung dargestellt, teils auch die Widmung an gewisse Personen ausgedrückt wird. Ebner hat daher diese Miniaturen in drei Klassen eingeteilt. Als historische Bilder bezeichnet er jene Miniaturen, welche die an dem betreffenden Feste gefeierte Begebenheit, beziehungsweise den Festgedanken zur Anschauung bringen. Dahin gehören nicht nur die Ereignisse aus dem Leben des Heilandes, z. B. seine Taufe, der Einzug in Jerusalem, Fußwaschung und Abendmahl, sondern auch Erzählungen aus der Heiligenlegende, wie die Teilung des Mantels durch St. Martin oder die Kreuzigung des Apostels Andreas. Der Reichtum einzelner Missalien an derartigen Miniaturen ist bedeutend. So zählt ein Bamberger Missale aus dem 10. Jahrhundert achtzehn prächtige Miniaturbilder. Eine Beschreibung vermag

¹⁾ Springer, a. a. D. S. 15. — ²⁾ Trefflich behandelt von Oechelhäuser, Die Miniaturen der Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg I (1887) 3—55 mit Abbildungen.

auch nicht annähernd eine genaue Vorstellung von der Pracht und Sinnigkeit solcher Bilder zu geben, das vermag nur die Betrachtung der alten Monumente selber.

Die zweite Klasse bezeichnet Ebner als liturgische Bilder, da sie einzelne liturgische Handlungen illustrieren, z. B. die Erteilung der Taufe, der heiligen Weihen oder der Sterbesakramente. Für die Kenntnis der mittelalterlichen Zeremonien und Paramente sind diese Bilder von großem Interesse. Solche liturgische Bilder besitzen unter anderen ein vielgenanntes Sakramentar zu Autun (9. Jahrhundert) und ein weniger bekanntes, reich ausgestattetes Sakramentar des Bischofs Wermund von Ivrea (10. Jahrhundert).

Die dritte Klasse bilden die sogenannten Widmungsbilder. Welcher Art dieselben sind, zeigt uns z. B. ein Missale zu Solothurn, aus Hornbach (Diözese May) vom Jahre 972, welches drei Dedicationsbilder hat: Der Schreiber Eburnant überreicht das Messbuch dem Abte Adalbert, dieser widmet es dem heiligen Pirmin, welcher es dem heiligen Petrus übergibt. Häufiger sind es Widmungsbilder an die beiden großen Reformer des Missale Gelasius und Gregorius, die an die Spitze des Missale treten, ähnlich wie die einzelnen Evangelisten ihren Evangelien vorangestellt werden. Namentlich wird der heilige Gregor mit Vorliebe in deutschen und französischen Missalien dargestellt, wie er einem Schreiber diktiert, während eine Taube, das Symbol des heiligen Geistes, auf seiner Schulter sitzt und ihn inspiriert. Häufig ist die ganze Darstellung von einem freirunden, farbigen Hintergrunde umgeben.

Groß ist die Zahl der farbenprächtigen Missalien, welche die Buchmalerei vom 8. bis 13. Jahrhundert mit Initialen und Miniaturen ausgestattet hat. Viele sind freilich im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen, aber diejenigen, welche uns erhalten geblieben, zeugen laut von der Hochschätzung des Missale in jenen glaubensvollen Zeiten. Daß es neben den Prachthandschriften auch einfache, nicht illuminierte Messbücher gab, versteht sich auch für jene Zeiten von selbst, denn jeder Landpfarrer bedurfte eines Missale, aber nur für wenige bestand die Möglichkeit, sich eine kostbare illustrierte Handschrift zu erwerben.

Je höher die Werke der karolingischen und romanischen Miniaturkunst erhoben werden, um so tiefer wird häufig die Buchmalerei des späten Mittelalters eingeschägt. Sie trage nicht nur die Spuren des Verfalls an sich, es soll ihr auch jegliche Produktivität gefehlt haben. Von diesem Rückgange seien am schwersten die liturgischen Bücher, speziell das Missale, betroffen worden. Richtig ist an diesen Vorwürfen, daß im 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Buchmalerei in Deutschland wenig gepflegt wurde, sie schien ihre Kräfte erschöpft zu haben. Seit 1450 erfolgte aber ein Aufschwung und namentlich ein Umschwung wie kaum je

zuvor.¹⁾ Der Umschwung bestand in der Abkehr von den typischen, schematischen Bildern und in der richtigen Würdigung und Darstellung der Natur und des Individuellen. Am stärksten tritt dieser Wandel in den liturgischen Büchern zu Tage. Das Missale verliert seinen ernsten, feierlichen Charakter von ehemals. Die purpurfarbenen, goldschimmernden Prachtseiten verschwinden, prächtige Ranken, bunte Blüten und Blumen, zwischen denen sich eine lustige Tierwelt tummelt, umrahmen jetzt den heiligen Text. Affen treiben da ihr possierliches Spiel, Häschen lenken den vom Fuchs gezogenen Schlitten und geben ihm die Peitsche zu kosten, Bären spielen die Gitarre. Ebenso finden Heilige und Engel in den Ranken und Blumen ihr Unterkommen. So sehen wir in einem Missale aus Weihenstephan (Bayern) in den Ranken vier Hunde und ein drachenähnliches Tier, darunter St. Michael, den Drachentöter, zu dem der Schreiber des Buches und der Abt Johannes ihre Zuflucht nehmen. Ein Missale aus der bayerischen Benediktinerabtei Schäftlarn (um 1470) hat eine Ranke mit Blumenkelchen, aus dem vier Propheten hervorschauen. In der Entwicklung der Ranken zeigt sich ein Fortschritt, insofern als die älteren Arbeiten einen mehr ornamentalen Charakter von architektonischer Strenge, die jüngern eine leichte, naturalistische Auffassung aufweisen. Daneben finden sich auch in Deutschland einzelne Missalien mit den niederländischen Mandorlen und den zerstreuten Blumen und Blättern, so in einem Missale aus Tegernsee (um 1460), in welchem die feinen Ornamente zuweilen den ganzen Rand umschlingen.²⁾

Man mag diese Art der Verzierung an dieser Stelle weniger passend finden und sie tiefer einschätzen als die ernsten karolingischen und romanischen Gestalten — kostliche Werke der Miniaturmalerei bleiben sie trotzdem, die manchen wegen ihres prickelnden Farbenglanzes und ihrer anmutigen Erscheinung auch heute noch mehr ansprechen mögen als die Gebilde der älteren Kunst, die Vorliebe ihrer Zeit hatten sie jedenfalls.

Auch in den eigentlichen Miniaturbildern lässt sich ein Wandel konstatieren. Mehr wie früher werden jetzt die Bücher mit Bildern geziert, die durch örtliches oder lokales Interesse bedingt sind; vorzugsweise finden die Orts- und Ordensheiligen, beziehungsweise Patronen Aufnahme in das Missale. Auch ihre eigene Person bringen die Miniaturisten gerne in Verbindung mit den heiligen Geschichten, indem sich z. B. der Schreiber oder Maler auf dem Kanonbilde zu Füßen des Gekreuzigten darstellt. So kniet in einem Missale zu St. Florian (Oberösterreich) der Maler Heinrich von Marbach (um 1300) im Gewande eines Chorherrn am Fußende des Kreuzes.³⁾

¹⁾ Vergl. hierüber meine Abhandlung „Zur süddeutschen Miniaturmalerei des späteren Mittelalters“ in: Die christliche Kunst 1906, Heft 11.

²⁾ Über bayerische Missalien ist jetzt zu vergleichen Riehl, Zur Geschichte der bayerischen Malerei des 15. Jahrhunderts, München 1895.

³⁾ Neuwirth, a. a. O. S. 41 ff.

Was besonders das T (e igitur) anlangt, so entwickelt es sich in österreichischen Missalien manchmal zu einem grügenden Baum, aus dessen Zweigen in dem eben genannten Missale Heinrichs von Marbach zwei Engelköpfe hervorschauen. Dasselbe Missale zeigt uns, wie das Manonbild reicher und naturalistischer wird. Zu beiden Seiten des Gekreuzigten sieht man die Marterwerkzeuge, wie die Säule mit dem Rutenbündel und Geißel, Hammer, Zange, Schwamm, Eßig, Würfel. Das Manonbild eines Salzburger Missale vom Jahre 1432 ist von einem Rahmen mit naturalistischen Blumen umgeben, in den Ecken sind die Evangelistensymbole, in dem Rankenwerk die Propheten Isaías, Jeremias und Zacharias, sowie Job, David und Salomon mit Inschriften angebracht.

Natürlich wurden nach wie vor die Hauptfeste durch ganzseitige Miniaturbilder ausgezeichnet, die das Festgeheimnis zur Anschauung brachten. Auch in den Initialen liebte man die Gedanken der Drationen oder der Psalmverse zum Ausdruck zu bringen. Gerade hier zeigt es sich am besten, wie die typischen Gebilde der alten Sakramentarien frischem Leben und individuellen Zügen Platz gemacht haben. Wie prächtig noch am Ende des Mittelalters einzelne Messbücher ausgestattet wurden, dafür werden wir sofort einige Beispiele anführen, die zugleich den Beweis liefern, daß in jener vielverrufenen Zeit manche Kirchen und Kirchenfürsten für die Anfertigung schöner Missalien die größten Kosten nicht scheut.

Die Frauenkirche von München besitzt ein Missale (1480), dessen Meister fast die gesamte heimische Blüten- und Blumenwelt in anmutiger Abwechslung als Zier angewandt hat. Da sehen wir Maiglöckchen, Erdbeeraufz, Rose, Wohne mit Frucht und Blüte, Weinlaub, Eichenzweige. Noch anziehender wird das Tierleben vorgeführt. Nicht nur Hasen und Hirsche, auch Tiger, Löwe, Löwin und Bär treten auf. Huhn und Hahn und Geier und Reiher und Falk werden in packenden Situationen gezeichnet. Auch die Halbfiguren in den Blumenfelchen fehlen nicht. Die Initialen sind mit kleinen Darstellungen geziert, die jedesmal zum Feste passen; alle Miniaturen aber überragt das Kreuzigungsbild, eine tief empfundene und treiflich durchgeführte Komposition mit dem Stifter oder Maler zu Hause des Gekreuzigten.

Einen ichier unerschöpflichen Schatz von kostlichen Ranken, Initialen und Miniaturen besitzt das fünfbändige Missale, welches Berthold Kurtmehr aus Regensburg 1481 für Bernhard von Rohr, Erzbischof von Salzburg vollendete.¹⁾ Kurtmehr hat es sichtlich vermieden, das bunte Leben der Tierwelt zu malen, das er freilich wohl zu schildern weiß, wie die Schlussvignette mit vier Hasen, sechs Aßen, einem Eichhörnchen und Löwen beweist, umso liebenvoller hat er

¹⁾ Vergl. Händke, Berthold Kurtmehr, Sein Leben und seine Werke, München 1885, S. 15 ff.

bei den biblischen Szenen die Landschaften und die handelnden Personen ausgeführt, wenngleich ihm eine lebhafte dramatische Handlung nur selten gut gelingt. Die zahlreichen Initialbildchen zeugen von Phantasie und Geschick. Eine Initialie P zeigt z. B., wie Moses am brennenden Dornbusch die Schuhe auszieht; die Initialie C beim Feste Epiphanie, wie die drei Könige gemeinsam in einem Bett ruhen und der Engel ihnen die Mitteilung macht. An demselben Feste ist bei der Initialie T die Flucht nach Ägypten geschildert. Der Buchstabe hat die Gestalt eines Baumes angenommen, von dessen Zweigen St. Josef und ein Engel Früchte pflücken, während die Mutter mit dem Kinde vorbereitet. Dieselbe Initialie T weist bei dem Feste des heiligen Ruppertus die seltene Darstellung auf, wie Justitia, Veritas, Misericordia Christus ans Kreuz nageln und Pax ihm mit einer Lanze die Seite durchbohrt. So ist das ganze Missale mit prächtigen Bildchen geschmückt, zu denen bei allen Hauptfesten noch große Miniaturen kommen, am Mariä Geburtsfeste z. B. die Wurzel Jesse; aus der Brust des weisbartigen Alten wächst ein prächtig belaubter Baum mit Blumenkelchen, aus denen Propheten hervorragen, über allen thront Maria, zur Seite stehen Adam und Eva — eine kostliche Arbeit. Das ganze Werk bezeugt, wie viel Scharfsinn, Überlegung und Kosten auf die Anfertigung eines einzigen Missale damals verwendet wurden.

Endlich sei noch ein für Kardinal Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz, gemaltes Missale erwähnt, das der Nürnberger Niklas Glockendon 1524 vollendete (jetzt in Aschaffenburg¹⁾). Der Kodex von 572 Pergamentblättern in Folio zählt 33 Vollbilder, von denen drei die heiligen Patronen Mauritius, Erasmus und Maria Magdalena, drei kirchliche Feste, die übrigen biblische Szenen darstellen. Zur zweiten Gruppe gehört die „Fronleichnamsprozession“, in der Albrecht selbst die Monstranz tragend, unter einem blauen Baldachin auf eine Kirche zuschreitet. Die zahlreichen Initialen werden meistens zu selbständigen Darstellungen. Dass auch schönes Rankenwerk und munteres Tierleben nicht fehlen, ist für jene Zeit selbstverständlich. Kunstgeschichtlich sind die größeren Miniaturen dadurch von Interesse, dass Glockendon mehrfach die Werke der großen Meister Schongauer und Dürer als Vorlagen benutzte. Als Preis für das Werk erhielt Glockendon 500 fl.

Wir wiederholen: es weht uns hier ein ganz anderer Geist entgegen als aus dem karolingischen und romanischen Sakramenterien. Aber wer möchte die jüngeren Meister tadeln? wer könnte ihren kostlichen Arbeiten gram sein? wer möchte sie missen? Gerade zum Schluss des Mittelalters hat die Miniaturkunst noch einmal all ihr Können für die liturgischen Bücher aufgeboten und Missalien geschaffen, die unsere Bewunderung verdienen.

¹⁾ Vergl. Redlich, Kardinal Albrecht von Brandenburg und das Neue Stift zu Halle. Mainz 1900, S. 216 ff.

Inzwischen war bereits die Buchdruckerkunst erfunden, die der Buchmalerei ein langhames, aber sicheres Ende bereiten sollte. Anfänglich schien man der Haltbarkeit der gedruckten Bücher nicht recht zu trauen, manche fanden sie in ihrer Schmucklosigkeit für den liturgischen Dienst auch wohl nicht passend, kurz mehrfach blieb man noch lange der alten Gewohnheit treu, die Messbücher handschriftlich anzufertigen. Das war z. B. der Fall im Afrakloster zu Augsburg, wo bereits 1472 Abt Melchior eine Druckerei einrichtete, trotzdem blieb Bruder Leonard Wagner ein fleißiger Bücherabschreiber, der 1494 vom Chorgesange dispensiert wurde, um zwei Psalterien zu schreiben.¹⁾ Im allgemeinen aber griff man gewiß freudig zu den neuen Druckwerken, von denen bekanntlich die sechsunddreißigzeilige und zweiundvierzigzeilige Bibel die hervorragendste Stelle einnehmen. Weniger bekannt dürfte es sein, daß unter den ersten Werken, die aus der Druckerpreße hervorgingen, sich auch das Missale befand, nach Hupp ist das Missale vielleicht sogar das älteste bekannte, mit Typen gedruckte Buch, jedenfalls ist es nach ihm vor dem Jahre 1457 entstanden. Einige Worte über das erste gedruckte Missale dürften gewiß interessieren und auch mit unserem Gegenstande wohl im Zusammenhange stehen.²⁾ Das einzige Exemplar dieses Druckes tauchte erst kürzlich im antiquarischen Buchhandel auf und befindet sich (noch jetzt?) im Besitze von L. Rosenthal in München. Es zählt 176 (früher 192) Blätter mit nur je 18 Zeilen. Merkwürdig ist, daß der Druck Seite für Seite mit der Feder ausgebessert wurde. Die kleinen Uncialen und das Zeichen V (ersiculus) sind handschriftlich eingezzeichnet, ebenso sollte das verlorene gegangene Kanonbild gemalt werden. Zahlreiche Initialen und Ueberschriften sind mit roter Tinte gedruckt. Für den Kanon, dessen Seiten nicht numeriert sind, ist, wie überhaupt in den ältesten Missalien, Pergament verwendet worden. Der Druck des Kanon ist mit derselben Type wie der übrige Text erfolgt, während er sonst mit einer eigenen Type, der sogenannten Kanontype, hergestellt wurde. Solch ein gesondert gedruckter Kanon hat sich ebenfalls aus der allerersten Zeit der Druckkunst erhalten und ist gleichfalls erst in jüngster Zeit bekannt worden; er befindet sich in der Bodleiana zu Oxford und wird aus dem Jahre 1458 datiert.³⁾ Typographisch gehört er „zu den vollendetsten und schönsten Denkmälern, die wir aus der Jugendzeit der Kunst des Bucherdruckes besitzen. Er steht in technischer und ästhetischer Hinsicht auf gleicher Stufe mit dem Psalter (Brevier) Drucken von 1457 und 1459 und kann mit Recht an dem Weltruhme dieser in der Tat höchst bewundernswerten Leistungen teilnehmen.“ Bemerkens-

¹⁾ Wattenbach, *Das Schriftwesen im Mittelalter*, 3. Aufl., S. 451.

²⁾ Hupp, *Ein Missale speciale, Vorläufer des Psalteriums von 1457*. München 1898. ³⁾ Vergl. *Der Kanon Missae v. J. 1458 der Bibliotheca Bodleiana zu Oxford. Von Fall und Wallau in den Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft III. (Mainz 1904)* S. 37 ff.

wert ist, daß hier die früher besprochene Abbreviatur für *Vere dignum et iustum est* vorzüglich nachgeahmt wurde. Das rot gedruckte T (e igitur) nimmt in der Höhe den Raum von sechs Druckzeilen ein (85×90 mm) und ist mit stilisierten Blumen verziert. Beide Druckstücke „waren auch in der Presse des Druckers eine Art kleiner Wunderwerke, die durch eine geschickte Einrichtung das schwierigste Problem des mehrfarbigen Druckes in unübertrefflich sicherer Weise lösten“.

Schon im Jahre 1470 wurden 20 Kanons aus der *Fust'schen* Offizin von Lübeck aus nach Riga und Reval versandt, ein Beweis, wie begierig die gedruckten Missalien gekauft wurden. Genauer auf die Verzierung und Ausstattung der gedruckten Messbücher einzugehen, ist uns hier nicht möglich.¹⁾ Deshalb darüber nur einige Worte. Anfänglich übten die Miniaturen der Handschriften noch ihren wohltätigen Einfluß auf die Stiche und Initialen aus, später verschlechterten sich mit dem Papier auch der Druck und die Illustration, wenn man nicht gänzlich darauf verzichtete. Im 18. Jahrhundert waren die Bilder häufig nichts weniger als erbaulich, die Initialen meistens ohne jeden Kunstwert, die typographische Ausstattung armselig, selbst der Rotdruck wurde zuweilen aufgegeben. Die Neubelebung der christlichen Kunst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts brachte auch dem Missale einen Teil seines alten Glanzes zurück. Eine wahre Meisterleistung ist das kostbare, reich illustrierte Missale mit gotischer Schrift von Reiß in Wien (1861); doch auch die seitdem erschienenen Missalien aus den Druckereien von Regensburg, Tournay, Mecheln u. s. w. verdienen alle Anerkennung.

* * *

Wir können unsere geschichtliche Abhandlung über den Inhalt und die Ausstattung des Missale nicht schließen, ohne einem praktischen Gedanken Raum zu geben. Als Bischof Meinwerk von Paderborn († 1036), wie sein alter Biograph erzählt, einstens einen frommen Priester aufforderte, ihm seine liturgischen Bücher zu zeigen, und dieser nur verwahrloste, schlechte Bücher vorlegen konnte, warf sie der Bischof voll Unwillen ins Feuer, indem er sie des heiligen Dienstes für unwürdig erklärte. Wer häufig Gelegenheit hat, auf Reisen in fremden — kleinen und großen — Kirchen das heilige Messopfer darzubringen, findet nicht selten Missalien, die weit eher in das Feuer als auf den Altar gehören. Unsaubere oder zerrissene Messbücher sind des erhabenen, göttlichen Opfers nicht würdig. Will man ein aufgebrauchtes Missale nicht vernichten, dann möge man es einer größeren Bibliothek überlassen, aber nicht länger auf dem Altare dulden. Wie leicht und billig können wir uns heute ein schönes

¹⁾ Ueber die Illustration der ältesten Baseler Missalien bietet manches Material Weisbach, *Die Baseler Buchillustration des 15. Jahrhunderts*, Straßburg 1896, S. 14. 30. 38. 58. Ueber Hagenauer Missalien vergl. Heiß, *Die Hierinitialen in den Drucken des Thomas Anshelm (1516—1523)*, Straßburg 1894, S. 1 ff.

Missale erwerben, das im Mittelalter mühsam abgeschrieben oder teuer erstanden werden musste. Scheuen wir die geringe Summe nicht, wo es sich handelt um das Heiligste auf Erden, um das Opfer der heiligen Messe!

Das Beichtmonopol.

Das Wirken im Beichtstuhl gehört wohl, wie jeder Beichtvater recht gut weiß, zu den schwierigsten, aber nicht weniger auch zu den wichtigsten Aufgaben der Seelsorge. Von der Verwaltung dieses Amtes hängt, so dürfen wir wohl behaupten, zum guten Teile der sittliche Stand einer Pfarrgemeinde ab. Darum wird der gute Seelsorger jede Gelegenheit benützen, um sich durch eifriges Studium und Gebet für eine möglichst gute Verwaltung des Bußsakramentes zu befähigen; er wird jeden Rat von anderer Seite dankbar annehmen; er wird gerne und zu jeder Zeit in dem Beichtstuhle sich einfinden, wenn er gerufen wird. Sodann wird er alle Sorgfalt darauf verwenden, die Gläubigen über die Beichte zu belehren und ganz besonders keine Mühe sparen, die kleinen möglichst gut auf die heilige Beichte vorzubereiten.

Anderseits wird er mit heiligem Eifer alles von sich und den Beichtkindern fern halten, was irgendwie ein aufrichtiges Bekenntnis der Sünden hindern könnte. Er wird sich deshalb besonders vor einem Fehler hüten, der leider auch heute noch häufig vorkommt, und welcher um so gefährlicher ist, weil er sich gerne unter dem Deckmantel des „zelus animarum“ verbirgt. Wir meinen jenen Fehler, der unter dem Namen „Beichtmonopol“ bekannt ist und den wir zu einer eingehenden Studie gewählt haben.

Wir fassen die Arbeit in drei Punkte zusammen:

- I. Wurzeln,
- II. böse Früchte,
- III. Vermeidung des Beichtmonopols.

I. Wurzeln des Beichtmonopols.

1. Wer in wichtigen Herzensangelegenheiten zu einem Anderen seine Zuflucht nimmt und bei ihm Rat und Hilfe sucht, erweist demselben ein großes Vertrauen, welches denjenigen ehrt, dem es erwiesen wird. Größer noch möchten wir das Vertrauen bezeichnen, welches der katholische Christ dem Priester bezeigt, bei welchem er beichtet. Denn er offenbart ihm seine geheimsten Sünden und Schwachheiten und sucht bei ihm Rat und Leitung in der allerwichtigsten Angelegenheit, in der Rettung seiner Seele für die Ewigkeit. Dieses Vertrauen nun schmeichelt dem natürlichen Menschen und deshalb kann so leicht Münzgünst und Eifersucht, ja sogar Abneigung gegen den Mitbruder entstehen, wenn derselbe einen größeren Zuspruch hat. Nun bedarf es nur noch eines Schrittes und der Fehler, den wir im Auge haben,

ist da. „Abyssus abyssum invocat.“ Der eitle Konfessor sucht nun mit allen Mitteln die Beichtenden bei sich festzuhalten. Deshalb empfängt er sie mit übermäßiger Freundlichkeit und wo die Pflicht Ernst und Entschiedenheit erfordert, findet er nicht den Mut dazu, weil er die Pönitenten zu verleben und zu verlieren fürchtet. Geht einmal ein Beichtkind zu einem anderen Priester, so ist das kein geringes Verbrechen, er stellt es darüber zur Rede, wenn es wieder kommt, oder zeigt sogar durch sein Benehmen in und außer dem Beichtstuhle, daß er damit unzufrieden ist. Daher kommt es auch, daß es Beichtväter gibt, welche sich den Beichtkindern förmlich aufdrängen; daß es Pfarrer gibt, welche es als ihr unvergleichliches Privilegium ansehen, allen Brautleuten die Beichte vor der Trauung abzunehmen; Pfarrer, welche für die Kinderbeichten niemals einen fremden Beichtvater herbeiziehen.

Wie verkehrt aber und wie verderblich ein Priester handelt, welcher in der Verwaltung des Bußsakramentes die Befriedigung seines Ehregeizes sucht, ist leicht einzusehen. Der göttliche Heiland hatte bei seinem ganzen Erlösungswerke nur die Verherrlichung seines himmlischen Vaters im Auge. „Ich suchte nicht meine Ehre“ (Joa. 8, 50); „ich bin gekommen, zu suchen, was verloren war“ (Luc. 19, 10).

Der Priester soll sein ein „alter Christus“, welcher bei all seinen priesterlichen Funktionen gleichfalls nur die Ehre Gottes sucht. Und nun denke man sich einen Priester, welcher als Verwalter des Bußsakramentes den Beichtstuhl als ein Mittel zur Befriedigung seiner Eitelkeit und Selbstsucht erblickt. Ob Gott verherrlicht, ob den Seelen genützt wird, das ist ihm gleichgültig, wenn nur seine eigene Person Ehre und Anerkennung empfängt. Welch ein Missbrauch, welche Entehrung dieses großen Sakramentes, Welch ein Raub an Gottes Ehre! Es ist ja klar, daß die Großzahl der so handelnden Beichtväter sich die Niedrigkeit dieser Handlungsweise gar nicht zum Bewußtsein bringt, aber das ändert an der objektiven Verwerflichkeit derselben gar nichts. Rufen wir deshalb zu Gott um jene Liebe, die nach dem Apostel Paulus „omnia suffert, omnia credit, omnia sperat, omnia sustinet“; um jene Liebe, welche derselbe Apostel als: „patiens et benigna, non ambitiosa“ bezeichnet; um jene hingebende Liebe, „quae non quaerit, quae sua sunt“ (1. Cor. 13, 4—7.).

2. Eine andere Quelle, aus welcher diese Uebelstände entspringen, ist ein zu großes Selbstbewußtsein und ein gewisses Misstrauen auf andere. Wenn gewisse Laster in einer Gemeinde vorkommen, besonders unter den jungen Leuten, dann ist man gleich bei der Hand, diese Uebel dem Umstände zuzuschreiben, daß die jungen Leute auswärts beichten gehen. Wir geben gerne zu, daß ein fremder Beichtvater leicht getäuscht werden kann, und wir wollen noch weiter zugeben, daß auf diese Weise der eine oder andere Pönitent in der Beichte losgesprochen wird, welchen der eigene Pfarrer nicht absolviert hätte. Wir fragen aber, ist denn der Beichtstuhl der einzige Ort, wo gegen

solche Uebel aufgetreten werden kann? Steht der Pfarrer nicht jeden Sonntag auf der Kanzel, wo solche Borkommnisse gerügt werden können, wo seine Worte, wenn sie vom Geiste der Liebe und des wahren Seeleneifers getragen werden, ganz sicher auf gutes Erdreich fallen? Wozu all die Donnerreden gegen das Auswärtsbeichten, welche nur zu häufig die Autorität des Seelsorgers erschüttern und meistens eine entgegengesetzte Wirkung erzielen. Der wahre Priester dankt zwar Gott für die Seelen, die er ihm zuführt, aber er fürchtet auch die Rechenschaft. Mit der größten Gewissenhaftigkeit hütet er sich vor allem, was wie ein Versuch aussieht oder ausgelegt werden kann, die Freiheit der Beichte zu beschränken.

3. Manche Seelsorger erblicken in der Beichte die beste Gelegenheit, um sich Kenntnis über verschiedene Missbräuche, Feindschaften, Aergernisse, Ursachen und Gelegenheiten zur Sünde (z. B. Schlafstätten, Zusammenkünfte der jungen Leute beiderlei Geschlechtes, besonders zur Nachtzeit), Vernachlässigung der Kinderzucht oder der religiösen Pflichten u. s. w. zu erwerben. Auch bringt der Beichtstuhl eine besondere Kenntnis der Einzelnen, die man belehren, zurechtheißen, trösten oder befestigen kann. Infolgedessen glauben sie in ihrer Pastoration gehemmt zu sein, wenn die Leute auswärts beichten gehen, und suchen, vielleicht in der besten Absicht, die Leute an ihrem Beichtstuhle festzuhalten. Wir geben gerne zu, daß die Beichte reiche Kenntnis über die Pfarrkinder vermittelt, aber es gibt noch andere Mittel und Wege, zu dieser Kenntnis zu gelangen. Benger sagt in seiner Pastoraltheologie (§ 183. p. 717.): „Diese Kenntnis (nämlich die allgemeine und besondere seiner Schafe) suche der Seelsorger sich teils durch Verkehr mit verständigen und erfahrungsreichen Männern (Priester oder Laien) des Ortes oder der Gegend, teils dadurch zu erwerben, daß er sein Volk heimsucht, das ist durch vertrauungsvollen väterlichen Umgang mit den Pfarrkindern, besonders dann, wenn er nach dem Antritte der Pfarrei und später von Zeit zu Zeit die einzelnen Familien zu besuchen hat.“

4. Endlich wird noch als Entschuldigungsgrund hingewiesen auf die frühere Vorschrift der Kirche, nach welcher jeder die jährliche Beichte bei seinem Pfarrer ablegen mußte. Diese alte Vorschrift ist jedoch längst durch entgegengesetzte Gewohnheit außer Kraft gesetzt; „antiquatam“ schreibt Lehmkühl (Theol. Moral. ed. VI. P. I. l. II. n. 1205) „prorsus esse obligationem confitendi parocho vel ejus veniam habendi, qua liceat alteri confiteri, vix est hodie, qui in dubium vocet.“

Unter dem „sacerdos proprius“ versteht man heutzutage jeden approbierten Priester. Beschränkungen bestehen nur noch für Klosterfrauen. Jeder Gläubige hat demnach das unantastbare Recht, zu jedweder seiner Beichten sich einen beliebigen Beichtvater aus der Zahl aller approbierten und mit Jurisdiktion versehenen Priester auszuwählen. In diesem Sinne entschied auch das Mönner Provinzial-

koncil: „Quod ad proprium sacerdotem, cui peccata confitenda sint, attinet, ecclesiae usum sequentes declaramus, confessionis praecepto satisfacere, qui peccata sua cuilibet sacerdoti approbato confiteatur.“ C. Pr. Col. 1860, p. 2, c. 14. Cfr. C. Pr. Rem. 1849, tit. 8, c. 2.; Gousset, Theol. Mor. 2, n. 411, 412.

Die Kirche folgte bei ihrer Worschift, die Gläubigen sollen bei ihrem eigenen Pfarrer beichten, einer idealen Auffassung vom Verhältnisse zwischen Seelsorger und den ihm anvertrauten Seelen. Sie sah im Seelsorger den Vater, in den Pfarrangehörigen seine geistlichen Kinder; sie sah im Seelsorger den guten Hirten und in den Pfarrkindern seine Schäflein, von denen man erwarten durfte, daß sie ihrem Hirten gegenüber aufrichtig seien. Die veränderten Zeiten haben jedoch dazu geführt, in der Wahl des Beichtvaters volle Freiheit zu gewähren. Denn wahrhaft traurig sind die Folgen, welche eine Einschränkung dieser Wahl nach sich zieht, sowohl für den Konfessor als auch für die Beichtkinder.

II. Böse Früchte des Beichtmonopols.

A. Für den Beichtvater.

1. Wie die Erfahrung lehrt, wird der Beichtvater oder Seelsorger niemals imstande sein, das Beichtmonopol vollständig durchzuführen, ja er wird trotz seiner Bemühungen öfters die Beobachtung machen müssen, daß gerade jene Beichtkinder ihm den Rücken kehren und anderswo beichten, welche er am liebsten an seinem Beichtstuhle gesehen hätte. Einen Priester, welcher vom wahren Seeleneifer erfüllt ist, lässt diese Beobachtung vollständig kalt; die geringe Zahl der bei ihm Beichtenden macht ihn keineswegs mutlos, er kann sich dann um so mehr den Einzelnen widmen, denn nicht darauf kommt es an, wie viele Pönitenten man behandelt, sondern wie gut man sie behandelt. „Coram Deo et conscientia“, sagt auch P. Hilarius a Sexten, „nihil interest, quotnam quis habeat, quos poenitentes dirigat, sed quomodo eos dirigat“ (P. Hil. a Sexten; Tractatus Past. de Sacramentis P. II. c. IV. § 45.). Wenn nur Seelen gerettet werden, dann ist der seeleneifrige Priester zufrieden. Der ehrgeizige Konfessor dagegen fühlt sich unglücklich, wenn er merkt, daß ein Beichtkind einen anderen Beichtvater aufgesucht. Bei einiger Selbstprüfung würde ein solcher Beichtvater vielleicht auch etwas wie sinnliche Unabhängigkeit und fleischliche Zuneigung des Herzens zu dieser Person entdecken. Wir wollen nichts weiteres darüber sagen, es ist ja bekannt, wie manche Alergernisse die Kirche in dieser Beziehung schon zu beweinen hatte.

2. Ein weiteres Uebel, welches das Beichtmonopol für den Seelsorger zur Folge hat, ist, wie bereits erwähnt, eine gewisse Abneigung gegen die benachbarten Standesgenossen. Wir wollen Dubois darüber sprechen lassen: „Oft liegt auch die Ursache, warum wir uns von unseren Amtsbrüdern abschließen und kaltstimmig gegen sie be-

nehmen, in der Eifersucht. Man hütet sich wohl,emanden diesen Grund einzugestehen, ist vielleicht gar so verblendet, daß man ihn sich selbst nicht eingestehet. Indes ist es leider nur allzu wahr, daß manchmal gerade in diesem Laster, ohne daß wir es wissen, die Ursache der Abneigung gegen die benachbarten Standesgenossen zu finden ist. Ein solcher Pfarrer kann z. B. nicht leiden, wenn auch nur ein einziges Pfarrkind sich seiner Seelenführung entzieht, einen anderen Beichtvater hat. Das ist so eine fixe Idee bei ihm, die ihm gut, ja ganz vortrefflich dünkt; und er ist so davon eingenommen, daß er sich insgeheim, ja bisweilen sogar öffentlich, ziemlich klar und deutlich in diesem Sinne ausspricht.

Gleichwohl gibt es Pfarrkinder, die sich in diesem Punkte nicht überzeugen lassen. Von Natur schüchtern und furchtsam, fühlen sie, daß sie nie den Mut haben würden, ihrem eigenen Pfarrer eine schwere Sünde zu offenbaren, die sie im Andrange einer schweren Versuchung aus Schwäche begangen haben; und darum glauben sie nicht nur nicht verkehrt, sondern sogar sehr klug zu handeln, wenn sie sich einen fremden Beichtvater wählen; und letzterer, der darin natürlich auch nichts Unrechtes finden kann, nimmt sie ohne Bedenken an. Sobald aber der eigentliche Hirte dieser entlaufenen Schafe erfährt, daß sie seinem Hirtenstabe entflohen seien, so ist er dann sowohl über die flüchtigen Schafe, als auch über den benachbarten Seelsorger, der sie angenommen, unzufrieden und verdrießlich." (Dubois „Der praktische Seelsorger“ Nr. 170.)

3. Aus demselben Grunde sind bei manchen Geistlichen die Klöster mit ihren Mönchen so unbeliebt. Das gewöhnliche Volk besitzt eine sehr ideale Anschauung vom Ordensleben und sieht in jedem Ordenspriester das, was er sein sollte, einen „homo Deo sacratus, innollutus, innocens, segregatus a peccatoribus.“ Ferner sind die Ordensleute von der Welt mehr abgeschlossen und kommen mit den Leuten viel weniger in Berührung, als der Weltklerus. Daher das große Vertrauen, welches das Volk dem Ordensklerus entgegenzubringen pflegt, daher auch die Tatsache, daß die Weltleute selbst weite Wege und Fahrten nicht scheuen, um bei Ordensleuten zu beichten. Wie oft können diese Beichtväter hören: „Ich bin weit hergekommen, um einmal eine recht gute Beichte abzulegen, haben Sie Geduld mit mir.“ Sollte man es für möglich halten, daß ein Seelsorger es ungerne sieht, wenn einige seiner Leute bei Ordenspriestern beichten? Aber es werden Gründe dafür angegeben: Die Mönche huldigten dem Larismus, sie absolvierten alles, was da kommt, und daher seien alle ihre Mühen umsonst u. s. w. Das sind Behauptungen, welche eines Beweises entbehren, Behauptungen, welche nur dazu dienen, den eigentlichen Grund, den man offen nicht eingestehen will, zu verdecken. Mein lieber Mitbruder! Wenn du etwas Besonderes auf dem Herzen hast, das dich heftig quält, — homines fragiles sumus — sage aufrichtig, suchst du dann nicht mit Vorliebe die stille Zelle eines

Mönches auf, vor dem du in aller Aufrichtigkeit dein Herz ausschütten kannst, der dich wieder aufrichtet und mit neuem Mute belebt? Nun denn, so verarge es auch deinen Schäflein nicht, daß sie dort Hilfe und Trost suchen, wo sie beides am besten und sichersten zu finden glauben.

Wir haben bemerkt, daß manche Priester, welche das Beichtmonopol durchführen wollen, vom Ehrgeize und vielleicht nicht weniger von der Eitelkeit dabei geleitet werden. Die Folge davon ist, daß ein solcher Priester bei all seinen Arbeiten für sich nichts gewinnt. Auß sich gibt es gewiß nichts Verdienstlicheres, als die Arbeit im Beichtstuhle; denn dadurch bereitet man so oft dem Himmel jenes Schauspiel, von dem der Heiland sagt, daß darüber Freude sein wird bei den Engeln Gottes; und dabei muß der Beichtvater so viel Mühe auf sich nehmen, so viel Geduld, so viel Liebe und Selbstverleugnung ausüben. Den frommen und eifrigen Beichtvater trösten dabei die Worte des Heilandes: „merces vestra copiosa est in coelo“ (Matth. 5. 12.). Eine Priester aber, welche im Beichtstuhle nur sich selbst und die Befriedigung ihres Ehrgeizes suchen, können auf diesen Lohn keinen Anspruch machen; denn: „recepereunt mercedeum suam“ (Matth. 6. 2.). und sie selber müssen sich schließlich sagen: „per totam noctem laborantes nihil cepimus“ (Luk. 5. 5.).

B. Für die Beichtkinder.

Auch für die Pönitenten ist das Beichtmonopol von den schlimmsten Folgen.

1. Was die Kinder betrifft, will man behaupten, daß sie leichter und infolgedessen auch lieber bei demjenigen beichten, welcher sie unterrichtet. Im allgemeinen mag dies seine Richtigkeit haben, es können aber doch einzelne unter den Kindern sein, welche einem fremden Konfessor gegenüber aufrichtiger wären. „Gar leicht kann es vorkommen, daß ein einzelnes Kind, sei es aus Vorwissenissen in der Schule, sei es aus anderen Rücksichten vor dem Katecheten (resp. Pfarrer) eine besonders große Scheu hat, oder gegen denselben Mißtrauen hegt und da wirkt dann die Notwendigkeit, gerade bei diesem beichten zu müssen, leicht sehr übel auf die Gemütsstimmung, auf die Bereitwilligkeit zur Annahme der Ermahnungen und was am wichtigsten ist, auf die Vollständigkeit des Bekenntnisses. Die Erfahrungen, die man in dieser Hinsicht machen kann, sind oft so traurig, daß darin selbst für jeden alleinstehenden Seelsorger, auf den die Gemeinde ausschließlich angewiesen ist, eine dringende Aufforderung liegen kann, von Zeit zu Zeit auch den Kindern Gelegenheit zu bieten, bei einem anderen zu beichten. Selten wird dies schaden, oft aber einen großen Nutzen bringen. Man unterschäze die Wichtigkeit der Vorsicht in diesem Punkte nicht, denn der respectus humanus offenbart seinen Einfluß in der Jugend am stärksten.“ Ufr. Münster. Pastoralblatt 1863. p. 93.

2. Wahrhaft verderbenbringend muß man es nennen, wenn den Kindern bei der Generalbeichte, die der ersten Kommunion vorhergeht, keine Wahl des Beichtvaters gelassen wird, sondern dieselben sämtlich beim Pfarrer zu beichten gezwungen sind. Es ist zwar sehr wünschenswert, daß Kinder ihrem eigenen Seelsorger beichten; denn Kinder, welche man aus dem eigenen Leben kennt und unterrichtet hat, sind natürlich besser und leichter zu behandeln, als solche, von denen man nichts weiß, als was sie uns sagen. Gleichwohl soll man den Kindern, besonders den Erstkommunikanten, Gelegenheit bieten, bei einem fremden Konfessor zu beichten und dabei sich hüten, in der Wahl des Beichtvaters irgendwie, sei es direkt oder indirekt, einen Zwang anzutun. Mit blutigen Tränen könnte man die oft viele Jahre lang begangenen Sakrilegien nicht genug beweinen, die durch solchen Gewissenszwang verschuldet werden. Wer schon bei Missionen als Beichtvater tätig gewesen, wird das Gesagte bestätigen müssen. Gerade mit der ersten heiligen Kommunion beginnen oft die Sakrilegien, weil Furcht und Scham vor dem persönlich bekannten Beichtvater den Mund Einzelner verschließt. Und wer es weiß, daß meistens die Sünde gegen die heilige Reinigkeit die Ursache der ungültigen Beichten ist, wird es auch begreifen, daß in solchen Pönitenten bei immer größerer Herzensverhärtung infolge fortgesetzter Sakrilegien, auch die Gewalt der Sünde immer mächtiger wird und das ganze Leben eines solchen Menschen vergiftet, wogegen bei freier Wahl des Beichtvaters durch ein aufrichtiges Bekenntnis und eine quadenreiche Kommunion die Sünde in ihren Anfängen wäre erstickt worden. Nur Mangel an Erfahrung und Pastoralwissenschaft läßt ein solches Verfahren begreiflich erscheinen. (Cfr. Münst. P.-Bl. 1865, Nr. 2.)

3. Was von den Kindern gesagt worden, gilt in gleicher Weise auch für die Erwachsenen. „Fesseln wir“, schreibt Dubois (a. a. O. Nr. 369) „die Beichtkinder nicht an unseren Beichtstuhl; stellen wir es ihnen vollkommen und ganz frei, zu einem unserer Mitbrüder beichten zu gehen, so oft sie es nötig zu haben glauben. Freilich ist es verkehrt, daß, wie es zuweilen geschieht, manche von einem Beichtvater zum andern laufen; schlimm genug für sie, wenn sie die Freiheit, die wir ihnen geben, missbrauchen; aber schlimmer, tausendmal schlimmer für sie und für uns, wenn wir sie mit Gewalt an unseren Beichtstuhl fesseln und dadurch an zahllosen Sakrilegien, die aus falscher Scham begangen werden, Schuld sind!

Wir kennen keine beklagenswertere Verblendung, als wenn ein Beichtvater, in dem Wahne, es sei unmöglich, daß sichemand scheuen könnte, ihm seine Sünden zu bekennen, die Sünder geradezu hundert, bei einem Anderen zu beichten. O die armen Seelen! Mit welchem Eifer bemühen sie eine Mission zur Ordnung ihres Seelenzustandes und finden so den Frieden wieder, dessen Süßigkeit sie seit langer Zeit nicht gelöstet haben.

Priester Jesu Christi, höre was ich dir sage! Wenn du viele Beichtkinder hast, namentlich wenn viele „Fremde“ dabei sind, so sei überzeugt, Manche von ihnen leben in Sakrilegien dahin, zumal wenn sie wissen, daß du nicht gerne hast, daß sie zu einem anderen Beichtwarter gehen und wenn du ein wenig streng in deiner Behandlung bist.“

Bemerkenswert sind auch die Worte des heiligen Thomas von Aquin: „Peccaret autem sacerdos, si non esset facilis ad praebendum licentiam confitendi alteri, quia multi sunt adeo infirmi, quod potius sine confessione morerentur, quam tali sacerdoti confiterentur. Unde illi, qui sunt nimis solliciti, ut conscientias subditorum per confessionem sciant multis laqueum damnationis injiciunt et per consequens sibi ipsis.“ (St. Thomas Suppl. q. 8. a. 4. ad 6.) Darin liegt auch ein deutlicher Fingerzeig, daß in Pfarrreien, wo mehrere Geistliche sind, derjenige, welcher speziell von einer kranken oder sterbenden Person gewünscht wird, dahin gehe und nicht ein anderer. Bezuglich der Beichten von Frauenspersonen macht auch Frajinetti eine besondere Bemerkung, die wir nicht unerwähnt lassen wollen: „Hinsichtlich der Frauenspersonen hüte sich der Pfarrer, Eifersucht zu zeigen, wenn seine Pönitentinnen bei Anderen beichten. Eine solche Eifersucht könnte von einer ungeordneten Zuneigung herrühren und auch Veranlassung sein, daß einige Pönitentinnen mehrere Jahre hindurch schlecht beichteten, wie es sich oft schon erignet hat. Mancher Pfarrer, welcher gewisse Mädchen und Weiber von Kindheit an Beicht gehört hat, denkt vielleicht, daß dieselben zu ihm das vollste Zutrauen haben, und ihm jede, wie immer gartete Sünde beichten; es findet aber gerade das Gegenteil statt, nämlich, daß sie es durchaus nicht über sich bringen, ihm einige mehr beschämende Schwachheiten anzugeben und daß sie hierüber ein immerwährendes Stillschweigen bewahren.“ (Frajinetti: „Praktisches Lehrbuch für den angehenden Pfarrer“ Nr. 409.)

„Deus scit,“ schreibt P. Hilarius a Sexten (l. c. P. II. c. IV. § 44.) „quot et quanta sacrilegia jam patrata sunt propter denegatam confessionis libertatem. In die judicii patefit, quot sacrilegia per hujusmodi, a zelotypia tam insectatas excursiones, impedita, quotque confessiones invalidae et sacrilegæ reconvalidatae sunt.“ Der heilige Alphons muß ebenfalls seine guten Gründe gehabt haben, als er schrieb: „Caveat confessarius, ne suis poenitentibus spiritualibus, praesertim foeminis prohibeat accedere ad alium confessarium, et cum advertat accessisse, ostendat, id sibi gratum fuisse: immo ipsis imponat, ut aliquando apud alios confiteantur, praeterquam si quis esset valde scrupulosus.“ (S. Alph. II. Ap. tr. ult. punet. V. n. 43.)

Der heilige Alphons macht hier eine Ausnahme mit den Skrupulanten, für welche es besser ist, wenn sie bei dem Konfessor bleiben, welcher sie kennt. Wir möchten hier noch eine Klasse von

Sündern erwähnen, welche es ebenfalls nötig haben, möglichst bei demselben Beichtvater auszuhalten, wir meinen die Gewohnheitsländer. Trotzdem aber kommt auch für sie vor allem anderen die Aufrichtigkeit in Betracht. Man soll sie daher oft ermahnen, recht aufrichtig zu sein und ihnen vorhalten, daß sie im Interesse ihrer Seele doch möglichst bei demselben Beichtvater bleiben sollen. Es wird aber nicht schaden, wenn man vorsichtshalber hinzufügt, daß sie ihrem Beichtvater vor allem Vertrauen entgegenbringen müssen, sonst wäre es allerdings besser, den Beichtvater zu wechseln. Besonders dann, wenn man sie soweit gebracht hat, daß sie öfters beichten, ist Vorsicht geboten, damit sie nicht, wenn etwa nach zeitweiliger Besserung wieder einmal Sünden in größerer Anzahl vorgekommen wären, unaufrechtig beichten, aus Furcht vom Beichtvater ausgescholten zu werden, oder aus Furcht, die Vorsprechung nicht zu erhalten. Selbstverständlich sollen hier nicht im geringsten jene occasionarii und recidivi in Schutz genommen werden, die absichtlich fast immer den Beichtvater wechseln, weil sie immer dieselben Sünder bleiben, sich keine oder fast keine Mühe geben, sich zu bessern, und so durch das beständige Wechseln des Beichtvaters hoffen, eher absolviert zu werden.

Welcher Seelsorger könnte der furchtbaren Folgen gedenken, welche der Beichtzwang nach sich zieht, ohne den festen Entschluß zu fassen, den Pönitenten vollständige Freiheit zu lassen, ihre Beichten abzulegen, bei wem sie wollen! Aber nicht bloß das. Man biete ihnen sogar Gelegenheit dazu. Wir kommen somit zum III. Teile unserer Arbeit: Was soll der Seelsorger tun, um die Gläubigen vor einem schädlichen Beichtzwange zu bewahren?

III. Vermeidung des Beichtmonopols.

Der besseren Übersicht wegen behandeln wir diesen Teil in zwei Punkten:

1. Der Beichtvater als solcher seinen Pönitenten gegenüber;

2. Der Beichtvater als Pfarrer seinen Pfarrkindern gegenüber.

1. Der heilige Franz von Sales sagt: „Anderer nicht leicht deinen einmal gewählten Beichtvater, sondern fahre fort, ihm an den bestimmten Tagen von deinem Gewissen Rechenschaft zu geben.“ Dies gilt besonders für junge Leute, für die es kaum eine bessere Weise gibt, ihre Unschuld zu bewahren oder sich zu bessern, als wenn sie ihren Beichtvater nicht leicht hin ändern. Der Beichtvater wird daher gut tun, wenn er, namentlich jungen Leuten, die bald zu diesem, bald zu jenem Beichtvater gehen, den freundlichen Rat erteilt, sich irgend einen bestimmten Beichtvater, dem sie ihr Vertrauen schenken, zu wählen und denselben nicht leicht zu ändern. Der Konfessor wird dabei jedoch die Grenze eines freundlichen Rates nicht überschreiten; er hute sich irgend ein Beichtkind gerade an seinen Beichtstuhl zu fesseln.

In dieser Hinsicht wird er es jedem Beichtkinde, wie schon oben gesagt, vollkommen freistellen, bei einem anderen Beichtvater zur Beichte zu gehen. Man gebe also seinen Beichtkindern ab und zu Gelegenheit, ganz ungeniert bei einem fremden Herrn zu beichten. Denn der respectus humanus ist bei Manchem so stark, daß sie trotz der Anwesenheit eines fremden Konfessors die Gelegenheit nicht benützen, und zwar sind es oft gerade solche Pönitenten, die es am nötigsten hätten. Der Benediktinerpater Jais, ein sehr gesuchter Beichtvater, pflegte einigemale im Jahre, besonders an solchen Tagen, wo viele Leute zur Beichte kamen, fortzugehen. Als man ihn darauf aufmerksam machte, warum er gerade an solchen Tagen von seiner Pfarrei sich entferne, an welchen so viele Leute zur heiligen Beichte sich einfinden, erwiderte er: „Gerade deswegen gehe ich an solchen Tagen fort, damit recht viele meiner Beichtfinder die Gelegenheit benützen, bei einem anderen zu beichten.“ Tragen also auch wir Sorge, daß keines unserer Beichtkinder durch unsere Schuld in Gefahr komme, eine unauftrüttige Beichte abzulegen.

2. Der Beichtvater als Pfarrer seinen Pfarrkindern, und zwar a) der Jugend gegenüber.

Wir haben in unserer Arbeit wiederholt betont, daß auch den Kindern in der Wahl des Beichtvaters volle Freiheit gelassen werde. Wo zwei oder mehrere Geistliche in einer Pfarrei sind und alle sich dieser wichtigen, verdienstlichen, aber mühevollen Arbeit der Kinderbeichte unterziehen, ist die Freiheit in der Wahl den Kindern schon gegeben. Wenn aber in einer Pfarrei nur ein Geistlicher vorhanden ist, so möge er den Nachbargeistlichen zur Aushilfe bei den Kinderbeichten einladen, indem er sich zum gleichen Gegendienste bereit erklärt.

Obwohl nun die Freiheit in der Wahl des Beichtvaters bei Kindern wichtig ist, so ist es keineswegs notwendig, daß man jedes einzelne Kind frage, bei welchem Priester es beichten wolle, und daß man bei dieser Wahl jedes Kind rein selbsttätig zu Werke gehen lasse. Die Erfahrung zeigt, daß dann ein großer Teil der Kinder sich leicht von allerhand falschen Motiven leiten läßt und die Bedeutung einer solchen Wahl gar nicht erkennt. Kinder sind auch in diesem Punkte leicht kindisch und es kann bei einem solchen Verfahren der Fall eintreten, daß eine ganze Klasse oder die Kinder einer ganzen Ortschaft der Pfarrei (wenn mehrere Ortschaften zur Pfarrei gehören) nur zu einem Beichtvater ziehen und dieser ganz unnötiger Weise zu sehr belästigt wird. Wie es aber der Erfahrung zufolge unter den gewöhnlichen Verhältnissen einem bedeutenden Teile der Erwachsenen ungefähr einerlei ist, zu welchem Beichtvater sie gehen, so pflegt dies bei Kindern in einem noch höheren Maße der Fall zu sein. Es kommt hauptsächlich nur darauf an, daß kein Kind zu einem Beichtvater gewiesen werde, bei welchem es nicht gerne beichtet.

Daß es gegen alle Klugheit wäre, wenn der Pfarrer die Mädchen an seinen Beichtstuhl und die Knaben an den des

fremden Beichtwatters hinkommandierte, soll nur nebenbei bemerkt werden.

Wenn es wünschenswert ist, daß schon den Kleinen Gelegenheit geboten wird, bei einem fremden Beichtwatter zu beichten, dann ist dies geradezu notwendig bei der Generalbeichte der Erstkommunikanten. Manche Pfarrer lassen für diese Gelegenheit einen fremden Beichtwatter kommen, bei welchem dann alle Erstkommunikanten ihre Generalbeichte ablegen können. Das ist eine lobenswerte Gewohnheit, welche schon sehr viel Seelenunheil verhütet und manchem Kinde wieder Glück und Frieden ins Herz gebracht hat. Als Gewährsmann für unsere Ansicht wollen wir Bruner anführen. Er schreibt: „Ist nur ein Seelsorger am Orte, so kann es sowohl den Kindern, als auch den jugendlichen Personen oft schwer werden, bei diesem mit der nötigen Offenheit alle Sünden zu bekennen. Daß sie auswärts Gelegenheit zur Beichte suchen, namentlich in einer Kirche, in welcher ein großer Zusammenfluß von Beichtenden stattfindet, ist den Kindern überhaupt nicht möglich, für die reifere Jugend aber aus mancherlei Gründen möglichst zu vermeiden. Daher ist es sehr zu raten, von Zeit zu Zeit auswärtige Priester zur Aushilfe im Beichtstuhle einzuladen und so allen Parochianen, besonders aber der Jugend, eine Auswahl von Beichtvätern zu ermöglichen.“ (Bruner, Lehrbuch d. Pastoraltheologie I. B. p. 269.)

Möchten das doch jene Seelsorger beherzigen, welche alle Kinder und besonders alle Erstkommunikanten selber hören zu müssen glauben, in der eitlen Meinung, alle Kinder hätten das vollste Vertrauen zu ihnen, wodurch schon manchem Kinde der schönste Tag des Lebens verdorben wurde.

Unter den Erstkommunikanten einer Pfarrrei befand sich ein Mädchen, das etwas Schweres auf dem Gewissen hatte. Einem fremden Beichtwatter gegenüber hätte es wohl den Mut gefunden seinen Seelenzustand zu offenbaren. Dem Pfarrer jedoch getraute sich das Kind nicht seine Sünde zu bekennen, weder in der Generalbeichte, noch in jener, welche der ersten Kommunion voranging. Mit schwerem Herzen und ungetilgten Sünden, ja mit einem neuen Sakrilegium auf dem Gewissen verließ es den Beichtstuhl und trat am folgenden Tage zitternd vor Angst an die Kommunionbank, um die erste heilige Kommunion unwürdig zu empfangen. Während man den anderen Kindern die Freude in den Augen sehen konnte, war dieses Mädchen ganz traurig und niedergeschlagen. Mit unsäglichem Weh hatte die Mutter diese Beobachtung gemacht und bekümmert um das arme Kind, drang sie in dasselbe zu sagen, was ihm fehle. Unter einem Strom von Tränen offenbarte das Kind seinen schrecklichen Seelenzustand. Gleich am andern Tag machte sich die Mutter mit dem Mädchen auf, um einen Ordenspriester aufzusuchen. Hier fand das unglückliche Kind die Ruhe und den Frieden des Herzens wieder. Obwohl uns noch viele andere Beispiele dieser Art zu Gebote stünden,

beschränken wir uns auf dieses eine. Es zeigt ja zur Genüge, wie wichtig es ist, selbst für Kinder und ganz besonders für die Erstkommunikanten einen fremden Beichtvater herbeizuziehen.

b) Den Erwachsenen gegenüber.

In den meisten Pfarreien gibt es im Jahre ein oder zwei Tage, an welchen die Gläubigen in großer Anzahl zu den Sakramenten gehen. Es sind das die sogenannten Konfluktage. Es ist schon vieles gegen diese Konfluktage geschrieben worden, aber ein Gutes bieten sie doch, nämlich Gelegenheit bei einem fremden Herrn zu beichten, da an solchen Tagen immer mehrere Herren im Beichtstuhle tätig sind. Diese Vergünstigung soll man aber den Leuten auch bei der Osterbeichte gewähren. Dies ist übrigens in vielen Diözesen den Pfarrern, besonders den alleinstehenden, zur Pflicht gemacht worden. Die Verordnung des Kölner Provinzialkonzils lautet: „*Ut fidelibus apud alios sacerdotes, si volunt confitendi occasio praebeatur, parochi subinde per annum, praesertim vero tempore paschali, alios presbyteros externos ad confessiones audiendas vocare tenentur.*“ Und damit die Leute sich darauf richten können, heißt es weiter: „*Dominico autem die proxime praecedente, affuturum esse sacerdotem externum ad confessiones excipendas populo annuntiandum est.*“ C. P. Col. 1860. p. 2. c. 14, (Cfr. Benger a. a. D. p. 367.) — In der Diözese Münster erließ der hochwürdigste Bischof Hermann unterm 6. Mai 1891 eine ähnliche Verordnung, in welcher es heißt: „*Parochi sedulo curent, ut saepius per annum parochianis occasionem praebeant externis confessariis confitendi. Illustrissimus Dominus Joannes Georgius fel. m. per ordinationem anno 1857 datum, anno 1863 iteratam gravissimis verbis hanc rem omnibus dioecesis parochis commendavit. Quum libera illa eligendi confessarii facultas tanti momenti sit, ordinationem de die 10. Mart. anni 1863 hisce renovare statuimus: 1. Omnes igitur R. D. parochos dioecesis nostrae Nos quoque pariter monemus, ut pluries per annum, in primis in diebus, ubi magna confitentium copia confluere solet, confessarium extraordinarium in ecclesia sua parochiali confessiones excipere faciant; 2. parochis cooperatore curato carentibus virtute s. obedientiae mandamus, ut saltem ter per annum — et quidem semel tempore paschali — in diebus, quibus confessionum frequentia esse solet, praevia publicatione extraneum, et si fieri potest ignotum confessarium arcessant, et si ejusmodi alio modo haberi non valeat, confessarium ex vicinia advocent ejusdemque vices in parochiali ecclesia vicina mutuo gerant.*“

Simul mandamus, ut omnes parochi cooperatore curato carentes quotannis et quidem ante diem festum Pentecostes breviter Nobis referant, num et quomodo praescripto supra sub 2. memorato satisfecerint.“ Letzteres wurde durch Verordnung vom 20. Februar 1893 genauer bestimmt, wie folgt: „*De hac relatione*

observandum est: 2. expressis verbis dicendum esse, num publicatio de venturo confessario extraordinario unicuique illorum trium dierum praemissa fuerit; 3. quinam illi tres dies fuerint et 4. si forte inter eos dies sit, ubi confessionum frequentia non esse solet, qua de causa dies ille electus sit; 5. in quantum fieri potest, nomina confessariorum arcessitorum scribantur aut, si regulares fuerint, conventum, ex quibus advenerunt. Haec autem relatio aucte diem festum Pentecostes ad Vicariatum Generalem mittatur.“ (Der katholische Seelsorger, Augustheft 1896.) Diese Verordnung ist so klar, daß sie keines Kommentars bedarf. Was nun diese und ähnliche Verordnungen anderer Diözesen bezeichnen, ist einzig und allein das Heil der Seelen. Aber manche Seelsorger sehen in dieser Aushilfe, wie es scheint, nichts anderes als eine Erleichterung ihrer Arbeit. Wie könnte es sonst Pfarrer geben, welche einen Teil ihrer Pfarrei von der Vergünstigung ausschließen, bei einem fremden Konfessor zu beichten! Ein alter, erfahrener Missionär machte uns einmal darauf aufmerksam und sagte: „In manchen Pfarreien, wohin man zur Abnahme der Österbeichten gerufen wird, findet man, daß die Kinder, Jungfrauen und jüngeren Frauen bereits ihre Österbeichte abgelegt, da sie schon „bestellt“ waren; der fremde Konfessor kommt nur für Jünglinge, Männer und älteren Frauen.“ Als Beleg oder hieher gehöriges Kuriosum sei erwähnt, daß einmal ein Pfarrer — wie man uns erzählte — einige Jungfrauen an der Kommunionbank ausgescholten, weil sie es gewagt hatten, bei dem fremden Beichtvater zu beichten und nicht bei ihm, wie sie „bestellt“ waren. Wir haben dieses angeführt, ohne irgend welchen malitiösen Gedanken Raum zu geben, und möchten zur besseren Aufklärung des Gesagten noch eine Bemerkung Frasinetis beifügen: „Ueberhaupt,“ schreibt er, „sollen in den kleinen Ortschaften die Pfarrer von Zeit zu Zeit einen außerdentlichen Beichtvater einladen, welcher vorzüglich bei den Frauenspersonen Gelegenheit finden wird, sowohl Eifer als Geduld zu üben, um mehr als eine schon beim Pfarrer oder auch beim Kaplan abgelegte Beichte wieder gut zu machen.“ (Frasinetti a. a. D. Nr. 410.)

Ein anderer Geistlicher drohte allen denen die Kommunion zu verweigern, welche auswärts beichten gehen, und trotzdem rief er nur zur Österbeicht einen fremden Beichtvater herbei. Wie kann doch ein Seelsorger so verkehrt handeln!

Wir wollen noch einen Modus anführen, welcher nicht selten vorkommt, aber nichtsdestoweniger seine grossen Bedenken hat. Es gibt Pfarrer, welche es den Leuten wohl anheimstellen, auswärts beichten zu gehen, dafür lassen sie aber keinen fremden Beichtvater zur Abnahme der Österbeichten in ihre Pfarreien kommen. Die Nachbargeistlichen haben mit ihren Leuten schon Arbeit genug, und wenn auch Aushilfe da ist, so werden die Fremden abgewiesen mit dem Bemerkten, die auswärtigen Beichtväter seien nicht für sie gekommen,

wozu sie ja an und für sich vollkommen im Rechte sind. Aber was wollen die armen Leute tun? Beim Pfarrer zu beichten, geht ihnen schwer; er kennt sie zu gut, ist vielleicht auch etwas schroff im Beichtstuhl. Sollen sie ihre Östern nicht halten? Das geht schon der Leute wegen nicht. Und so gehen sie denn gezwungen und schweren Herzens zum eigenen Pastor und legen eine sakrilegische Beichte ab, welcher eine gottesräuberische Kommunion folgt. Die Schuld daran fällt auf den Seelsorger, welcher, anstatt in kluger Weise seine Hirtenpflicht auszuüben, seine Schäflein in den Abgrund geführt hat.

Lassen wir also den Beichtkindern die volle Freiheit zu beichten, bei welchem Beichtvater sie wollen, ja verschaffen wir ihnen jedes Jahr freiwillig und freudig Gelegenheit hierzu.

Hören wir nicht auf die Stimme der Natur, sondern lassen wir uns bei der Verwaltung des Bußsakramentes einzig und allein von übernatürlichen Beweggründen leiten, welche die Gnade eingibt. Die Gnade aber spricht zu uns als Verwalter des Bußsakramentes: Ihr seid die Stellvertreter Jesu Christi, um das große Werk fortzuführen, woran er sein Leben gesetzt hat, nämlich Gottes Ehre wieder herzustellen durch Vernichtung der Sünde in den Seelen der Menschen. Wir dürfen also nichts anderes vor Augen haben, als diesen Zweck, nämlich die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Wenn dies geschieht, dann wird der Geist der Selbstsucht und Eitelkeit nicht aufkommen, sondern herrschen wird alsdann der Geist wahrer priesterlicher Demut, Sanftmut und Liebe, wozu uns der heilige Apostel Paulus ermahnt mit den Worten: „induite vos sicut electi Dei viscera misericordiae, benignitatem, humilitatem, modestiam, patientiam“ (Col. III. 12.). Diese Tugenden stehen aber mit dem Beichtmonopol im grellsten Widerspruch. Geben wir daher solchen Versuchungen in unserem Herzen keinen Raum, sondern seien wir stets eingedenkt der Worte des heiligen Geistes: „spiritus ubi vult, spirat“ (Joa. 3, 8.), dann werden wir jeden Konfrater als ein auserwähltes Werkzeug des heiligen Geistes betrachten, uns selbst aber in aller Demut nicht anders bezeichnen, als der heilige Apostel Paulus sich selber bezeichnete, indem er schrieb: „Ego enim sum minimus Apostolorum, qui non sum dignus vocari apostolus“ (1. Cor. 15, 9.).

t. 1.

Bur Behandlung des Aberglaubens.

Von P. Georg Kolb S. J. in Linz.

II.

In der 1. Gruppe der im früheren Artikel behandelten Formen war es das Spiel der Phantasie und Willkür, in der 2. Gruppe die mißdeutete Einwirkung der Außenwelt, die zum Aberglauben

führte;¹⁾ bei der 3. Gruppe wirken mißverstandene physiologische und psychologische Kräfte des Ich, und bei einer 4. Gruppe auch wahrscheinlich oder sicher Einflüsse der Geisterwelt zusammen, deren Mitwirkung zu erforschen wir bestrebt sein sollen.

3. Gruppe.

Wir beginnen mit einfachen Vorgängen, mit den Halluzinationen und Illusionen. Bei den erstenen, oder „Sinnesvorstreuungen“, gibt kein äußeres Objekt den Anlaß zum Sinnesreiz, sondern es wirken nur die krankhaft affizierten Sinnesnerven oder deren einzelne Partien vom zentralen Teile auf das Organ. Infolge der miterregten Muskelempfindungen an demselben hat man den Eindruck etwas zu sehen, zu hören, überhaupt zu fühlen, wo nichts Objektives vorhanden ist. Die Phantasie ergänzt die anfänglich primitiven Feuerfunkeln, Striche oder Flecken vor den Augen zu ganzen Gestalten von feurigen Drachen, Hunden oder Teufeln, oder sie ergänzt die Töne und Geräusche zu artikulierten Wörtern und Sätzen, oder sie ergänzt die Gemeingefühle des Druckes, insbesonders auf der Brust, zum Alp,²⁾ die des Druckes an den Halsadern zum Vampyr,³⁾ einem blutsaugenden Menschen oder Tiere, zumal dann, wenn man von solchen Fabeln gehört hat.

Nach langem Fasten, beim Hungerthypus, im 3. Stadium der Schwindsucht, sind Visionen etwas Gewöhnliches; ebenso häufig sind sie in der Todesstunde, je nach dem hoffnungsvollen oder schreckvollen Zustand des Gemütes.

Soll man den Kranken über die richtige Ursache aufklären? Meistens wohl nicht, da er in solchen Umständen es kaum fassen kann; aber man soll ihn auch nicht in einem falschen Wahne bestärken, sondern etwa die Erklärung also geben: „Betrachten Sie diese Zustände als eine Zulassung Gottes zur Warnung oder Tröstung, mögen sie nun von einer natürlichen oder übernatürlichen Ursache herrühren. Es geschieht zu Ihrem Heile.“ Manche Beklehrungen sind auf solche Weise, oder auch durch ähnliche Träume zustande gekommen.

¹⁾ Klassische Beispiele, wie weit die Phantasie seit ältester Zeit bis zur Gegenwart die Menschen in Aberglauben verstricken kann, lieferte eben Professor M. Bayer in der Zeitschrift „Natur und Kultur“ (München 1907, Heft 15 und 16) durch seine ausführlichen Berichte: „Über die Alraunen“. Beitrag zur Geschichte und Psychologie des Aberglaubens. —

²⁾ Dieser spielte in Deutschland als Trude (vgl. 1. Gruppe), anderswo als daemon incubus und succubus in früheren Jahrhunderten eine große Rolle. Bei den Griechen hieß er ephialtes oder empusa. — ³⁾ Der Vampyrismus war bei den Indern und Slaven besonders eingebürgert. Noch bis ins letzte Jahrhundert fürchtete man in Bulgarien, Rumänien etc. die aus den Gräbern erschienenden Vampyre, die bei der Nacht Blut saugten. Die Einführung brachte wirklich Blutkongestionen und Austritte bei den Geplagten zustande. Der Schreck, daß man davon auch sterben müsse, disponierte zur tabes imaginaria. Die verdächtigen Leichname im Grabe wurden mit Päahlen durchbohrt, und da der Verdacht auf früher Vollblütige fiel, traf man wirklich öfters gährendes Blut bald nach deren Beerdigung.

Eher soll man die Umgebung des Kranken über den Sachverhalt aufklären, damit man sich demgemäß beschme.

Es bemerkte mit Recht Bruno Schön, der erfahrene Irrenhaus-
seelsorger in Wien, in seinem Buche: „Aus dem Leben Geistes-
gestörter“: Wenn der Priester im weißen Chorrock neben dem Ster-
benden steht, erscheint er ihm als Engel, wenn er im schwarzen Talar
sich vorstellt, als Teufel; die dem Auge des Sterbenden vorgehaltene
Sterbekerze, die schon wegen der schmerzlichen Empfindlichkeit des-
selben lieber bei Seite gestellt sein soll, erweckt ebenfalls entsprechende
Vorstiegelungen; wenn aber das Auge desselben, oft zum Schrecken
der Umgebung, sich gewaltig öffnet und die Einzelnen anstarrt, hat
es seinen Grund wohl meistens darin, daß bei erlöschender Schärfe
man noch die letzten Eindrücke des Lichtes vollends aufnehmen möchte.

Auffallend ist, daß manche Halluzinationen spezifisch für ge-
wisse krankhafte Zustände auftreten, so das Ratten-, Kröten-, Schlangen-
oder Würmer-Sehen beim Säuferwahn und ähnlichen Zuständen,
welche von einem verdorbenen ekelnden Magen herrühren. Das Ekel-
gefühl war oft als Consequens in Verbindung mit dem Antezedens,
nämlich der Vorstellung ekelregender Tiere; daher kommt gemäß
dem psychologischen Gesetz der Koexistenz jetzt auch umgekehrt auf
das vorhergehende Gefühl des Ekelns die Vorstellung und sogar die
Halluzination ekelregender Tiere. Dieses Koexistenz-Gesetz erklärt
auch manche verwickeltere Fälle, die das Volk als Teufelswerk an-
sieht. Einen interessanten Fall hatte ich selbst vor mehr als 30 Jahren
an der Universität in Innsbrück zu beurteilen. Bei Brixen galt eine
sogenannte „Wurm-Nathi“ als verwünscht oder besessen; ein ganzes
Wurmnest habe sie im Leibe! Ich ließ mir mehrere „von ihr aus-
gespiene“ Würmer bringen; es waren ausgewachsene Raupen des in
Gärten häufigen Kohl-Eulenfalters (*Mamestra brassicae*), die offenbar
im Magen nicht hätten leben können. Der damalige Professor der
Zoologie erklärte mir das noch unbekannte Phänomen also: Hysteri-
sche Personen verfallen oft in Schwindel und Krämpfe, wenn sie
gewisse Gegenstände sehen; sie fangen an darüber sich zu erbrechen
oder im Gegenteil lockende Gegenstände zu verschlucken (die Nadel-
Eggerinnen). Während sie nun durch den erblickten Gegenstand (A)
zum Gefühlsreiz (B) veranlaßt wurden, vermeinen sie später, zu sich
gekommen, daß das B (das Erbrechen) die Ursache von A (zum er-
brochenen Gegenstand) gegeben habe. — Doch sind viel zahlreichere
Fälle bekannt, wo die zum Lügen und Betrügen außerordentlich
geneigten hysterischen Personen allerlei Gegenstände in die Öffnungen
des Leibes stecken, und dann vor Ärzten und Priestern damit Auf-
sehen erregen wollen.¹⁾

¹⁾ Vgl. Stöhr, Pastoralmedizin S. 370, P. Bessmer S. J., Grundlagen
der Seelenstörungen S. 127—137, Walter, Übergl. u. Seel. S. 146, Hehne,
Besessenheitswahn (Hysterie S. 52—84) auch Linzer theol. Du.-Schr. J. 1898,
S. 292 ff. Seelsorgliche Behandlung d. h.

Letztere Fälle gehören teilweise schon ins Gebiet der Illusionen oder „Sinnestäuschungen“, bei denen ein äußeres Objekt vorhanden ist, welches das peripherische Sinnesorgan reizt, das aber vom irritierten Geiste, sei es aus Schreck oder Freude oder Ueberzeugung, falsch gedeutet und in seinen Umrissen ergänzt wird, wie wenn jemand einen Strohalm am Boden für eine Schlange, oder einen Baumstrunk im Dunkel für einen Räuber, oder einen Handschuh für eine Teufelstatuette ansieht. Ueberhaupt gehen Illusionen und Halluzinationen oft ineinander über.

Hiermit haben wir schon Anknüpfungspunkte für die Erklärung der Traumvorstellungen, wobei wir alle halluzinieren; aber im gewöhnlichen Volk und am meisten bei den Orientalen wird den Traumvorstellungen eine große, vielfach abergläubische Bedeutung beigelegt. Es gibt zwar auch prophetische Träume, wie Zukunfts-Ahnungen im wachen Zustande (wovon in der 4. Gruppe), aber die gewöhnlichen Träume entstehen und verlaufen ganz nach physiologischen Gesetzen, und es gehört eine große Beschränktheit dazu, noch Traumdeuterinnen oder Traumtafeln, etwa für seine Geschäfte oder für die Lotterienummern, zu trauen, selbst wenn es die Nummern der kurz vorher Gestorbenen sind, „die am meisten Glück bringen sollen“.

Die gewöhnlichen Träume entstehen durch die im Schlaf noch teilweise und zeitweise fort dauernde Tätigkeit betreffender Hirnpartien, die erst allmählich gleichsam abklingen, an die sich aber die früher damit in der Seele geweckten und verbundenen Vorstellungen nach den psychologischen Gesetzen der Koexistenz und Succession anschließen, und dadurch ganze Reihen hervorrufen. Diese verlaufen einerseits wegen Mangel des freien Bewußtseins und der freien Apperzeption der Vorstellungen meistens in ganz wunderlichen Konnektionen und Sprüngen, andererseits können sie wiederum wegen Mangel einer Störung von außen und wegen der Konzentration der Vorstellungskraft auf den einen Gegenstand eine überraschende Schärfung und Hebung längst vergessener oder schlecht eingeprägter Vorstellungsmassen zur Folge haben.¹⁾ Beides erklärt sodann auch seltenerne psychologische Phänomene, bei denen man früher mit den Kräften des eigenen Ich nicht auszukommen meinte und daher an die Mitwirkung der Geisterwelt appellierte.

Beginnen wir wieder mit den einfachsten Tatsachen. Die erste Anregung zu Träumen kann aus physischen oder psychischen Ursachen herrühren und der auf sensible Nerven wirkende physische Reiz kann von außen oder innen kommen, da die Empfänglichkeit jener Nerven nur im tiefen Schlaf ganz abhanden ist. Auf diese Weise wird zum Beispiel das Tick-Tack der Uhr oder der heftigere Pulsschlag zu herannahenden Tritten, der Druck der Adern zu Fesseln

¹⁾ Siehe die Erscheinung, daß man im Traume schwere mathematische Aufgaben, Gedichte u. s. f. schneller löst, Sprachen flüssiger spricht u. s. f.

oder zu den Ungeheuern, von denen wir schon gesprochen haben, Verkühlung zu Eisfeldern, Erhitzung zu Feuersbrunst und tausenderlei mehr. Auch eingeflüsterte Worte, zum Beispiel: Feuer, Kanonen, führen zu entsprechenden Traumreihen und es werden sogar Zwiesgespräche zwischen Träumenden geführt. Als psychische Ursachen von Träumen sind namentlich die vor dem Einschlafen gehaltenen Vorstellungen maßgebend, außerdem solche Eindrücke des Lebens, die wegen Furcht oder Sehnsucht sich aufs tiefste ins Bewußtsein eingruben. Dies gibt auch manche Winke für die Seelenleitung. Wenn zum Beispiel manche furchtsame Personen vor dem Einschlafen intensiv beten, es möge kein böser beunruhigender Traum kommen, so führen sie ihn dadurch um so leichter herbei; wenn andere für oder zu den armen Seelen beten, daß sie leichter einschlafen, bewirken sie es wohl auf ähnliche Weise, wie ein gewohntes, beruhigendes, öfter wiederholtes, und daher nicht anstrengendes Gebet, oder ein oftmaliger monotoner Gesang oder Vortrag dieselben Folgen hat.

Da im Schlafe das Gemeingefühl (Vitalgefühl) nicht durch äußere Eindrücke oder durch willkürliche Apperzeption gestört wird, so prägt sich dasselbe nicht nur lebhafter aus, sondern wird in Träumen nicht selten symbolisiert und personifiziert („hypostasiert“). So kommt es bei fortschreitender Genebung zur Vorstellung von anmutigen Gegenden, aber bei fortschreitender Auflösung zur Vorstellung von düsterer wasserloser Einöde und dergleichen. Die fortschreitende Heilkraft wird in Gestalt von weißen Männchen oder Engeln hypostasiert, der Zerfall in Gestalt von wilden Tieren oder Teufeln, die stoßen, beißen, zerfleischen und so fort. Im Traume spalten wir ja auch unser Ich in zwei oder mehrere Personen, die gegen uns streiten, und doch sind es unsere eigenen Vorstellungen. Ähnlich verhält es sich mit der Personifizierung unserer Gewissenszustände zu himmlischen oder höllischen Gestalten. Dass sich lästige Versuchungen in Teufelsgestalten einhüllen, ist allbekannt. Es dürfte auch die Ansicht einiger nicht unwahrscheinlich sein, dass das demonium, welches Sokrates so oft sah und hörte, sein sich entgegengestelltes wissenschaftliches Denken war. Bei andauernder Geistesanstrengung und bereits zerrüttetem Körper treten derartige Halluzinationen auch im wachen Zustande auf.¹⁾ Bei noch mehr fortgeschrittenen Zerrüttung kann eine solche „psychische Ent-

¹⁾ Dass bei Frauen Halluzinationen des Gesichtes (Visionen) oder Gehörs (Auditionen) sich häufiger bilden, ist bei ihren leichter erregbaren Nerven, bei anstrengendem Beten, Wachen, Kummer etc. selbstverständlich. Diese Vorspiegelungen werden daher abends oder durch Genuss erregender Substanzen stärker, in der Früh und in Gemütsruhe erbllassen sie und verschwinden; sie drehen sich mit den Augen oder erlönen nach dem Blutandrang. Der Seelsorger muß sich sehr vorsichtig und ungläubig benehmen und sie auf Salzwasserkur und Entziehung der Spirituosen etc. unter Leitung des Arztes hinweisen. Häufig ist zugleich die Eitelkeit solcher Personen abzukühlen, die auf Visionen sich etwas einbilden.

zweigung" zustande kommen, daß man seine eigene Gestalt vor, neben oder hinter sich wandeln sieht. Ein solcher „Doppelgänger“ gilt daher schon mit Recht als der Verkünder des nahen Todes (durch Nervenschlag und dergleichen). Diese Doppelgängerei des eigenen Ich ist aber vom „Doppelgesicht“ wohl zu unterscheiden, von dem wir in der 4. Gruppe sprechen.

Die Konzentrierung der Aufmerksamkeit auf eine einzige Vorstellungs- oder Gefühlsmasse kann auch einen Gesunden bei dazu disponierten feinen Nerven (Hyperästhesie) und längerer Uebung zu manchen außerordentlichen Leistungen befähigen, die man früher dem Mitwirken von Geistern zuschrieb. Dazu gehört das Wasser- und Metall-Schmecken, manche Arten des Wendens oder sympathetischer Kuren, ja auch manches Fernfühlen.

Davon nur im Einzelnen. Zuerst über das Wasser-Schmecken (die Hydroskopie). Schon bei den gewöhnlichen Empfindungen erhalten die im lebendigen Nerv stets bestehenden elektromagnetischen Strömungen eine messbare Alteration (eine negative Schwankung). Eine noch grössere, wenn auch verschiedenartige Alteration kann angenommen werden, wenn man über eine Stelle zu stehen kommt, worunter Wasser oder woneben erzhältiges Gestein ist, was sich vermittelst des Erdmagnetismus (beziehungsweise der Elektrizität) in den Nerven und dadurch selbst im Geblüt sensibler Personen fühlbar macht. Ist ja schon für gichtische Leute das Stehen auf nassem Boden oder die Annäherung feuchten Wetters sehr empfindlich. Ich weiß von einem Pfarrer, der in unserm Speisesaale in Innsbruck von seinem Platze aufspringen mußte, weil er die unter ihm befindliche, aber ihm unbekannte Wasserleitung fühlte. Infolge des Gefühls hatten sich die unwillkürlichen Muskelbewegungen ein gros eingestellt. Keiner geht's bei dem Wasser-Schmecken zu. Wenn ein feinfühliger Wasser-Schmecker, wie der mir bekannte Herr A., die zweigabelige saftige Weiden- oder Haselrute in die Hände nahm, (zwischen die eingebogenen Fingerspitzen und den Daumenballen gepreßt) zuckten die Hände unwillkürlich beim Stande über Wasser; an dem sich dadurch biegenden, aus dem labilen Gleichgewicht gebrachten Rutenende las er gleichsam seine Muskelbewegung ab; später brauchte er nur ein thermometer ähnliches Quecksilbersäulchen; noch geübter brauchte er nur still mit gefalteten Händen über das Terrain zu gehen, durch langjährige Uebung konnte er auch erkennen, ob das Wasser stehe oder fließe und in welcher Richtung. In anderen Fällen befestigt der Wasser-Schmecker an einer biegsamen Rute mit einem Haken ein Taschenmesser, einen Schlüssel oder eine Uhr, welche zu pendeln anfangen, wenn die unwillkürlichen Muskelbewegungen das Wasser anzeigen. In Maria-Schnöll nahm eine Wasser-Schmeckerin ein Glöcklein zu Hilfe, welches über dem Wasser zu läuten begann.

Wenn aber manche Wasser-Schmecker bei ihrem Forschungsgang noch beten: „Sag' an, o Geist“ sc., so dient dasselbe nur zur

Spannung der Aufmerksamkeit, und es ist ihnen zu bedeuten, daß sie dabei nicht eine Einwirkung der Geisterwelt erwarten dürfen, wenn sie auch ihr feines Gefühl als eine Gabe Gottes betrachten und dafür danken können. Aehnlich verhält es sich mit gewissen sympathetischen Kuren, wovon später. Die feinen Muskelbewegungen zu fühlen, ist auch die Grundbedingung des Cumberlandschen Gedankenlebens, wiewohl nicht alle Formen damit schon erklärt sind; wir kommen am Schluß der 3. Gruppe darauf zurück. Daß aber „die Rhabdomanten mit der Wünschelrute“ auch Verbrecher oder Schäze (wenn nicht wegen des Metalls) entdecken könnten, ist eine abergläubische, früher weitverbreitete Sage.

Schwieriger ist die Frage zu lösen, wie die elektromagnetische Strömung von der Erde in die Nerven und Muskeln des Feinfühlers fortgeleitet wird. Es mögen dazu folgende Erklärungen dienen: Durch die Schließung der Hände unmittelbar oder vermittelst des feuchten Gabelzweiges entsteht ein Nebenstrom, der von der Erde durch einen Fuß hinauf in den Körper und durch den andern wieder hinab in die Erde geleitet wird, daher die Wasser-Schmecker die Schuhe abzulegen pflegen. Tatsächlich findet keine Wirkung statt, wenn der Wasser-Schmecker Gummischuhe trägt. Andere meinen, daß die von der Luft durch den Körper des Feinfühlers in die Erde abströmende Elektrizität sich über dem Wasser fühlbar ankündigt, da beständig elektrische Wellen die Luft durchziehen. Es wäre der Feinführer somit wie ein Blitzableiter oder wie die Antenne bei der drahtlosen Telegraphie zu betrachten. Dieser Auffassung von Professor Hoppe in der naturwissenschaftlichen Wochenschrift (Jena, 1907, 1. Heft) tritt aber Prof. Weber ebenda entschieden entgegen.

Die obigen, über das Wasser-Schmecken angegebenen Vorgänge finde ich nachträglich bestätigt im illustrierten Jahrbuch für Naturkunde 1906 (Leipzig und Wien. Von Prochaska) namentlich mit den Worten des schweizerischen Geologen Heim (aus der Vierteljahrsschrift der Naturforscher von Zürich 1903, 3. u. 4. Heft). Auch das Jahrbuch der Naturwissenschaften von Dr. Wildermann (1906—1907) enthält einen bezüglichen Artikel (S. 223—226), der sich an die Schrift Prof. Webers in Niel „Die Wünschelrute“ anschließt. Heim erzählt, daß er viel mit einem verläßlichen Wasser-Schmecker verkehrte; sobald dieser über eine Wasserader zu stehen kam, fing die Hand mit der Rute zu zittern an und die Hand rötete sich merklich: der Mann bestätigte selbst: „Es steckt nicht im Instrument, sondern im Geblüt. Mein Geblüt spürt das Wasser und ich bemerke dies nur viel sicherer an der Rute oder dem Pendel, und zwar nicht infolge einer Idee, daß darunter Wasser sei.“ — Letztere Erklärung läßt sich beim sogenannten Wahrsagen mit dem an einem haben hängenden Schlüssel und dergleichen geben, der infolge der gefassten Idee zu pendeln beginnt. (Davon später.)

Vielleicht bringt hierüber, sowie über manche der folgenden Vorgänge (z. B. des Fernwirkens) die jetzt in der Ausbildung begriffene Theorie der Ionen und Elektronen einiges Licht. Über dieselbe berichtet z. B. P. L. Dressel S. J. in den Laacher Stimmen (Bd. 70, 1906, S. 162 ff.): Gerade fabelhaft erscheinen die elektrischen Kräfte, welche durch die Ionen-Entladungen zur Verfügung gestellt werden. Trennen wir die beiderlei Ionen H u. HO, in welche ein Wassertropfen von 18 mg Ge-

wicht gespalten werden kann, und brächten ihre entgegengesetzten Ladungen auf 2 Metallkugeln, so würden diese noch in einem Abstand von 1 km einen Zug auseinander ausüben, der einem Drucke von 8 Millionen 542.000 kg gleichkäme. Die allgemeine Massenanziehung und die Schwerkraft sind solchen Kräften gegenüber ganz unbedeutende, fast verschwindende Größen . . . In der Luft sind die Ionen all verbreitet, freilich in minimalen Wellen . . . Der Erdboden ist stets negativ geladen, nur bei wolfigem, regnerischem und gewitterbildendem Wetter vorübergehend umschlagend. In der Luft stets positiv, aber in den Wolken bald positiv, bald negativ *et c.* (S. 171). — Zu berücksichtigen ist für die genannten und die folgenden Vorgänge auch die verschiedene elektrische Leitungsfähigkeit des menschlichen Körpers, worüber neuestens E. B. Müller umfassende Messungen angestellt hat. Vgl. *Gäa*, Zentralorgan naturw. Kenntnisse 1906. 8. Heft. Im 10. Heft derselben Zeitschrift finden sich die neuesten Versuche vom Adm.-Rat. G. Franzius, die auch bei Rohrleitungen, auf Schienen elektrischer Bahnen und bei Telegraphenleitungen gelangen. Noch mehr bestätigen die genannte Ansicht die lustelektrischen Maßmethoden von Max Dickmann, wonach nicht nur bei Gewittern, sondern überhaupt ein beträchtlicher Spannungsunterschied zwischen Luft und Erde besteht. Unterirdisches, besonders reines fließendes Wasser hat noch eine höher gespannte negative Elektrizität. Diese ist nicht ohne Einfluß auf Muskel und Nerven sensibler Menschen und infolge davon auf die Bewegung des Instrumentes. So nach Baurat Beyerhaus in Koblenz. Dazu bemerkt noch Dr. A. Gockel in der Zeitschrift: Natur und Offenbarung (1907, S. 372): Wenn auch diese, im Zentralblatt der Bauverwaltung ausgesprochene Ansicht zum Teil Widerspruch gefunden hat, kann doch durch Luellen höher ionisierte Luft an die Erdoberfläche befördert werden. Beim Durchsickern von Wasser durch Sand *et c.* entstehen ebenfalls elektrische Strömungen: es besteht ein Zusammenhang zwischen den Grundwasserströmungen und der Lustelektrizität. Die Wünschelrute ist nur der Zeiger der Muskelbewegungen, welche der veränderliche Ionengehalt der Luft durch die Nerventreize hervorruft. — Soviel über die jetzt in den Naturwissenschaften viel besprochene Wünschelrute!

Durch die Vermittlung des Erdmagnetismus (beziehungsweise der Elektrizität) und der Gabe einer persönlichen Hyperästhesie einzelner Individuen glauben manche auch das Fernfühlen natürlich erklären zu können. Freilich müßte hier wohl mehr der allgemeine Gefühlsinn (Gemeinsinn) ausgebildet gewesen sein, als ein spezieller Sinn, wenn zum Beispiel der Mirakel-Änunt in Schweden (am Anfang des vorigen Jahrhunderts) oder der Peter auf der Haid bei Haslach in Oberösterreich (vor etwa 30 Jahren) allmählich vom Orte aus, wo sie wohnten, in die Ferne fühlten und den Platz für Wasser aussändig machten. Das Fühlen dürfte auch nicht auf die Grenzen des eigenen Nervensystems, als des Organs, beschränkt angenommen werden, sondern es müßte die in den Nerven bestehende elektrische Strömung, wie durch Melais weiterbefördert werden und der elektromagnetische Erdboden selbst gleichsam zum Organ werden. Ob aber diese Erklärung noch hinreicht, wenn die genannten Personen und andere Fernfühler in weiter Entfernung sind von denjenigen, über welche sie befragt werden und nur durch ein Kleidungsstücklein oder durch Haare oder einen Brief derselben mit ihnen in Kontakt gesetzt werden und doch die richtige Antwort darüber geben, was jene eben

tun, ob sie gesund seien und dergleichen? Ich möchte dies nicht behaupten. Selbst ungläubige Forscher, wie Max Perth in seinen mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, nehmen dafür schon die Mittätigkeit eines magischen Prinzips, des Geodämon, an.

Leichter ergibt sich noch die Erklärung auf bloß natürlichen Wege für die „Lebascha“, die aus einer Familie in Abyssinien stammen und von Menelik als „Spür-Knaben“ zur Entdeckung von Verbrechern benutzt werden. Davon berichtet Heyne im 14. Bändchen der Seelsorger-Praxis S. 116 ff. Man führt diese zuerst an den Platz des Verbrechens zum Beispiel eines Mordes oder Diebstahls. Dasselbst werden sie durch ein Pulver, das ihnen in Milch gereicht wird, und durch einige Züge aus einer Pfeife in eine Art Hypnose oder Somnambulismus versetzt, worauf sie stunden-, ja tagelang der Spur des Verbrechers nachlaufen, und bei ihm angekommen, erschöpft niedersinken; andere Personen werden zur Beobachtung mitgeschickt. Man kann hier auf einen, durch die Hypnose erregten feinen Geruchssinn denken, wie er bei Hunden vorkommt. Eine ähnliche Schärfung des Geruchsinnes kommt hie und da vor zur Entdeckung und Diagnose einer Krankheit oder auch zur Auffindung des passenden Heilmittels.

Doch jetzt zur Erklärung der sympathetischen Kuren, speziell des in Oesterreich so häufigen „Wendens“, das man in Böhmen unter dem Namen „Streichen“ kennt. Wenn die wendende Person an dem Kranken selbst, gewöhnlich an dessen Armen entlang, spannt oder streicht, und dadurch eine mehr oder weniger schnelle Heilung oder Besserung nervöser, rheumatischer, gichtischer oder auch heftischer Krankheiten zustande bringt, meistens jedoch erst nach wiederholten Applikationen, kann die Wirkung als natürlich erklärt werden. Eine allgemein bekannte Praxis ist das Erleichtern rheumatischer Zahns- oder Augenschmerzen mit den kreuzweise übereinander gelegten Händen, die man am leidenden Organ streichend oder drückend appliziert. Es ist hierbei die Nervenelektrizität, früher animalischer Magnetismus genannt, nebst der Lebenswärme tätig. Jetzt bringt man diese Erscheinungen unter die Kategorie der Hypnose. Insofern dieses Verfahren höchstens bis zur Einschläferung fortgesetzt wird und von einem erfahrenen und gewissenhaften Arzte geleitet wird, wird es von manchen Theologen nicht missbilligt. Es kann jedoch physisch und moralisch schädliche Folgen dadurch haben, daß nicht nur indezente Manipulationen über den ganzen Körper vorgenommen werden, sondern eine gewisse Abhängigkeit (Sympathie) und Willensschwäche des Patienten gegen den Wender (Hypnotiseur oder Magnetiseur) zurückbleiben. Von weiteren Folgen und höheren Graden der Hypnose später.

Manche Personen erwarten oder sehen die Einwirkung der Geisterwelt bei diesem Verfahren voraus; in solchen Fällen muß es als abergläubisch verboten werden; anders, wenn es nur als „Sym-

pathie-Mittel" für natürlich gehalten wird. Dass hierbei der Wender betet und auch gewöhnlich für mehrere Tage zu beten aufgibt, kann natürlicher Weise zur Weckung des Vertrauens und Unterstützung der natürlichen Heilkräft dienen.¹⁾

Es gibt aber weiterhin gehende Erfolge, die man je nach der Person und Methode des Handelnden entweder als Wirkung einer gratia gratis data von Gott, oder als eine Wirkung dämonischer Kräfte erklären muss. In ersterer Beziehung ist gewiss der Fall in der Linzer Theol. Qu.-Schrift J. 1884, S. 90 (von † P. Georg Freund C. SS. R.) treffend gelöst, indem er berichtet: Ein gewöhnlicher Mann wird zu vielen Kranken gerufen, von denen er nicht wenigen die Gesundheit herstellt. Er macht dreimal das Kreuz über die schmerzende Stelle und spricht „die Ehre sei Gott z.“, haucht den Kranken an und spricht noch die Worte „durch das Geheimnis der Geburt Jesu aus dem jungfräulichen Schoße Mariä möge dir Gott die Gesundheit zurückstellen“. Mit vollem Rechte werden aber hierbei folgende Bedingungen verlangt:²⁾ 1. Der Wunderdoktor darf nicht auf die Worte der Formel oder die Zeichen (wie auf ein signum efficax) einen unfehlbaren Erfolg segnen, da Gott nichts derartiges in der Kirche eingesetzt hat. Er muss seinen Erfolg nur als ein persönliches Geschenk Gottes in Demut und mit Gehorsam gegen die Kirche anerkennen. Verdächtig ist es schon, wenn er Geld dafür annimmt. 2. Er darf kein Verlangen haben, vom bösen Geiste eine Hilfe zu bekommen, ebenso wenig dürfen die Patienten ein solches Verlangen haben, sondern beide müssen dagegen Verwahrung einlegen.

Was oft kommt es vor, dass der Wender oder die Wenderin selbst keinen Glauben haben, sondern nachdem sie mechanisch ihre Striche oder Kreise (zum Beispiel über ein Geschwür, einen Auswuchs und dergleichen) gewöhnlich mit einer Nuss oder einem Steinchen gemacht haben, fluchen, oder trunkenhaft und ausschweifend leben, ja ein Einverständnis oder einen Wunsch haben, ihre Hilfe vom Teufel zu bekommen. Da liegt es auf der Hand, dass jede Anwendung einer solchen nur schwer sündhaft ist, wenn nicht die Beschränktheit oder Unwissenheit den Patienten in etwa entschuldigt.

Nicht selten klagen sich Personen an, dass sie sympathetische Mittel gebraucht haben. Wenn sie nicht auf eine Hilfe oder Einmischung vom Teufel geglaubt haben, es auch nicht für ein unfehlbares von Gott eingesetztes Mittel angesehen, sondern als ein verborgenes natürliches Heilmittel erachtet haben, so sind sie nicht zu beunruhigen. Es gibt ja manche Wirkungen in den Naturkräften

¹⁾ Das bald mehr bald weniger anstrengende Spannen, welches hier und da gar nicht gelingt, die Schmerzen, welche manchmal richtartig auf den Wender (z. B. Mirakel-Knutt) überspringen u. dgl., scheinen die Kur als ganz natürlich annehmen zu lassen. — ²⁾ Vgl. darüber auch P. Noldin, Summa theol. mor. II. n° 162.

und im eigenen Ich, die noch wenig aufgehellt sind; so gibt es eine Phantasie-Kur, bei der die angewendeten Pillen an sich gar wenig Heilstoff oder Elektrizität haben; und doch sagte mir ein angesehener Doktor in Wien, daß die sogenannte „blaue Elektrizität“ der matteischen Pillen immer die Blutungen gestillt hat (durch Einwirkung der Erwartung oder Beruhigung). Merkwürdiges erzählt Feuchtersleben in seiner Diätetik der Seele von den Phantasie-Kuren, aber auch vom Gegenteil, wie die Phantasie und das Gemüt allein schon die Kraft haben, jemanden auf das Krankenlager und bis auf das Todbett zu bringen. Ein Beispiel ist die Tabes imaginaria.¹⁾

Wenn gewisse Wender nicht mit dem Kranken selbst in Kontakt kommen, sondern derselbe in der Ferne ist, sie von demselben zum Beispiel nur den Taufnamen zu wissen verlangen oder eine Haarlocke oder ein Kleidungsstück und dergleichen in die Hand bekommen und doch auf ihr Gebet und ihre Ceremonien hin der Kranke schnell gesund wird, ist es sicher, daß es nur mit Intervention der Geisterwelt zu erklären ist; man kann wohl nicht dem Erdmagnetismus (wie beim Fernfühlen) eine so große Translationskraft zuschreiben. Anders ist es, wenn der Wunderdoktor einen Ausscheidungsstoff (zum Beispiel der Nieren) verlangt, aus dessen Geruch oder Gehalt er die Diagnose nimmt und Mittel angibt, desgleichen wenn er aus Erfahrungen über den zyklischen Verlauf einer Krankheit dem Unkundigen seine Prophezeiung für die Zeit der Heilung angibt. (Vgl. Stöhr, Walter rc. über dergleichen Kunstgriffe der Wunderdoktoren.)

Über das sogenannte „Gesundbeten“, welches aus Amerika durch die Schwindlerin Mrs. Eddy in neuer Form und Erklärung wieder in Europa, namentlich in Berlin, Eingang gefunden hat, brauchen wir hier nicht zu sprechen; man findet insbesondere in Dr. Walters Werk: Seelsorge und Aberglaube (S. 376—384) die besten Aufklärungen und Widerlegungen. Es beruht auf hypnotischer Suggestion, soweit überhaupt eine Wirkung erfolgt. Buzugeben ist, daß das Massengebet zur Erregung des Vertrauens und der plastischen Heilkraft des Individuums mehr beitragen kann, als das des Einzelnen; nie wird man aber dabei wahrhaft wunderbare Vorgänge, wie sie zum Beispiel in Lourdes vorkommen, zustande bringen. Auch erfolgen die Heilungen der darauf begründeten Sekte der „Scientisten“ nicht plötzlich, sondern nach langen Sitzungen, sind nicht dauerhaft und nicht vollständig. Daher wird man das Vorgehen dabei auch

¹⁾ Ein komisches Beispiel sei noch hier erwähnt, wie jemand das „Schlucken“ durch Wenden plötzlich heilte. Während er über die Hand des beängstigten Patienten Kreise mache, mußte dieser den Atem einhalten und achtgeben. Er ward sofort befreit. Da das Schlucken die unversehens in den Magen gelangte kalte Luft (oder Wasser) hinausstoßen will, tritt durch Einhalten des Atems Erwärmung ein, somit erfolgen keine Reflexbewegungen mehr; es hilft auch, durch ein Tüchlein einigemale den Atem recht langsam ein- und auszuziehen. (Brauchbar für die Schule und Kirche.)

nicht in Parallele mit den Heilungen setzen, wie sie durch eine gratia gratis data zum Beispiel in der 1. Hälfte des vergangenen Jahrhundertes durch Fürst Alexander Hohenlohe in Bayern und Österreich oder in den letzten Jahrzehnten durch den Pastor (d. i. katholischen Pfarrer) Hecking zu Böhle in Westfalen zustande gebracht worden sind.

Eine besondere Art psychophysischer Leistungen des eigenen Ich, die in der letzten Zeit Aufsehen erregt hat, ist bei dieser Gruppe noch zu besprechen, zwar nicht so sehr deswegen, weil sie an sich Anlaß zum Überglauben gegeben hat, als weil durch ihre Erklärung andere noch rätselhaftere Formen erklärt werden können; es ist das Gedankenlesen, genauer die Gedanken-Uebertragung, oder noch genauer die Uebertragung sinnlicher Vorstellungen und Gefühle auf eine dazu befähigte und geübte Person. Jetzt kann niemand mehr dabei eine Vermittlung der Geisterwelt annehmen, nachdem die Vorgänge physikalisch und psychologisch untersucht und manche sogar (mit dem Palmographen) bemessen sind. Sehr gut sind die bis dahin erzielten Resultate schon in der Linzer theol. Du.-Schr. J. 1893, S. 561—565 von Dr. Ph. Huppert erklärt worden. Eine populäre Untersuchung führt auch hierüber Constat. Hasert in der Broschüre: Gedankenlesen, Hypnotismus, Spiritismus. (2. Aufl. 1906.) Doch bleiben hier manche Schwierigkeiten. Viel eingehender ist die Untersuchung, welche in den Stimmen aus Maria-Laach von Julius Beßmer S. J. (Band 62, J. 1902, S. 503 ff.) geführt wird, da auch die Uebertragung von Zeichnungen und selbst sinnlichen Schmerzen zu erklären ist. Ebenso wird von J. Beßmer im Band 63, Seite 484 ff. der wesentliche Unterschied der Herzenskenntnis der Heiligen vom natürlichen Gedankenlesen auseinander gesetzt. Beim natürlichen Prozeß ist es sicher, daß¹⁾ nur durch den körperlichen Organismus die Uebertragung geschieht, indem im Empfänger die Nachbilder (ähnlich wie die optischen) einige Zeit zur Wahrnehmung bedürfen und je nach den körperlichen Zuständen mehr oder weniger klar sind, ferner daß die Experimente Beide sehr ermüden, oft sogar nervöse Nachwehen verursachen. Die einfachsten Formen sind, einen Gegenstand zu nennen oder mit verbundenen Augen sich dahin führen zu lassen, während der Fragesteller sich unterdessen denselben fest vorstellen muß. Zur Erklärung reicht die Tatsache hin, daß die fixe

¹⁾ Wir betonen: Soweit keine betrügerischen Mittel angewendet werden, die auch nicht selten vorkommen, wie Beßmer S. 516 Beispiele nach den Londoner Proceedings of the Society for Psychical Research anführt und neuestens der Fall Banzig in London zeigt. Nach dem Daily Telegraph (1906) fragt Herr Banzig bei einer öffentlichen Produktion jedesmal den Fragesteller aus dem Publikum um den Gegenstand. Während dieser ihm heimlich das Wort zuflüsterte, drückte Banzig laut seinen Affekt aus mit den Worten: Schau, schnell, ah, ic. Diese Worte wiesen seine Frau, die Gedankenleserin auf der Bühne, auf den Gegenstand hin, den sie nach Verabredung mit jenem Worte bezeichnet hatten.

Vorstellung sich mit unwillkürlichen und unbewußten Muskelempfindungen, namentlich auf der Stirne und am Scheitel, verbindet. Werden diese Muskelempfindungen von dem Empfänger wahrgenommen, so bildet sich in den Empfindungszentren (den Ganglienzellen der grauen Substanz der Hirnrinde) der entsprechende Eindruck, der in der Seele das Sinnesbild hervorbringt, aus dem auch der Gedanke gleichsam herausgelesen wird. So erzeugen wir auch im Traume je nach der Erregung der entsprechenden Gehirnpartie das dazugehörige Sinnesbild. Manche Erklärer nehmen nebst der Hyperästhesie des Gefühlssinnes beim Empfänger noch eine solche des Gehörsinnes an, da wir mit starken inneren Vorstellungen ein Flüstern der Sprachwerkzeuge verbinden sollen.¹⁾ Doch mit Recht bemerkt Beßmer, daß auch diese „Flüsterhypothese“ nicht für alle Fälle, besonders nicht für die Übertragung der Zeichnungen, des Schmerzgefühles ic. hinreicht. Er neigt sich daher zum Schluß (S. 524 l. c.) zur Hypothese des Komitees für Gedankenlesen von Professor Barret (Proceedings ... 1882) hin, die auch viele andere dunkle Phänomene erklären würde und kurz und korrekt also lautet:

Jeder mit dem menschlichen Denken verbundenen Phantasietätigkeit entspricht auch eine bestimmte Bewegung einer Partie von Gehirnmolekülen; diese Bewegung kann durch ein physisches Medium (elektrische Strömung) auf ein anderes Gehirn einwirken und daselbst die gleichen Bewegungen hervorrufen; infolge davon wird aber auch das damit nach dem psychologischen Gesetz der Koexistenz verbundene gleiche Sinnesbild und somit auch der damit verbundene Gedanke hervorgerufen. Das nächste Analogon bietet hiefür die drahtlose Telegraphie (und Telephonie!), auch die isochronen Schwingungen an einer zweiten Stimmgabel, die Erregung eines zweiten Magneten durch den ersten und dergleichen. Beßmer schließt (S. 525): Es können auch die Nerven selbst als unmittelbare Aufgabe- und Empfangsstation jener drahtlosen Telegraphie aufgefaßt werden. ... Mag eine solche Ansicht immerhin problematisch erscheinen, und noch sehr der Klärung bedürfen, so schließt sie doch manche fruchtbare Gedanken in sich; auch steht ihr die Alltagserfahrung nicht entgegen. Ein Einfluß nervöser Erregungen des Einen auf den Andern, besonders bei Personen, die entweder von Natur für einander empfänglich sind, oder durch Bande des Blutes oder freundschaftlichen Verkehrs innig verknüpft sind, scheint keineswegs eine aprioristische Annahme. . . .

Diese durch manche Analogien verstärkte Hypothese wird uns auch leichter die Erscheinungen des hypnotischen Wissens, der Ahnungen aus der Ferne und dergleichen erklären lassen. An die erste Art des Gedankenlesens durch die unwillkürlichen Muskelbewegungen bei unserem Denken schließt sich die Erklärung scheinbarer Wahr-

¹⁾ So besonders Hasert nach Lehmann (Gauberei und Abergläubie) u. a.

ungen an, die man durch die klopfenden Tische, oder durch die an einen Händen aufgehängten und bei gewissen Fragen anschlagenden oder sich drehenden Erbschlüssel, Scheren und dergleichen zu vernehmen glaubte. Wenn nämlich den im Kontakt stehenden Personen im Geiste die vermutliche Antwort (zum Beispiel ob diese oder jene Person, ob diese oder jene Zahl gedacht werde) fest vorschwebt, ist es denkbar, daß bei der Nennung dieses Namens oder dieser Zahl die unbewußten und unwillkürlichen Bewegungen der Armmuskeln sich einstellen und dadurch der Tisch, der Schlüssel oder die Schere in Bewegung gerät. Anders gestaltet sich die Lösung bei schwierigeren Anfragen und Antworten. (Davon bei der 4. Gruppe.)

Die erwähnte Hypothese der isochronen Bewegungen von Hirnmolekülen, welche die konnexusen Vorstellungen hervorrufen, gibt eine mögliche Lösung der Frage, warum eine zweite Person so oft veranlaßt wird, gerade auf denselben Gedanken zu kommen, den eine erste Person zu gleicher Zeit hat, noch mehr, warum zwei Personen ein gleiches sympathisches Gefühl in sich verspüren, wie bekanntlich die Anregung zum Gähnen ist, wenn man dies bei einem andern sieht, oder hört, ohne daß man (wie in früherer Zeit Einfältige meinten) einen boshaften „Gähntaufel“ als Versucher annehmen muß; es gibt auch die Lösung auf die Frage, wie die Wirkung „des Anschreiens“ zu erklären und auch zu verhindern sei.¹⁾ Durch die Fixierung des Hinterkopfes einer erregbaren Person können die Hirnmolekülen, wie durch eine magnetische Kraft in eine solche Bewegung versetzt werden, daß sie zum Umschauen nach demjenigen bewegen wird, von dem die Erregung ausgeht, widrigenfalls stellt sich Schwindel und Ueblichkeit ein, falls sie dagegen ankämpft. Die Tatsachen waren so häufig, daß der Moralprofessor in einem Priesterseminar in B. vor ungefähr 50 Jahren darauf hinwies (wie mir ein Ohrenzeuge versicherte), den dadurch belästigten jungen Weibspersonen solle man das Tragen seidener Kopftücher anraten, weil diese schlechte Leiter für den animalischen Magnetismus (beziehungsweise für Elektrizität) seien, oder sie sollen mit erwärmter Hand oder Tüchlein öfters über den Hinterkopf streichen.

Die zuletzt beschriebenen Vorgänge und einige Fälle der früheren Gruppen haben uns Hinweisungen auf das verzweigte Gebiet der Formen des Hypnotismus gegeben. Davon hier ausführlicher zu sprechen, könnte überflüssig erscheinen, da der Hypnotismus in strikter Auffassung nicht einer Einwirkung oder Einmischung der Weisheit des Jenseits zugeschrieben wird (wie es beim Spiritualismus der Fall ist), sondern auf der Einwirkung des sinnlich geistigen Lebens eines Menschen (des Hypnotiseurs) auf das eines andern (des zu Hypnotisierenden) beruht, und zwar durch die Kraft der Sug-

¹⁾ Die Tatsache ist bei der 1. Gruppe beschrieben. Andere wollen sie durch eine elektrische Emanation erklären.

gestion, einer zwingenden Vorstellung, auf die, wie im Traume, die ganze sinnlich-geistige Tätigkeit konzentriert wird. Die wesentliche Bedingung im Hypnotismus ist ebenso wie im Magnetismus der geistige Rapport des Agenten und Perzipienten. Soweit dadurch nur die Versehung in den hypnotischen Schlaf erreicht wird, der mit den früher durch den problematischen animalischen Magnetismus hervorgerufenen Schlaf identisch ist, kann kein Zweifel sein, daß wir es nur mit natürlichen Seelenkräften zu tun haben. Auch die weiteren, höheren Stufen oder Erscheinungen decken sich in beiden Auffassungen. Ob aber dieselben, angefangen vom hypnotischen oder magnetischen Somnambulismus und der Clairvoyance (dem Hellsehen), soweit die Experimente und Berichte nicht auf Betrug beruhen, nur mit den Kräften des menschlichen Geistes zustande kommen können, oder doch das Mitwirken anderer Geister erforderlich ist, noch eine vielumstrittene Frage. C. Hasert schreibt im Vorwort zu seiner populären Broschüre¹⁾ (insbesonders nach Lehmann, Schneider, Wundt u. a.): Erst jetzt ist es gelungen, fast alle diese Dinge zurückzuführen entweder 1. auf Unzuverlässigkeit der Beobachtungen und Berichte, oder 2. auf unbewußte Tätigkeiten des Menschen, oder 3. auf Taschenspielerei, so daß man nun mit Bestimmtheit sagen kann, daß hierbei keine fremden, weder gute noch böse Geister im Spiele seien (Vorrede). Auch Dr. Walter, der eingehend im 3. Kapitel seines Werkes „Aberglaube und Seelsorge“, die Erscheinungen prüft, behauptet sowohl die Natürlichkeit des Hypnotismus als auch im 5. Kapitel die des sogenannten Spiritismus. Dagegen halten viele Moraltheologen (Göpfert, Lehmkühl, Müller) gemäß dem Suppositum der Verbote von Seite der römischen Kongregationen der Inquisition für die höheren Stufen des Hypnotismus (beziehungsweise Magnetismus), sowie des Spiritismus die Einmischung dämonischer Kräfte fest. Am richtigsten und klügsten hierüber drückt sich wohl die Summa theol. mor. des P. Noldin aus (S. 750 ff.): „Hypnotismi phaenomena naturalia esse videntur . . .“ Doch weiter: „pronus est transitus ad spiritistica et non raro connectuntur, praesertim quum daemon ejusmodi rebus se facile immisceat et homines a naturalibus ad superstitiosa propellat . . . Ecclesia quaestionem de origine horum phaenomenorum nondum solvit; constat tamen, ecclesiae judicio haec non esse certo superstitiosa. Patet ex responsione S. Officii 26. jul. 1899.“ etc. — Ausführlich spricht sich auch P. Haan S. J. für die Natürlichkeit der gewöhnlichen Phänomene des Hypnotismus aus, im 5. Artikel der Laacher-Stimmen vom Jahre 1890, während er im vorhergehenden die Ursachen und die Erscheinungen selbst untersucht; sogar P. Franko S. J. gibt zu, daß sie der Substanz nach natürlich sind und hält sie nur der Entstehungsweise nach für verdächtig. (Haan I. c. S. 516.)

¹⁾ Gedankenlesen, Hypnotismus, Spiritismus (2. Aufl. 1907, Graz, Sthria).

Als höhere und außergewöhnliche Erscheinungen oder Stufen zählt Dr. Walter auf (S. 145): 1. Das örtliche Hellsehen undurchsichtiger Gegenstände oder in weite Ferne (Clairvoyance). 2. Die Verlegung der Sinne (Transposition). 3. Die Fernwirkung von Geist zu Geist (Telepathie). 4. Die Übertragung körperlicher Zustände von einer Person auf eine andere, oder bei derselben Person auf andere Körperteile (magnetischer Transfert). 5. Wirkung der Arzneien aus der Ferne oder aus verschlossenen Gläsern. 6. Das Reden in fremden oder nicht erlernten Sprachen. — Doch bemerkt dazu der Autor (S. 145): „Indessen beruhen wohl die meisten dieser angeblichen Vorommisse auf Täuschungen“. Im 5. Abschnitt dieses Kapitels (S. 192—218) werden die angeführten vorgeblichen Tatsachen im Einzelnen untersucht und bei vielen wirkliche Täuschungen, ungenaue Beobachtungen und Uebertreibungen konstatiert (meist nach den Angaben von Löwenfeld). Doch müssen wir gestehen, daß die Erklärungen nicht überall durchschlagend sind und hinwieder Tatsachen in Zweifel gezogen sind, die anderwärts als hinreichend beglaubigt dargestellt werden.

Ganz abgesehen übrigens von der möglichen Einmischung dämonischer Strafe ist aus anderen Gründen der künstlich herbeigeführte Hypnotismus von Kirche und Staat verboten, falls er nicht von einem sehr gewissenhaften und erprobten Arzte in seiner untersten Stufe zur medizinischen Heilung gewisser nervöser Zustände (oder allenfalls zu wissenschaftlichen Experimenten unter Zustimmung des Perzipienten mit gehöriger Vorsicht gegen physische und moralische Schäden) geleitet wird. Sehr gut sind diese Folgen in der Linzer theol. Du.-Schr. schon im Jahre 1897 (S. 60—73) von Dechant Steinbach dargestellt worden im Artikel: Der Hypnotismus in seiner forensischen Bedeutung etc. Es werden dabei (noch nach Charcot) die drei Stadien: lethargie, Katalepsie und (künstlicher) Somnambulismus unterschieden. Ebenso entschieden wird die Erlaubtheit desselben von Dr. Walter namentlich aus folgenden Gründen verworfen (7. u. 8. Abschn. des 3. Kap.): 1. Weil er eine Gefangennahme des Bewußtseins und des freien Willens durch den Hypnotiseur ist, die sogar noch teilweise oder zeitweise in den posthypnotischen Erscheinungen fortdauert; er ist eine geistige Prostitution und Sklaverei des Willens und zwar der schlimmsten Art. 2. Weil die hypnotische Behandlung häufig auf schamlose Art geschieht oder wenigstens geschehen kann und eine bleibende moralische Willensabhängigkeit besonders in sittlicher Beziehung gegen den Hypnotiseur nach sich zieht. 3. Weil auch die physische Gesundheit, besonders des Nervensystems, arg zerrüttet wird und bei wiederholten Behandlungen zur Hysterie, Epilepsie, zu fixen Ideen und endlich zum Blödsinn disponiert. Traurig ist auch die förmliche Manie, sich immer wieder hypnotisieren zu lassen, wie sie schon bei Knaben im 14. Lebensjahr in den „Hansenspielen“ auftrat. (Vgl. l. c. S. 240.) — Mit der Bezeichnung

dieser traurigen Ausschreitungen, wenn nicht des Überglaubens, so doch wenigstens des normalen religiösen und moralischen Lebens überhaupt, die in dem zu unserer 4. Gruppe gezählten Spiritismus nur einen anderen Ausdruck und Ritus angenommen haben, beschließen wir diesen Abschnitt. Es kommt uns nicht so sehr auf die kritische Beurteilung als auf die praktische Behandlung, beziehungsweise Verhütung der aufgezählten Formen an.

4. Gruppe.

Schwer sind die Grenzen zwischen dem natürlichen und übernatürlichen (besser gesagt außernatürlichen) Gebiet zu ziehen. Während man in früheren Jahrhunderten zu viel der Einmischung der Geisterwelt zuschrieb und mit dem Namen „wunderbar“ gar zu freigebig umging, sucht man jetzt fast alles durch natürliche Kräfte und Vorgänge zu erklären. Soweit dies in vernünftiger Weise geschehen kann, ist es auch der richtige Weg „Non sunt multiplicanda entia sine ratione.“ Auch wird nicht Gott unmittelbar ohne Grund Wunder wirken, und wo es etwa Wirkungen der Geister, namentlich der bösen, sein können, hat es auch seine Grenzen im Bezug auf die Außenwelt sowohl, als auch auf die sinnlichen Vermögen des Menschen; sie werden weder allein nach Belieben wirken, noch nach Belieben des Menschen mit ihm zusammenwirken können. Es ist jedoch auch zu berücksichtigen, daß nach den Grundsätzen der Theologie und vielfacher Erfahrung fast immer gewisse Prädispositionen im Menschen erfordert werden. So beweisen viele Tatsachen, daß vorübergehende und noch mehr bleibende Zerrüttung des Nervensystems, Schwächung oder Aufhebung der Selbstbestimmung, namentlich hohe Grade der Furchtsamkeit oder anderer erschütternder Affekte erfordert werden, um sogenannte Infestationen durch Poltergeister zu erleiden. Andere unleugbare Tatsachen bestätigen, daß eine große moralische Verkommenheit durch habituelle Flüche, Unkeuschheit, Trunksucht oder auch nur Bosheitslügen dem bösen Geiste Anhalt geben, auf das Subjekt einzutwirken, wie im Gegenteil ein hoher Grad von Unschuld, Frömmigkeit, Selbstantäußerung oder einzelne heroische Opfer von Gottes- und Nächstenliebe den guten Geistern (besonders den Schutzengeln) Anhalt geben, außerordentliche Eingebungen und Einwirkungen auf eine Person hervorzubringen oder auch Gott unmittelbar bewegen, eine *gratia gratis data* derselben zu verleihen.

Beginnen wir wieder mit den einfachsten Erscheinungen, den Ahnungen in die Ferne und in die Zukunft. Die gewöhnlichen Ahnungen sind nur natürliche Vermutungen über ein wahrscheinliches Ereignis; wir halten sie nur dann fest, wenn sie eintreffen, während hundert andere, die nicht eintreffen, unbeachtet dem Geiste entschwinden. Doch gibt es, zunächst im wachen Zustande, auch solche Vorstellungen, die plötzlich ohne allen Grund und fast mit der Stärke einer Zwangsvorstellung auftreten, zum Beispiel diese

oder jene Person schreibt jetzt an mich, oder kommt heute auf Besuch. Auch dies läßt sich noch wahrscheinlich natürlich erklären, namentlich mit der Hypothese von den isochronen Schwingungen von Partien der Gehirnmolekülen, die nach dem psychologischen Gesetz der Koexistenz die damit früher oft verbundene Vorstellung der Person in der Seele des zweiten Subjektes hervorrufen. Möglich auch, daß die in Ausbildung begriffene Ionen- und Elektronentheorie einigen Aufschluß bringen wird. Wir haben beim Gedankenlesen und Fernwirken davon gesprochen. Es kann so weit gehen, daß nach Art einer Halluzination das Bild der betreffenden Person, ja sogar einzelne Worte namentlich von Sterbenden, die in größter Sehnsucht nach dem Freunde gesprochen wurden, so in die Ferne getragen werden, wie bei der drahtlosen Telephonie. Doch erklärt diese Hypothese nicht alle Tatsachen der Telepathie, welche jetzt von katholischen und akatholischen Gelehrten wieder streng untersucht werden. Man vergleiche dazu die Beispiele, welche Dr. Näß in der Linzer theol. Qu.-Schr. J. 1901, S. 639 ff. aus gelehrteten Zeitschriften gebracht hat. Man muß wohl die Erscheinung der Verstorbenen selbst oder deren Engel zu Hilfe nehmen.

Anders muß die Erklärung lauten über bestimmte Ahnungen zukünftiger Ereignisse, die in Bildern oder inneren Burufen vorher verkündet werden, sei es im wachen Zustande, sei es im Traume. Wo kein Nexus zwischen Ursache und Wirkung erkannt wird, wo man sich auch nicht mit einem solchen Gedanken früher beschäftigt hat, so daß es etwa eine lebhafte psychologische Reproduktion des zukünftlichen Phantasielbildes sein könnte, müssen wir unbedingt das Einwirken Gottes oder der Geisterwelt annehmen. Wir können dabei mehrere Kategorien unterscheiden, die wir mit Tatsachen belegen. Wenn ungläubige Philosophen bei solchen Tatsachen, die sie nicht leugnen können, auf die „magischen Kräfte“ des Ich, oder die Einwirkung des magischen Prinzips (des Götterdämon des M. Perty in seinen mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur) Zuflucht nehmen, so scheint es fast, daß sie nur der Engellehre der christlichen Offenbarung auszuweichen suchen, die in einer viel klareren und tröstlicheren Weise uns die Lösung der Schwierigkeiten auf diesem Gebiete an die Hand gibt.

A. Wir machen den Anfang mit sogenannten „Schutzenengelwundern“ zur Rettung der unschuldigen Kleinen aus drohenden Gefahren. Wie oft kommt der unwiderstehliche Drang, daß Eltern oder Aufseher den Kindern zurufen: „Kinder, geht schnell hinaus, aus der Schule, aus dem Hause, vom Baume weg; es will einfallen, es wird einschlagen“ *et cetera*. Die Bücher von J. Keller (Schutzenengelgeschichten), A. Stolz (schreibende Hand) und andere enthalten manche unleugbare Beispiele. Schon in der Lebensgeschichte des heiligen Polycarp kommt ein solches Beispiel vor; ein ganz ähnliches Beispiel in unserer Zeit und unserem Land liefert die Zeitlingersche

Kapelle in der Pfarre Windischgarsten, erbaut zum Dank für die Rettung der Schulkinder, denen der Katechet im Drange einer Idee zufiel: „Kinder, schnell hinaus; die Schule wird einstürzen“. — Mancher Seelsorger wird bestätigen, daß ihm vorschwebte: „Da muß ich schnell hinzugehen“, oder: „So muß ich sprechen; es gilt eine Seele zu retten!“

B. Zunächst kommen prophetische Todesahnungen oder Todesvorstellungen im wachen Zustande oder im Traume. Es ist eine nicht seltene Tatsache, daß zumeist einfache fromme Leute sich gedrängt fühlen, zum Priester zu gehen, sich versetzen zu lassen, das Zeitliche zu ordnen; es stehe ein baldiger Tod bevor; und zwar geschieht es in Fällen, wo man kein Anzeichen einer Krankheit merkt, wo man auch nicht wegen eines solchen etwaigen Traumgesichtes so angegriffen wird, daß man infolgedessen wirklich dahinsiecht, wie die Phantasie Krankheiten und Tod herbeizaubern kann, sondern wo ganz unverhofft die Katastrophe eintritt.

Einen der interessantesten Fälle unserer Zeit und unseres Landes erzählt der jetzige hochwürdigste Propst Sailer von St. Florian in der Linzer theol. Du.-Schr. J. 1884, S. 87 ff. unter dem Titel „Ein unbeachteter Traum und seine Verwirklichung“. Es betraf den unerwarteten Todesfall eines 30jährigen Mannes, der beim Durchblättern seines photographischen Albums das Bild seines Grabsteins mit der Inschrift: 23. Juli 1883, mehrere Monate vorher vor sich gesehen hatte. Er erzählte es andern, aber vergaß selbst wieder darauf, indem er gesund bis zum Todesstage arbeitete. — Ich selbst kann versichern, daß ein mir sehr nahestehender Herr schon an 10 Jahre vor seinem Tode oft im Traume seinen Sarg sah mit der Aufschrift: A. K. gest. 1876 (9). „Der Sechser dreht sich immer“ sagte er; im Jahre 1879 kam es unerwartet zum Sterben. Dessen Frau versicherte mir 3—4 Monate vor ihrem Tode, daß sie am Fenster früh immer „2. November“ aufgeschrieben finde; auch dem geistlichen Herrn habe sie es gezeigt; an diesem Tage starb sie, obwohl die Krankheit keine Be-rechnung zuließ.

Manchmal sind es in Bildern ausgedrückte prophetische Träume und wache Zustände, die der Seelsorger zum Heil der Betreffenden verwenden soll; auch soll er dergleichen Fälle genau und ruhig untersuchen und aufzeichnen, um über deren übernatürlichen Charakter, im Vergleich mit andern, später ein Urteil oder etwa eine gewisse Gesetzmäßigkeit zu finden. Daher noch drei Fälle, welche verbürgt sind. 1. Als ich in der Pfarre E. und A. in den Ferien priesterliche Aushilfe leistete, hatte eine schlichte junge Dienstmagd die klare Traum-Vorstellung, wie der erste Benefiziat, der nach einigen Tagen mit andern Geistlichen das 40jährige Priesterjubiläum in A. feiern sollte, auf dem Paradebett lag; sie beschrieb die Einzelheiten und sagte naiv: „Ich kann nichts dafür, daß es mir so geträumt hat.“ Der Herr Dechant in E. verwies ihr, über einen so dummen Einfall zu reden, da der Benefiziat ganz frisch nach A. gegangen sei, um die letzten Vorbereitungen zum Feste zu treffen. Abends kam er fröhlich mit der Melbung: „Gott sei Dank, alles ist nun fertig,“ ging nach seinem Hause und nach etwa $\frac{1}{4}$ Stunde kam die Botschaft: „Schnell, er liegt, vom Schlag getroffen, in den letzten Zügen.“ Nächsten Tag war in der beschriebenen Weise das Vorgesicht erfüllt. — 2. Viel auffallender war ein Vorgesicht, das im wachen Zustande abends auf dem Ringe in Wien im Jahre 1885 ein jetzt hochgestellter Priester hatte. Es kam ihm ein Leichenzug entgegen; bei Betrachtung desselben sah der junge Priester das gräf-

liche Familien-Wappen seines Vaters, der ganz gesund in Ungarn weilte. Voll Schrecken kam er in unser Haus und erzählte das Gesicht. Einen Tag darauf (oder in der nächsten Nacht) wurde der Vater ermordet. — 3. Im Wiener „Vaterland“ wurde bald darauf auch folgender Fall erzählt: Der junge Beamte N. sah abends, ermüdet von den Geschäften des Tages, mit dem Pendelschlag der Uhr jedesmal ein Tableau seines kommenden Lebens vorrücken: Er sah seine Promotion, die Braut mit ihm am Altar, die kommenden Kinder um ihn herum, sein Todbett. — Man kann hier nicht einwenden, wie in manch' anderen Fällen beim Hypnotismus und Spiritismus es vorkommt, daß man infolge des Gesichtes oder der spiritistischen Angabe des Mediums sein Leben und seine Pläne so einrichte, daß sie gemäß dem Vorgesichte sich erfüllen.

C. Eine andere Art und zwar von Massen-Ahnungen bilden die in gewissen Gegenden, besonders Schottlands, Westfalens, Tirols, nicht seltenen Massen-Gesichte der Clairvoyance oder des zweiten Gesichtes (second sight).¹⁾ Es ist anderswo so viel darüber geschrieben, daß wir des weiteren nicht erwähnen, als daß manche physische Vorausbedingungen des Bodens, der Gegend, der Temperamente erforderlich sind, ferner daß sie auf die Anwesenden ansteckend wirken und daß vieles davon sich auch nicht erfüllt habe, wenn es auch nicht auf absichtlicher Täuschung beruhte. Ueber den natürlichen oder übernatürlichen Charakter wird daher hier nicht ein Urteil abgegeben.

D. Während bei den bisherigen Zukunftsgeschichten die Einwirkung der guten Geister auf den Menschen als Erklärungsgrund zunächst liegt,²⁾ gibt es jedenfalls auch Zukunftsgesichte und Zukunftsblicke bei solchen Menschen, bei denen keine Einwirkung der guten Geister oder Gottes selber anzunehmen ist. Hierher gehören manche nicht abzuleugnende Wahrsgungen, die durch die schwarze Mantie in allerlei Formen seit dem alten Heidentum existieren, sei es bei Versehung in einen hypnotischen Zustand, wie es jetzt noch durch Spiegelscherei, eintönige Musik und dergleichen geschieht, sei es durch Kartenschlägerei, Loswerfen und andere Formen, die durch die Moralisten näher spezifiziert werden. Es ist Tatsache (ganz abgesehen unterdessen von den Gesichten und Schriften und Ankündigungen, wie sie bei spiritistischen Zirkeln stattfinden), daß es Personen, namentlich unter den Zigeunern und Orientalen gibt, welche nicht nur ferne, sondern auch zukünftige und zwar vom freien Willen abhängige Ereignisse und Erlebnisse vorausverkünden. Wenn auch meistens dunkel und zweideutig, auch oft ganz unrichtig und betrügerisch, — alles läßt sich nicht abstreiten; es muß die divinatio ope daemonis immer noch angenommen werden. (Vgl. u. a. Scheeben,

¹⁾ Von dieser Art ist das Doppelgesicht oder die Doppelstgängerei wohl zu unterscheiden, wovon wir schon bei den Halluzinationen sprachen.

²⁾ Die unchristlichen Philosophen und Naturforscher suchen die Erklärung in der Entbindung der magischen oder vier-dimensionalen Eigenschaften und Kräfte der Seele oder in der Teilnahme an einem magischen Prinzip (dem Grödämon) oder auch an heterogenen über der Menschenwelt sichenden vier-dimensionalen Wesen, die sie als höhere Entwicklungen der Materie ansehen.

Dogm. 2. Bd., S. 407, mit Bezugnahme auf Apgsch. 16, 16, wo der h. Paulus zu Philiippi den spiritus pytho aus dem Mädchen austrieb und dadurch das Wahrsagen wegnahm.)

Es ist hier am Platze, auch von den Erscheinungen und Einwirkungen der Verstorbenen zu sprechen, wobei wir von dem mehr als problematischen Zitieren der Geister im Spiritismus noch ganz absehen. Es gehen über solche Berichte die Meinungen in beide Extreme auseinander; jedenfalls hat sich auch der Seel- forger darüber in einzelnen Fällen sehr skeptisch zu benehmen, namentlich, wo Frauen und überhaupt Phantasie- und Gemütsreiche etwas gesehen und gehört haben wollen. Die daran sich schließenden Fabeln und Formen des Überglaubens gehen ins Unzählbare, besonders bei der Nähe einer Leiche oder gar eines Friedhofes. Doch läßt sich kaum leugnen, daß gemäß den Tatsachen der Offenbarungs- und Kirchengeschichte und auch nach neuesten Vorkommnissen, Anmeldungen, Erscheinungen und selbst sogenanntes „Umgehen“ vor- komme. Man muß jedoch gegen eine solche Wirklichkeit eingenommen sein, wenn Frauen über ein jüngst verstorbenes Kind, einen Gatten oder Freund berichten, sie hätten sein Bild gesehen, seine Stimme, zum Beispiel sein Jammern, wie vor dessen Tod, gehört. Dies beruht wohl immer auf den Halluzinationen, von denen wir gesprochen haben. Doch mehr ist dies anzunehmen, wenn sie abends neugierig bei jedem Geräusch lauschen und in der Angst ihnen das Blut Funken vor die Augen schießen läßt.

Bei hinreichend begründetem Zweifel, ob eine objektive Ursache, nämlich „die Anmeldung einer armen Seele“, vorhanden sei, kann es zur Beruhigung dienen oder wenigstens nicht als unerlaubt gelten, anzufragen, etwa mit der im Land gebräuchlichen Formel: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn: Sag' an, was ist dein Be- gehr'n“ — doch wäre es vermessen und sündhaft, vorhinein die Sehnsucht und das Bestreben zu haben, sich mit der Geisterwelt auf solche Weise in Verbindung zu setzen; man würde auch Gefahr laufen, wie im Spiritismus, statt etwaiger Verstorbenen das Trug- bild böser Geister und deren schlaue Antworten zu bekommen. — Zur größeren Beruhigung dient es jedenfalls, bei fraglichen Anmel- dungen armer Seelen besonders von Verwandten, in Gebet, Almosen, heiligen Messen und Ablässen ihnen Hilfe zukommen zu lassen; des- gleichen tadeln wir nicht die Ansicht derer, welche meinen, daß manche arme Seele am Orte ihres irdischen Aufenthaltes, namentlich wegen dort begangener Sünden, zum Beispiel ob fremden Gutes, Sühnung leisten müsse.

Was das sogenannte Umgehen betrifft, bei dem allerlei Spuk- phänomene vorkommen sollen, zum Beispiel das Herumwerfen von Stühlen und Tischen, Zerrümmern von Bildern, Entgegenwerfen von schmutzigen Gegenständen und Besudeln mit denselben, Poltern, Hämmern, Klopfen, Gehen (mit kräftigen Schritten) und Streifen (wie

mit einem langen Kleide) und dergleichen hat man noch mehr über die Wirklichkeit zu zweifeln; jedenfalls werden da nicht „arme Seelen“, sondern boshafe Geister im Spiele sein, vielleicht aus Nachsicht, wenn man für die armen Seelen viel gebetet hat. Der Priester hat vorerst strenge Untersuchung zu halten, bevor er sich herbei läßt, eine solche Wohnung etwa auszusegnen; den kirchlichen Exorzismus darf er ohnedies erst mit höherer Bewilligung und nach der Anweisung des Rituale vornehmen. — Es sind nur zu viele Fälle bekannt, wo aus allerlei selbsttückigen oder mutwilligen Absichten das Umgehen künstlich von den Menschen (wir schweigen ganz von etwaigen Ratten, Katzen etc. als Poltergeister) inszeniert worden ist. Hier nur einige Anhaltspunkte hierüber. Es wollte ein Dienstbote aus dem Hause fort oder einen andern fortbringen, oder noch häufiger, es wollte jemand, daß ihm ein Haus um billigen Preis verkauft werde, dessen Eigentümer gestorben ist; es wurde daher (durch Mittelpersonen) ein Spuk veranlaßt, um die Leute zu schrecken und so sein Ziel zu erreichen. Ein ähnlicher Fall veranlaßte eben eine Gerichtsverhandlung in München (Juli 1907).

Es sei hier noch die Ansicht einiger Physiologen und Psychologen erwähnt, nicht um sie zu bestätigen, sondern zur Untersuchung vorzulegen. Da der Spuk sich öfters an Personen heftet, die man nicht für schlecht halten kann, da sich eine Deckerei und förmliche Verfolgung gerade gegen diese selbst wendet, indem sie zum Beispiel mit Schnitz beworfen werden, fast alles unter ihren Händen zerbricht, trotzdem sie mit geweihten Gegenständen versehen sind, das Kreuzzeichen machen und dergleichen, so nehmen jene die Hypothese der psychischen Entzweiung auch in den motorischen Kräften einer Person an, welche am Nervensystem stark zerrüttet und in der Beherrschung ihrer Geisteskräfte behindert (gleichsam hypnotisiert) ist. Wir hätten hier eine Lösung der niederen seelischen Funktionen von der Kontrolle, ja auch von dem Bewußtsein der höheren geistigen Tätigkeit. Im Hypnotismus finden wir einige Analogie. Wie der Drang von Zwangsideen zum Beispiel zu Gotteslästerungen, unsittlichen Vorstellungen trotz des Ankämpfens sich geltend macht und so das Ich gleichsam in ein moralisches und immoralisches spaltet, oder wie wir im Traume Debatten und Gegendebatten selbst inszenieren, so soll es, in unbewußter Weise, auch mit den Bewegungsimpulsen sein; freilich müßten da auch die elektrischen Strömungen der Nerven über die Grenzen der Nerven hinauswirken und gleichsam (wie sich jene ausdrücken) die zu bewegenden Gegenstände „vitalisieren“. So furios diese Erklärung klingt, so hat sie doch die Tatsache für sich, daß der Spuk aufhört, wenn die (sonst keineswegs boshafte) Person außer Haus ist und daß der Spuk gar nicht eintritt (besonders das Klopfen und Bewegen der Gegenstände), wenn die Person recht mutig und furchtlos sich befindet oder wenn ihre Gesundheit wieder hergestellt wird. Doch gibt es auch Fälle, wo der Spuk beginnt,

wenn ein Gegenstand ins Haus gebracht und vergraben wurde, da-
gegen aufhört, wenn er entfernt wurde. — Es ist dringend not-
wendig, daß durch nüchterne und genaue Beobachtungen in dieses
dunkle Gebiet „des Occultismus“ mehr Licht gebracht werde.

An die Besprechung der Spukphänomene, von denen viele in
alter Zeit unter die circumsessiones diabolicae eingereiht wurden,
schließt sich zunächst an, von den Besessenheiten (obsessiones und
possessions) einiges zu erwähnen. Viele derselben sind natürliche
Krankheitsformen, wie man sie in bunter Abwechslung in den Irren-
häusern beobachten kann, man faßt sie unter dem Namen daemono-
mania, Besessenheitswahn, zusammen. Die merkwürdigsten derselben
sind zur Orientierung für die Seelsorger im XIV. Bändchen der
Seelsorger-Praxis von B. Heyne beschrieben; wir entnehmen großen-
teils daraus nur die Erklärung einiger merkwürdiger Erscheinungen,
die man anderswo als dämonische Kundgebungen bezeichnet hat,
welche sich aber jetzt natürlich erklären lassen, ohne in Abrede
zu stellen, daß bei wirklichen Besessenheiten der daemon auch die
gleichen Wirkungen hervorbringen kann.¹⁾

1. Das Ertönen verschiedener Stimmen aus dem In-
nern der kranken Person ist kein Zeichen, daß sie von (mehreren) Teufeln besessen sei. Es ist erwiesen, daß bei gewissen (hysterischen) Krämpfen die Stimmänder sich verschieden straff spannen, daher die Stimme darnach bald kindlich, bald alt, bald männlich, bald weiblich &c. erklingt. — 2. Das Wüten vor heiligen Gegenständen (Kruzifixen, Kreuzeichen, heiligen Bildern oder Reliquien und namentlich beim Exorzismus und bei heiligen Namen) ist oft eine psychologische Er-
scheinung, die nach dem Geseze des Kontrastes erfolgt, wie auch ner-
vösen Personen bei großer Erhebung im Gebete gerade die abscheu-
lichsten und gotteslästerlichsten Vorstellungen kommen können. Daher
bleiben zu anderer Zeit solche Kranke bei den gleichen Worten und
Gegenständen wieder ruhig, zeichnen selbst das Kreuz, sprechen heilige
Namen &c. — 3. Da in solchen Zuständen, wie bei der Hypnose,
die ganze geistige Aufmerksamkeit auf eine Vorstellungsmasse kon-
zentriert ist, kann der Kranke Worte in einer fremden Sprache (be-
sonders lateinische, die er in der Kirche öfters gehört, aber längst
vergessen hat, nach psychologischem Ausdruck über die Schwelle des
Bewußtheins bringen und sprechen, ja (wie wir beim Spiritismus
erklären) durch ein erhöhtes Mitgefühl im Sinne des Fragenden oder
eines Gegenwärtigen eine Antwort geben. — 4. Die sogenannten
Teufel, welche man im Körper fühlt, erweisen sich oft als der hypo-
stasierte Druck der Leber, oder als hysterische Gefühle, die wie der

¹⁾ Man vgl. hierzu auch die Broschüre: Dämonische Besessenheit. Ein Kapitel aus der kath. Lehre von der Herrschaft des Fürsten der Sünden und des Teufels. Von Dr. Theodor Taczak, Priester d. Erzdiöz. Gnesen-Posen, besonders das letzte Kapitel über Besessenheit und Besessenheitswahn, berührt unsern Gegenstand.

bekannte globulus hystericus in den Hals auffsteigen, oder sie sind frankhafte Entzündungen und Sekretionen, so daß man den Teufel (um mit den Worten des bekannten Irrenhausseelsorgers Br. Schön zu reden), nicht durch den Mund nach oben, sondern durch ein lösendes Mittel nach unten ausfahren, oder durch ein Senfspflaster an den Füßen ausziehen lassen muß.

Die Kirche ermahnt selbst bei Annahme einer wirklichen Besessenheit nicht voreilig zu sein und das Gutachten eines klugen Arztes einzuholen, um sich nicht dem Gespölte der Ungläubigen auszusetzen. Das Rituale gab daher weise Vorschriften, die jetzt bei fortgeschrittenen Kenntnissen der Psychiatrie noch verschärft werden können. Durch voreilige Annahme einer dämonischen Besessenheit hat man in früherer Zeit nicht nur öfters die natürlichen Heilmittel außer acht gelassen, sondern da diese Geisteskrankheiten, wie die epileptischen Krämpfe, der Beitstanz, ja der Schrecken überhaupt, ansteckend wirken, manchmal durch eine Person eine ganze Kommunität von empfänglichen Frauen und Kindern angesteckt. Daher erwähnen wir die wichtigsten Vorsichtsmaßregeln, die der Priester bei ähnlichen Fällen anzuwenden hat, auch mit dem Bemerken, daß derselbe schon auf die ersten Anfänge, die oft nur dem Beichtvater entdeckt werden, ein wachsames Auge zur Rettung einer disponierten Seele bewahre. 1. Soll nicht durch Fragestellen, in Art eines neugierigen Eingehens darauf, der Wahn noch mehr suggeriert werden. Noch weniger lasse man sich zu einem, dem Kranken erkennbaren Exorzismus herbei. Es gibt Personen, welche durch auffallende krampfartige Zustände, die sie willkürlich hervorrufen, Aufsehen erregen wollen und wenn dieses nicht gelingt, durch Lügenhaftigkeit und Simulation noch mehreres dazu tun, wie bei Hysterischen ein solches Benehmen zur zweiten Natur werden kann. Ueberhaupt ist das Beste hierbei, ein geringischäziges Benehmen und sogar eine verdemütigende Sprache anzunehmen, was der Eitelkeit solcher Kranken ganz entgegen ist. — 2. Da aber solche Zustände manchmal durch schlechte Nahrung, Wohnung, drückende Affekte, namentlich durch Gewissensängsten, durch nervenzerrüttende Bußwerke und lange Gebete prädisponiert werden, wirke man auf gesunde Rost und Lust, auf beruhigende und zertreuende Beschäftigung hin. — 3. Die angesteckten Personen müssen streng von den übrigen, namentlich wenn es Frauen und Kinder sind, abgesondert werden; diese dürfen nicht (wie dies in früherer Zeit geschah) bei solchen dämonischen und antidämonischen Vorgängen Zuschauer bilden. — Die weitere Behandlung muß erfahrenen Ärzten überlassen werden, mit denen der Seelsorger sich von Zeit zu Zeit bespreche; der Seelsorger darf auch nicht „den wunden Punkt“, das ist die Wahnidée, in der Beicht oder im Gebet dem Kranken öfters wahrzufassen lassen.

Es gibt auch den Wahn, von Tieren besessen zu sein (Tier Psychosen früher Zoanthropie genannt), wobei sich die Kranken wie

Tiere benehmen; auch der Wahn, von einem andern lebenden Menschen besessen zu sein, kam vor; am ansteckendsten aber äußerte sich der Wahn der Theomanen, zu deren Kategorie man auch die vor 100 Jahren in einem Teil Oberösterreichs auftretenden, doch kluger Weise schnell geheilten Pöschlianer zählen konnte.

Wir haben zum Schlusse einiges über den Spiritismus zu sprechen. Dessen Wesen ist noch nicht in all seinen Erscheinungen hinreichend erklärt, aber er breitet sich in bedenklicher Weise in Städten unter dem ungläubigen und schwachgläubigen Volke immer mehr aus. Während die Spiritisten annehmen, daß in ihren Zirkeln wirklich die Geister (der Verstorbenen zunächst) mit Hilfe gewisser, dazu befähigter Personen (der Medien im hypnotischen Zustande oder in der Trance) mit den Lebenden verkehren, ja daß sie sogar zitiert oder beschworen werden können, stellen die Gegner dieser Lehre jeden derartigen Verkehr mit Geistern in Abrede, erklären die Vorgänge teils als natürliche, durch Hypnose herbeigeführte, teils auch als absichtlichen Betrug. Die Vorgänge hier eingehender zu schildern, kann nicht der Zweck dieser Blätter sein, da dazu ganze Abhandlungen und Werke erforderlich sind; wir verweisen daher namentlich in seel-sorgerlicher Beziehung auf Dr. Walters Buch: *Aberglaube und Seel-sorge*, 5. Kapitel, auch auf Haserts Broschüre *Gedankenlesen, Hypno-tismus und Spiritismus*. Beide Autoren rüttzen sich namentlich auf Schneider (der neuere Geisterglaube), auf Lehmann, Wundt *et al.*, und sind der Ansicht, daß die erwiesenen Tatsachen sich natürlich erklären lassen, namentlich ob der gleichlaufenden Erscheinungen der Hypnose, die übrigen aber auf Uebertreibung, Einbildung, besonders auf Taschenpielerei beruhen. — Die wichtigsten Vorkommnisse sind: 1. Die Bewegung von Gegenständen, nicht nur wie beim einfachen Tischrücken und Klopfen, sondern die Erhebung derselben, das Antworten auf vorgelegte Fragen durch schriftliche Zeichen, ja Geisterbriefe und Geisterphotographien, Erscheinungen der Geister, Verkündigung der Zukunft durch das Medium, welches auch nicht erlernte Sprachen spricht, verborgene Dinge, sogar Herzensgeheimnisse anzeigt, Krankheiten erkennt, medizinisch bestimmt und Heilmittel angibt, Gegenstände verschwinden macht und wiederbringt, in verschlossene Schachteln, Briefe und Brieftaschen hinein- und herauszaubert, Knoten in Schnüren macht und auflöst, obgleich die beiden Enden versiegelt sind und dergleichen. — Die Mehrzahl der Moraltheologen halten noch an der Behauptung fest: Wiewohl vieles sich als Betrug und Einbildung entlarvt hat, ist doch wegen anderer wohl untersuchter und bezeugter Tatsachen die Beteiligung der bösen Geister sicher und diese neue Form der Magie, sowie die bloße Teilnahme ist schwer sündhaft und verboten. (Vgl. Noldin, *Summa th. m. II* § 170 und die Antwort S. Officii 30. mart. 1898.)

Von anderer Seite wird aber wieder geltend gemacht: 1. daß die berühmtesten Medien als Betrüger und Betrügerinnen entlarvt

worden sind (wie zum Beispiel Bastian, Slade, neuestens das Blumenmedium Rothe, Eglington, Firman *et c.*). Insbesonders erweisen sich die Geisterphotographien als Schwindel.¹⁾ Die Geisterbriefe, ein ebenso Geld einträglicher Betrug, sind gerichtlich entlarvt worden. — 2. Der Inhalt der sogenannten Geisterantworten richtet sich nach dem Grad des Wissens, der Sitten und des Glaubens der Versammelten; meistens ist er spielerisch, rätselhaft, kindisch und läppisch, blasphemisch und schamlos; wo er noch etwas mehr Bildung zeigt, zielt er auf Indifferentismus in der Religion hin. — 3. Keine einzige Kenntnis, welche bereichernd für die Wissenschaft oder wichtig für die künftigen Weltereignisse gewesen wäre, ist je mitgeteilt worden. — 4. Gewöhnlich richten sich die Antworten nach den Wünschen und Launen der Teilnehmer und am öftesten nach dem Geldbeutel der Veranstalter, was doch zu servil und verdemütigend selbst für einen „armen Teufel“ erscheint. — 5. Auch ist es schwer begreiflich, daß zur Betätigung der Geister eine so sorgfältige Vorbereitung des Sitzungs-Lokales, eine allmähliche Einübung des Mediums und endlich eine Erschöpfung der Nervenkräfte Hand in Hand gehe.

Wir wollen noch die hauptsächlichsten Erscheinungen kurz mustern: 1. Die einfachste Form ist das gewöhnliche, auch ohne Medien erfolgende Tischrücken. Daß ein Tisch infolge der unbewußten und unwillkürlichen Muskelbewegungen der durch die Hände verbundenen Teilnehmer in tau-melnde oder kreisende Bewegung kommt, kann ähnlich wie beim Cumberlandschen Gedankenlesen erklärt werden, vorausgesetzt, daß die Hände den Tisch wirklich berühren. Auch daß er mit Klöppeln nach dem Sinn und Erwarten der Teilnehmer antwortet, daß er einfache Striche und Worte mit dem Psychographen wie beim Gedankenlesen durch den Palmographen ausführt (daz. sogenannte Blanchemschreiben durch die Medien), ist noch natürlich erklärbar. Doch wird für eine kräftigere Bewegung oder gar Erhebung des Tisches (wenn solche nicht auf Gaukelspiel beruht), der Druck der Hände, oder nach andern der sogenannte animalische Magnetismus oder die Nerven-Elektrizität, selbst mit Zubehörnahme des Erdmagnetismus, nicht hinreichen, noch weniger aber für das Schreiben vernünftiger, zusammenhängender Antworten, zumal wenn dieses in einer Sprache geschieht, welche keiner aus den im Kontakt stehenden Personen und auch das Medium selbst nicht versteht. Falls es kurze Antworten betrifft, welche das Medium in der Trance (Hypnoe) nach dem Sinn und Wissen eines Teilnehmers gibt, oder wenn es die Namen und Medikamente zu einer Krank-

¹⁾ Vgl. darüber die interessante Untersuchung von P. Zul. Beßmer in den „Laacher-Stimmen“ 1902. — Es ist auch von Interesse, die in der „Stadt Gottes“ 1899 (S. 77. ff.) mitgeteilte Notiz über die „X-Strahlen und Geister“ zu erwähnen: Der französische Physiker Radiquet entdeckte, daß glasartige Gegenstände unter den Röntgen-X-Strahlen fluoreszieren. Daher können Gläser, oder mit Email oder mit Bariumplatin-Chanür überzogene Geräte ohne die sie haltenden und bewegenden Hände oder Schnüre erscheinen, Glöckchen fangen an zu läuten, Violinen spielen, Hände schweben über die Köpfe weg *et c.* Ein Physiker in Paris ließ bei einer Sitzung ein derartig präpariertes Skelett, das er früher unter einem Vorhang verborgen hatte, bei einer Tafel essen, eine in strahlendem Kleide schwebende Frau sich näbaren und dann stückweise, vom Kopf angefangen, im Dunkel sich auflösen. Es ist zu einem solchen Experiment nur nötig, daß der Induktor und die Crookes-Röhren gut fungieren.

heit nennt, welche einer der Teilnehmer eben im Kopfe hat, könnte noch etwa, nach der beim Gedankenlesen erwähnten Hypothese von den isochronen elektrischen Schwingungen der Gehirnmolekülen und der damit verbundenen Phantasmaten eine bisher noch sehr hinkende Erklärung gegeben werden. Doch es werden auch Antworten gegeben, welche Keiner der Anwesenden denkt oder versteht. Als in den Fünfzigerjahren auf Wunsch Pius IX. zur Prüfung mehrere Priester (wie ich von einem Anwesenden hörte) einer solchen Sitzung beiwohnen mußten, wurde auf die Frage, wer der Schreibende sei, die Antwort mit einem Worte gegeben, das niemand verstand; man gab die Antwort orientalistischen Sprachkennern, die bestätigten, es sei das persische Wort für „Teufel“. Ein Missionär, der aus den Vereinigten Staaten zurückkehrte, und zur Prüfung mehreren Sitzungen beiwohnte, sagte, wenn er auf den Tisch eine geweihte Medaille legte, oder in der Stille den Exorzismus betete, stand der Tisch augenblicklich still; wenn er eine Münze von gleichem Metall und Größe hinlegte, und nicht betete, ließ der Tisch sich nicht aufhalten. Freilich entgegnen die Spiritisten, daß die Experimente überhaupt nur gelingen, wenn sympathische Personen zusammen sitzen; nur solche können harmonische Resultate erzielen!

2. Das Blumenstreuen (zum Beispiel durch das Medium Rothe) ist vor kurzem als Taschenpielerei entlarvt worden, und das gleiche wird von den herumliegenden oder schwirrenden Musikinstrumenten gelten können; die Geisterhände und -köpfe und dergleichen Gliedmaßen (kaum je erscheint eine ganze Figur) können durch Spiegelphänomene hervorgebracht werden; öfters ist aber das Medium selbst bei der „Geisterhand“ im Halbdunkel gepackt worden; anderswo sind die Spuren der Strümpfe am Fußboden erschienen und an den Strümpfen des Medium der aufgestreute Fuß. 3. Die unverlegten Paraffinhandschuhe, welche die Geister zurückließen, ein handgreifliches Argument des Haupt-Spiritisten Aksakov, das manchem Gegner vor mehreren Jahren noch zu denken gab, sind jetzt auch von Menschen Zustande gebracht worden, so daß jetzt fast nur auf diesem Gebiet der Spukphänomene das Knotenexperiment, die in und aus verschloßenen Schachteln zu bringenden Ringe und dergleichen, das Schreiben auf verschloßenen Tafeln, und die durch die Geister vorgeblich in Atome aufgelösten und wieder augenblicklich zusammengesetzten Gerätschaften,¹⁾ einer hinreichenden Erklärung bedürftig sind. — Wegen der früher genannten wirklichen oder vermuteten Korrespondenz mit der Geisterwelt bestehen die kirchlichen Verbote aufrecht und dürfte nur jemand von einer Teilnahme soweit entschuldigt sein, als er die volle Gewißheit hat, daß alles mit natürlichen Kräften oder mit Taschenpielerei zugehe und auch da müßte, selbst wenn es nur zu wissenschaftlicher Prüfung und nicht aus grundloser Neugier geschieht, jedes Vergernis vor Anderwidernden vermieden werden. (Vgl. darüber P. Noldin, Summa th. mor. II. tom. n. 170, nota c.)

Mögen diese einfach geschriebenen Mitteilungen, die aus langjähriger Lektüre und Erfahrung entstanden sind, zu immer mehr eingehender Erforschung der Wahrheit beitragen, und zwar bei denjenigen, welche mit der Seelsorge betraut sind, zur genauen Beobachtung, richtigen Beurteilung und getreuen Aufzeichnung schwieriger Fälle, bei denjenigen aber, denen Gott das Talent, die Zeit und die äußeren Mittel zum Studium gegeben hat, um das Gebiet der Wissenschaft hierüber zu bereichern, zum moralischen und physischen

¹⁾ Berücksichtigt ist hiervon der von der Zimmerdecke herabfallende und an Prof. Dr. Böllners Kopf anschlagende Tisch, der den Gelehrten zum Spiritismus bekehrt hat.

Wohle vieler Menschen. Wenn auch das gewöhnliche Volk bei man-
gelhafter Kenntnis manche Vorcommunisse auf Gott oder die Geister-
welt als deren Ursache bezieht, während die fortschreitende Wissen-
schaft intermediäre Ursachen bezeichnet, so ist die Ausdrucksweise des
Volkes weniger unrichtig als ungenau, indem Gott die höchste Ur-
sache bleibt und in Bezug auf die guten und bösen Geister wir-
wissen, daß sie auf die niedrigere Schöpfung einwirken können, sei es,
daß sie die Naturkräfte, unbeschadet deren Gesetzmäßigkeit, lenken
können oder den Menschen diese oder jene Vorstellungen und dadurch
Gesinnungen und Entschlüsse eingeben können, wodurch sie sich zu
Handlungen bewegen lassen. Daß seit der Erbsünde, welche den
Verstand geschwächt und den Willen zum Bösen geneigt hat, der
Fürst der Finsternis und Vater der Lüge in Dingen des Aber-
glaubens eine große Gewalt ausübt, darf nicht wundern; aber für den guten Gläubigen gilt auch hier das Wort des Elsäus
zu seinem Diener: „Fürchte dich nicht, denn mehr sind mit uns,
als mit ihnen“. (4. Kön. 6, 16.)

Das Privateigentum bei den ältesten Kulturvölkern nach heiligen und profanen Quellen.

Von Dr. Johann Litschauer, Kooperator in Gastern, N.-De.

„Unsere Zeit bildet eine der schwersten Epochen, welche die Menschheit jemals zu durchleben hatte. Sie lastet auf uns wie eine bleierne Decke, unter deren Schwüle wir alle zu leiden haben. Die Zivilisation droht über unseren Häuptern zusammenzustürzen. Mit Furcht denken alle an die Gegenwart und mit Angst blicken sie in die Zukunft. Die Zahl der Unzufriedenen wächst mit jedem Tage. In allen Ländern läßt sich der Ruf nach einer Änderung und Verbesserung der gegenwärtigen Verfassung und der Lage der Menschheit vernehmen. Gelehrte und Arbeiter, Regierende und Regierte beraten und schreiben über die sogenannte soziale Frage, über die Frage der gesellschaftlichen Ordnung.“¹⁾

Eine vielumstrittene Teilfrage der großen sozialen Frage ist die Frage um die Berechtigung des Privateigentums. Während nun einerseits die „liberalen“ Reichen behaupten, daß jeder Eigentümer ein absoluter Herr über seine Habe sei und unter Hinweis auf seine Landgüter, Fabriken und seine Geldmittel sagen kann, daß gehört mir und zwar ausschließlich mir, und ich darf von meinem Vermögen jeden mir beliebigen Gebrauch machen, weil ich niemand zur Rechnungslegung verpflichtet bin,²⁾ so streben andererseits die Sozialisten die Aufhebung jeglichen Sondereigentums an,

¹⁾ Vilczewski, Die heutige soziale Notlage. Czernowitz 1903, S. 3. —

²⁾ Vilczewski, S. 45.

das sie als Ungerechtigkeit und Diebstahl ansehen, und erwarten alles Heil in dem Augenblicke, wo aller Klassenunterschied unter den Menschen, wo insbesondere alles Sondereigentum vom Erdboden wird verschwunden sein.

Dies haben die wissenschaftlichen Begründer des Sozialismus deutlich ausgesprochen; z. B. Karl Rodbertus († 1875), indem er behauptet,¹⁾ dem bestehenden Pauperismus und allen anderen Übeln in der Welt könne nur abgeholfen werden durch allmähliche Überführung der Gesellschaft in einen Zustand, wo es kein Grund- und Kapitaleigentum mehr, sondern nur Verdienst- und Arbeitseinkommen gibt; so verlangt auch Karl Marx²⁾ († 1883) als wesentliche Momente der zukünftigen Gesellschaftsordnung: Gemeineigentum aller Produktionsmittel, das herbeigeführt werden soll durch Expropriation der Kapitalisten von Seiten der Volksmassen, gesellschaftliche Benützung der Arbeitsmittel. Der Ertrag der Arbeit ist gesellschaftliches Produkt, dessen einer Teil zu neuer Produktion verwendet, dessen anderer nur zum Genuss bestimmte Teil Privateigentum werden soll.

Ahnliche Forderungen enthält das offizielle Programm des australischen Sozialistenbundes vom Jahre 1890: „Die Quellen und Mittel der Erzeugung und Verteilung des Reichtums sollen als Gemeingut erklärt und behandelt werden; das heißt der Grund und Boden, die Bergwerke, die Fabriken und Maschinen, das Rohmaterial, die Schiffahrt, die Werften und Speicher und alle anderen mitwirkenden Faktoren, die zur Produktion und Verteilung der Güter dienen, sollen verstaatlicht werden.“³⁾

Sonach sollen also alle Produktivgüter Gemeingut der Gesellschaft werden,⁴⁾ nur Genussgüter dürfen Privateigentum werden. Aber wer, fragen wir sogleich, kann praktisch immer genau zwischen Produktiv- und Genussgütern unterscheiden? Lassen sich nicht die allermeisten Dinge bald zu den Produktiv-, bald zu den Genussgütern rechnen? Die Früchte, die ein Garten hervorbringt, sind gewiß Genussgüter für den Besitzer; aber lassen sich diese Früchte nicht zu Genussmitteln von höherem Werte umarbeiten und auch verkaufen? Nadel und Faden sind ferner zunächst unmittelbare Gebrauchsgüter in der Familie, aber kann man mit denselben als Arbeitsmitteln nicht auch andere Kleider fertigen und ausbessern?⁵⁾

Als Begründer des Sozialismus sind außer den bereits genannten noch anzuführen: Graf H. De Saint-Simon († 1827) und sein Schüler Bazard; Charles Fourier († 1837), Louis Blanc

¹⁾ Soziale Briefe an v. Kirchmann, 1850—1851, 3 Teile; 4. Brief 1884: Briefe und sozialpolitische Aufsätze, 1882. — ²⁾ Das Kapital, 4. Auflage 1890; Zur Kritik der politischen Ökonomie, 1859; Das Elend der Philosophie. — ³⁾ Berliner Volksblatt 1890, Nr. 301. — ⁴⁾ cf. Gothaer und Erfurter Programm. Rathrein, Der Sozialismus eine Untersuchung seiner Grundlagen, Herder, Freiburg, 7. Auflage. — ⁵⁾ cf. Moralphilosophie von B. Rathrein, 3. Auflage. Freiburg im B. 1899, II. Bd., S. 200.

(† 1882), Ferdinand Lassalle († 1864), Friedrich Engels¹⁾
(† 1895), August Bebel,²⁾ F. Stern,³⁾ Liebknecht.⁴⁾

Viele Sozialisten geben die Notwendigkeit privater Produktionsmittel zu und wollen nur Grund und Boden vom Privat-eigentum ausgeschlossen wissen. Das sind die sogenannten Agrar-Sozialisten, als deren Hauptvertreter gelten: Der Engländer J. Stuart Mill,⁵⁾ der Belgier E. de Laveleye,⁶⁾ der Amerikaner Henry George,⁷⁾ in Deutschland und Österreich: Stamm,⁸⁾ Herzka⁹⁾ und M. Flürsheim.¹⁰⁾ Diese behaupten, ursprünglich habe überall und bei allen Völkern kollektiver Grundbesitz bestanden; erst allmählich habe sich meist durch List oder Gewalt das Sondergrundeigentum entwickelt und habe schließlich das Gemeineigentum verdrängt. Das Grundeigentum sei darum keineswegs eine naturrechtliche Einrichtung, sondern nur eine willkürliche Erfindung, die wieder verschwinden und dem Gemeineigentum Platz machen könne.

Nun könnte man aber einwenden: Ist es Tatsache, daß ursprünglich überall Gemeineigentum an Grund und Boden bestanden und daß überall allmählich das Privateigentum das Gemeineigengut verdrängt habe, dann ist diese Tatsache wohl ein offensbarer Beweis dafür, daß wir es hier nicht mit einer willkürlichen, sondern mit einer in der Natur der Verhältnisse begründeten Erscheinung zu tun haben; wenn überall allmählich, besonders wenn die Kultur höher emporsteigt, das Gemeineigentum verschwindet, so ist das wohl ein schlagender Beweis, daß es mit derselben unvereinbar ist.¹¹⁾

„Wiewohl auch wir dahinstreben, daß die sozialen Unterschiede und Spaltungen sich immer mehr verringern und eine gleichmäßige Verteilung der Güter platzgreife“,¹²⁾ so behaupten wir doch ferner, daß das Eigentumsrecht nicht nur im Naturrecht begründet ist, sondern daß das Privateigentum — ohne zu unterscheiden zwischen beweglichem, unbeweglichem Grundeigentum, geistigem Eigentum — auch von größter sittlicher Bedeutung ist; denn ohne dasselbe wäre keine Ordnung und keine Freiheit und kein Friede möglich, weshalb schon Schiller¹³⁾ sagt:

„Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen.“

¹⁾ Flugschrift: Manifest der kommunistischen Partei, 1891. — ²⁾ Die Frau in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, Zürich, 7. Auflage 1887. Unsere Ziele, 5. Auflage 1875. — ³⁾ Theorien über den Sozialismus, Stuttgart 1890. — ⁴⁾ Im Berliner Parteiorgan „Vorwärts“ — ⁵⁾ Prinzipien der Nationalökonomie II. Bd. — ⁶⁾ De la propriété et de ses formes primitives, Paris, 4. ed. 1891. — ⁷⁾ Progress and Poverty: The Land Question: Social Problems. — ⁸⁾ Die Erlösung der darbenden Menschheit. — ⁹⁾ Die Gesetze der sozialen Entwicklung, 1866; Freiland 1890. — ¹⁰⁾ Auf friedlichem Wege: der einzige Rettungsweg: Deutschland in 100 Jahren. — ¹¹⁾ Nach Kathrein Moralphil. II. S. 248—249. — ¹²⁾ Bitzenvösl S. 67. — ¹³⁾ Die Räuber.

Ohne Privateigentum gäbe es auch keine gedeihliche Entwicklung der Familie, der Gesellschaft; und nur das Privateigentum vermag andauernd zur Arbeit anzuregen. Auch der große Denker von Stagira hebt gegen Plato hervor, wie in sittlicher Beziehung einerseits das Privateigentum zur Arbeit, Sparsamkeit und Ordnung antreibt, andererseits auch nur im Privateigentum die Tugend der Freigebigkeit sich betätigen kann, weil diese Tugend darin besteht, daß man von dem Seinigen reichlich anderen mitteilt.¹⁾

Doch den überzeugendsten Beweis für die Notwendigkeit des Privateigentums liefert uns die Geschichte. Das Privateigentum ist so alt wie die Geschichte. Dies sonnenklar aufzuzeigen, scheint besonders heutzutage deshalb von großer Wichtigkeit zu sein, weil man keinen Anstand nimmt zu behaupten, das Privateigentum habe in guter Zeit nicht bestanden, mit der Einführung desselben sei erst die soziale Not geschaffen worden.

Dem gegenüber betrachte ich es als meine Aufgabe, aus heiligen und profanen Quellen darzutun, daß Privateigentum schon bei den ältesten Kulturvölkern bestanden hat, daß das Privateigentum so alt ist als die Menschheit selbst.

Es fragt sich nun: I. Auf welche Weise können die Menschen überhaupt Privateigentum erwerben? Die Antwort lautet: Auf verschiedene Weise.

Und es fragt sich: II. Haben auf die eine oder andere der angegebenen Weisen schon die ältesten Kulturvölker sich Privateigentum erworben und somit Privateigentum besessen?

I. Auf welche Weise kann rechtlich Eigentum erworben werden?

Die Eigentumsinstitution ist tatsächlich vorhanden, sie schlicht in sich das Recht des Eigentumserwerbes; daraus entsteht das Eigentumsrecht an einer konkreten Sache durch Vermittlung irgend einer Tatsache. Denn niemand kann ohneweiters sagen: „Dieses Feld ist mein Eigentum“; so hat es Gott nicht gewollt. Es muß eine Zueignung einer bestimmten Sache an eine bestimmte Person erfolgen; und das kann nur geschehen auf Grund einer Tatsache, welche die Zugehörigkeit einer bestimmten Sache zu einer bestimmten Person begründen kann.

Da kommt der Natur der Sache nach zunächst der vielumstrittene, ursprüngliche Titel der Aneignung in Betracht, das ist der einfachen Besitzergreifung, Okkupation. Man versteht darunter die Ergreifung oder Beschlagnahme einer noch freien Sache, die moralisch fähig ist, Privateigentum zu werden — ein Mensch wäre es nicht — mit der äußerlich zum Ausdruck gebrachten Absicht, sie als ausschließliches Eigentum zu erhalten. Diese Absicht kann auf

1) Polit. II. 5, 1263 a. 26.

verschiedene Weise zum Ausdruck gebracht werden z. B. bei beweglichen Gütern: durch Aufbewahren im eigenen Hause oder Veränderung durch nützliche Arbeit; bei Grundeigentum: durch Anpflanzung, Bebauung oder Umzäunung.¹⁾

Ein anderer Titel, sich Eigentum zu erwerben ist die Arbeit. Wir reden da nicht von der Absicht, mit der man arbeitet, auch stellen wir keine kritische Untersuchung an über den Satz Liebknechts²⁾: „Was wir sind und haben, sind und haben wir durch die Arbeit, der Arbeit verdanken wir alles.“ Wir verzichten auf diese töricht-stolze Überhöhung der Arbeit, wie sie die Liberalen und Sozialdemokraten gelehrt haben und noch lehren, bezeichnen sie aber als Rechtstitel, sich Eigentum zu erwerben.

Eine Haupterwerbsquelle des Eigentums ist der Vertrag, der entsteht durch die ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung über Leistung und Gegenleistung, der, soll er auch von der öffentlichen Autorität anerkannt werden, auf Grund der gesetzlich vorgeschriebenen Formen abgeschlossen sein muß. „Auf einem Vertrage beruhen die meisten privat- und öffentlich rechtlichen Verhältnisse in Bezug auf Anstellung der Beamten, Dienstboten, Lohnarbeiter, Gesellschaften, Vereine u. s. w.“³⁾

Die Verträge können unentgeltliche sein, welche nur der einen Vertragspartei eine Last auferlegen, nämlich: Versprechen, Schenkung, Leih- und Hinterlegungsvertrag und das Darlehen. Das Geld-Darlehen, das heutzutage gewöhnliche Darlehen, wird von den Moralisten mit Recht zu den onerosen Verträgen gerechnet.

Oder sie sind gegenseitig belastende, welche beiden Kontrahenten eine Last auferlegen; das sind: Kauf und Verkauf, Miete, Pfand-, Pacht- und Lohnvertrag. Am deutlichsten zeigt sich die Natur des Vertrages im Kauf und Verkauf, einem gegenseitig belastenden Vertrage, von dem der heilige Thomas sagt:⁴⁾ „Zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft trägt am meisten die Tatsache bei, daß sich die Menschen durch Kauf und Verkauf die Besitzgegenstände, die sie bedürfen, mitteilen.“

Als Rechtstitel, die den Eigentümer verändern, also als rechtliche Eigentum-Erwerbstitel sind noch zu nennen: Die Übertragung oder Tradition, die Erbszung oder Usukapion, die Verjährung oder Präskription und das Erbrecht,⁵⁾ das ist die Befugnis, sich die Hinterlassenschaft eines Verstorbenen anzueignen.

Vorauszuschicken sind als Anhang zum ersten Teile noch einige Begriffe, deren Namen man in dieser Untersuchung nicht vermuten würde; es sind dies: Diebstahl und Raub, Wucher und Betrug,

¹⁾ Rathrein, Moralphil. II., S. 191—192. — ²⁾ Was die Sozialdemokraten sind und was sie wollen. Berlin 1891, Seite 9. — ³⁾ Rathrein, M. Ph. II., S. 340. — ⁴⁾ Thomas 1. 2. 105. 2. ad 3. — ⁵⁾ Das Erbrecht im subjektiven Sinne.

freiwillige ungerechte Beschädigung fremden Eigentums und Restitution. Alle diese Begriffe füßen, als sittliche Begriffe zum Rechtsgezege gehörend, auf der Überzeugung von der Notwendigkeit und Unantastbarkeit des Privateigentums (und des öffentlichen Eigentums, das ist des Eigentums eines öffentlichen Gemeinwesens z. B. des Staates oder der Kirche).

II. Haben die ältesten Kulturvölker schon auf die eine oder andere der angegebenen Weisen sich Privateigentum erworben und somit tatsächlich schon Privateigentum besessen?

Die ältesten Kulturvölker — Israeliten, Assyrier, Babylonier und Ägypter — besaßen schon Privateigentum, eine Tatsache, die heilige und profane Quellen bestätigen.

Aus der heiligen Schrift¹⁾ erscheinen wir, daß schon Kain und Abel, die Kinder der ersten Menschen, getrennte Wirtschaft hatten. Abel betrieb die Viehzucht — er opferte ein Lamm — Kain den Ackerbau — er opferte von den Früchten des Feldes. „Zweifelsohne betrachtete der letztere den von ihm bebauten Boden als sein ausschließliches Eigentum, auf dem Abel seine Herden nicht durfte weiden lassen.“²⁾

Die Israeliten kannten den Kauf und Verkauf. Dies berichtet die heilige Schrift zu wiederholten malen, sehr umständlich aber und geradezu klassisch und juridisch im 23. Kapitel der Genesis, wo erzählt wird, wie Abraham ein Grundstück kauft, um in demselben als dem erbeigene Begräbnis seine verstorbene Gattin Sara zu bestatten.

Sara aber lebte 127 Jahre. Als sie starb in der Stadt Arben, welche Hebron ist, im Lande Chanaan; und Abraham kam, sie zu beklagen und zu beweinen; und als er aufgestanden vom Dienste seiner Leiche, redete er zu den Söhnen Heths und sprach: Ich bin ein Ankömmling und Fremder bei euch: gebt mir ein Recht zum Begräbnis bei euch, damit ich meine Leiche begrabe. Da antworteten die Söhne Heths und sprachen: Höre uns, o Herr! Du bist ein Fürst Gottes bei uns: begrabe deine Leiche in den besten unserer Gräber, und keiner wird dich hindern können, in seinem Begräbnisse deine Leiche zu begraben. Da stand Abraham auf und neigte sich vor dem Volke des Landes, nämlich den Söhnen Heths, und sprach zu ihnen: Gefällt es euch, daß ich meine Leiche begrabe, so höret mich und sprechet für mich bei Ephron, dem Sohne Seors, daß er die doppelte Höhle mir gebe, die er am Ende seines Ackers hat: für vollen Wert gebe er mir sie vor euch zum Eigentumsbegräbnisse. Ephron aber wohnte unter den Söhnen Heths. Und Ephron antwortete dem Abraham, daß alle es hörten, die zum Tore jener Stadt eingingen und sprach: Nicht also soll es geschehen, mein

¹⁾ Gen. 4, 1—4. — ²⁾ Kathrein, Moralphil. II., S. 260.

Herr, sondern höre vielmehr, was ich sage: Ich schenke dir den Acker und die Höhle, die darin ist, vor den Söhnen meines Volkes;¹⁾ begrabe deine Leiche. Da neigte sich Abraham vor dem Volke des Landes und sprach zu Ephron vor dem umstehenden Volke: Ich bitte, du wollest mich hören. Ich gebe das Geld für den Acker: nimmt es an und dann begrabe ich daselbst meine Leiche. Und Ephron antwortete: Mein Herr, höre mich! Das Land, das du verlangst, ist 400 Seckel Silbers wert; das ist der Wert zwischen mir und dir, und wie viel ist das auch? Begrabe deine Leiche. Als Abraham solches vernommen, wog er das Geld dar, das Ephron verlangt hatte, da die Söhne Heths es hörten, 400 Seckel Silbers bewährter gangbarer Münze. Also ward der vormalige Acker Ephrons, in dem eine doppelte Höhle war, der Acker sowohl als die Höhle und alle Bäume desselben, so ringsherum auf dem ganzen Acker standen, dem Abraham als Eigentum bestätigt, da es sahen die Söhne Heths und alle, die zum Tore jener Stadt eingingen. Und also begrub Abraham die Sara, sein Weib, in der doppelten Höhle des Ackers Mamre gegenüber, das ist Hebron im Lande Chanaan. Und der Acker ward bestätigt samt der Höhle darin dem Abraham zum Eigentumsbegräbnis von den Söhnen Heths.²⁾

Ist das nicht ein herrliches Zeugnis für den Bestand des Privateigentums, und zwar für den Bestand des frei veräußerlichen Privatgrundeigentums? Könnte ein Jurist umständlicher und genauer über den Abschluß eines Vertrages berichten?

Jakob war aus Mesopotamien zurückgekehrt, hatte sich mit Esau versöhnt und „kam gen Socoth, baute da ein Haus und errichtete Hütten und nannte den Namen des Ortes Socoth, das ist Hütten. Und er zog fort gen Salem, der Stadt der Sichemiten, welche im Lande Chanaan liegt, nachdem er aus Mesopotamien in Syrien zurückgekehrt war, und wohnte bei derselben Stadt. Und er kaufte einen Teil des Ackers, wo er seine Hütten aufgeschlagen, von den Kindern Hemors, des Vaters Sichems, für 100 Lämmer.“³⁾

Josef ward aus Aeid von seinen Brüdern verkauft und nach Aegypten geführt zu Putiphara, dem Obersten der Leibwache Pharaos. „Und der Herr war mit ihm und er war ein Mann, dem alles gelang, und wohnte im Hause seines Herrn Und Josef fand Gnade vor seinem Herrn und ward sein Diener und sein Herr segte ihn über alles und er herrschte über das Haus, das ihm anvertraut, und über alles, was ihm übergeben war; und der Herr segnete das Haus des Aegypters um Josef willen und mehrte all sein Gut, sowohl

¹⁾ Nach orientalischer Sitte machte er dieses nicht ernst gemeinte Anerbieten. ²⁾ Gen. 23, 1—20. — ³⁾ Gen. 33, 17—19.

im Hause als auf dem Felde.“¹⁾ Puthiphar war also Grund-eigentümer.

Als die sieben Hungersjahre waren, da kamen die Aegypter und Chananiter zu Josef, um Getreide zu kaufen. „Und Josef brachte alles Geld aus diesem Lande zusammen für den Verkauf des Getreides und tat es in die Schatzkammer des Königs.“²⁾ Hernach brachten sie für Speise all ihr Vieh. Und als sie kein bewegliches Eigentum mehr hatten, sprachen sie zu Josef: „Warum sollen wir also sterben vor deinen Augen? Wir und unser Land sollen dein sein. Kaufe uns zu königlicher Dienstbarkeit und reiche uns Samen, damit nicht aus Mangel an Anbauern die Erde zu einer Wüste werde. Also kaufte Josef das ganze Land Aegypten; denn ein jeglicher verkaufte sein Eigentum um der Größe des Hungers willen und Josef machte es dem Pharao eigen.... Hierauf sprach Josef zum Volke: Siehe, ihr und euer Land gehört dem Pharao, wie ihr sehet; nehmet da Samen und besäet die Acker, daß ihr Früchte bekommet. Den fünften Teil gebet dem Könige, die vier übrigen Teile überlasse ich euch zum Samen und zur Speise für euer Haus und eure Kinder.“³⁾ Die Einwohner Aegyptens haben somit ihr Privateigentum in den Tagen der Not verkauft und ihr Grund-eigentum als Pachtgut um ein Fünftel des Ertrages zurückerhalten.

Die Geschichtlichkeit und Glaubwürdigkeit der heiligen Quellen wurde bis in die neueste Zeit aus den verschiedensten Gründen bekämpft; „die Bibel wurde im Namen der Wissenschaft angegriffen und mit all dem éclat und der gebieterischen Autorität, womit hervorragende Gelehrsamkeit bekleidet ist.“⁴⁾ Doch gerade zu einer Zeit, wo die Wogen des Unglaubens am höchsten gingen, wo Wissenschaft und Kritik mit allen erdenklichen Mitteln alles Heilige besudelten, wo man — menschlich gesprochen — für den göttlichen Charakter der heiligen Schrift fast zu fürchten begann, wo die menschliche Vernunft sich gegen ihren Schöpfer aufbäumte, da fügte es Gott, daß die unvernünftige Natur, deren Gelehrsamkeit noch größere Autorität hat und deren Wissenschaft das größte Wunder unserer Zeit ist, als Zeuge auftrat, daß „die Hyperkritiker, die immer nach Steinen gruben, um sie auf die heilige Schrift zu werfen, von einem derartigen Stein selbst erdrückt wurden.“⁵⁾

Und dieser Stein ist ein Dioritblock, auf dem in 49 Kolonnen die Gesetze des größten Königs des Altertums, die Gesetze Hammurabis eingegraben sind, dessen Name in der Bibel⁶⁾ als Amraphel erscheint. Dieser Stein wurde von einer französischen Expedition im Jahre 1902 aus dem Akropolishügel von Susa ausgegraben, wohin er von den Elamiten geschleppt worden ist, um

¹⁾ Gen. 39, 2, 4, 5. — ²⁾ Gen. 47, 14. — ³⁾ Gen. 47, 19—24. —

⁴⁾ Rev. John Urquhart, Die neueren Entdeckungen und die Bibel, Stuttgart 1900, S. 30. — ⁵⁾ Ujeic, Ueber den Kodex Hammurabis. Linzer Quartalschrift 1906, S. 95. — ⁶⁾ Gen. 14.

dort als Siegestrophä aufgestellt zu werden. Man nennt diese Gesetzes-sammlung den *Kodex Hammurabi*, die wichtigste Urkunde, welche bis jetzt aus der babylonischen Kultur uns erhalten ist. Er ist als die älteste bis jetzt bekannte Urkunde dieser Art in der Entwicklung der Menschheit zugleich eine der wichtigsten Urkunden in der Geschichte der Menschheit überhaupt; denn er gewährt uns einen Einblick in eine graue Urzeit, von der unser Wissen bisher nur Stückwerk und dieses sehr zweifelhaft war. Die Berichte über die alte babylonische Kultur sind nicht mehr bloße Sagen, sie bekommen nun feste Formen, sie erscheinen als Tatsachen, als geschichtliche Ereignisse, deren Entwicklung zum Großteil innerhalb geheimer Schranken sich vollzog.

„Diese gewaltige Inschrift, die fast vollständig erhalten ist,¹⁾ ist wohl das großartigste Rechtsdenkmal des Altertums. Es ist ein erleuchtetes Herrschertum mit großartigen Initiativen, das aus dem großen Gesetzeswerk zu uns spricht, ein Herrschertum, das bereits eine Kultur ganz im modernen Sinne vorausseht“,²⁾ ein Rechtsdenkmal von umso größerer Bedeutung, als seine Übereinstimmung mit den Berichten der Bibel zugleich ein hochwichtiges Argument bildet für die Geschichtlichkeit und Glaubwürdigkeit der heiligen Quellen überhaupt, die nun auch wieder von einem größeren Teile der Menschheit auch von der ungläubigen Intelligenz geschätzt und so auch der Gottesglaube ausgebreitet und Gottes Ehre befördert wird. „Der Hammurabi-Stein“, bestätigt D. H. Müller,³⁾ „ist ein Zeugnis erster Güte für die alten Patriarchengeschichten, denen er einen hohen Grad von Historizität verleiht.“⁴⁾ „Babel muß nun der Bibel dienen, an Babel erhält der biblische Bericht neue Klarheit und Bestätigung;“⁵⁾ Babel hat Gott einen großen und ehrenvollen Anteil zugewiesen an den Entdeckungen, die „so viel Licht auf sein Wort geworfen haben.“⁶⁾

Was die heilige Schrift zum Erweise der Existenz des Privat-eigentums schon in der Patriarchenzeit so klar enthält, das findet in diesem Gesetze seine Bestätigung, da auch aus dem Hammurabi-ge sche für jene Zeit „ein ziemlich ungebundenes Privat-eigentum an Grund und Boden zu erkennen ist: Die Bevölkerung kauft und verkauft, mietet und vermietet frei; auf dem Euphrat wird ein eifriger Stromhandel betrieben, Kompaniegeschäfte werden gemacht, Darlehen und andere Geldgeschäfte sind an der Tagesordnung.“⁷⁾

¹⁾ Fünf Reihen der Inschrift sind weggemeißelt; man wollte die Bemerkungen des Siegers an ihre Stelle setzen. Dies ist jedoch unterblieben. — ²⁾ Nohler und Peiser, Hammurabis Gesetz, Leipzig 1904. Einl. S. 1. — ³⁾ Die Gesetze Hammurabis, Wien 1903. S. 219. — ⁴⁾ Gegenüber dem Gesetze Moses weist es wohl viele Mängel auf. cf. A. Jeremias, das alte Test. S. 266. — ⁵⁾ J. Döller, Bibel und Babel oder Babel und Bibel, Paderborn 1903. S. 86. — ⁶⁾ R. J. Urquhart, S. 8. — ⁷⁾ Nohler u. Peiser, Einl. S. 1.

Die neuesten Ausgrabungen berichten uns außer dem großen Gesetzbuch auch noch über den Briefwechsel zwischen Hammurabi und seinem Statthalter Sin-idinnam, der die südbabylonischen Provinzen verwaltete. Fast die Hälfte dieser Briefe behandeln rechtliche Verhältnisse, einer auch den Kauf von Datteln: „Zu Sin-idinnam sprich: Also sagt Hammurabi¹⁾: Siehe, den Seunurhali schicke ich hiermit, um Datteln und Seham zu kaufen. Seze dich mit zuverlässigen Leuten ins Benehmen. Datteln und Seham sollen sie kaufen . . . mögen sie dem Seunurhali geben. Die Datteln und den Seham, die gekauft und aufgestapelt sind, sollen sie aufladen und nach Babel bringen.²⁾

Man hat außerdem sehr viele auf Tontäfelchen geschriebene Privatverträge gefunden, die jetzt im Britischen Museum aufbewahrt werden und von denen circa 80 den Verkauf von Häusern und Gärten und Begräbnisstätten zum Gegenstande haben und die alle unterzeichnet sind vom Gerichtsvorstande, Schreiber, Kontrahenten und mehreren Zeugen und außerdem noch mit dem Siegel versehen, das entweder Namen der Eigentümer oder auch babylonischer Gottheiten trägt.³⁾

Wie für Babylon bestätigen auch für Assyrien die aufgefundenen Denkmäler, Kaufverträge über Häuser und Grundstücke, den Bestand des Privateigentums.

Auf Grund dieser in Assyrien und Babylon und Ägypten⁴⁾ gemachten Ausgrabungen und entzifferten Ton- und Steinurkunden schreibt Lenormant: „Es existieren Kauf- und Mietverträge aus allen Perioden der ungeheuren Dauer der assyrischen und babylonischen Zivilisation. Wir ersehen aus ihnen, mit wie vielen religiösen und bürgerlichen Garantien das Grundeigentum in jenen zivilisierten Ländern umgeben war. Die Uebertragung desselben durfte nur unter bestimmten, mit einer religiösen Weihe umgebenen Formen und auf Grund einer von einem öffentlichen Beamten in Gegenwart mehrerer Zeugen ausgesertigten Urkunde stattfinden. Wurde eine Summe Geldes als Bürgschaft für die Ausführung des Vertrages hinterlegt, so bewahrte man sie im Schatz des Tempels auf, dessen Priester bei der Abschließung des Vertrages zugegen waren.“⁵⁾

Das Land wurde bei den ältesten Kulturvölkern entweder von dem Eigentümer selbst bebaut oder es wurde verpachtet. Der Pächter hatte dem Eigentümer den Pachtzins zu zahlen.

Der Besitz der Israeliten an Grund und Häusern war, weil von Gott selbst gegeben und sanktioniert, unantastbar. Jeder Eingriff von Seite eines fremden Volkes in das Eigentumsrecht der

¹⁾ So lautet die Einleitung aller dieser Briefe. — ²⁾ Nagel in Beiträge zur Assyriologie von Delitzsch und Haupt, Leipzig 1902, IV. Bd., S. 453. — ³⁾ cf. Mathrein, M. Ph. II., S. 266. — ⁴⁾ Besonders auch der Tontafelkund von El-Amarna um das Jahr 1400 vor Chr. — ⁵⁾ Manuel d'Histoire ancienne II. Paris 1869, S. 141.

Israeliten wurde darum auch von Gott selbst bestraft. Im Jobeljahr fiel aller Grundbesitz, sowie die Häuser der Israeliten, welche veräußert worden waren, an den früheren Besitzer zurück. Der Kaufschilling wurde nicht zurückerstattet: darum war der Verkauf in der Tat nur eine Verpachtung, wobei der Kaufpreis je nach der Entfernung vom nächsten Jobeljahr bestimmt wurde.¹⁾

Auch sechs Paragraphen des Hammurabigesetzes und mehrere²⁾ Briefe Hammurabis an seinen Statthalter Sin-idinnam³⁾ geben besondere Vorschriften über Pachtverhältnisse. Ein eigenes Pacht-System bildete sich auch in Ägypten während der großen Hungersnot.

Mit dem Ackerbau hängt innig zusammen der Arbeitsvertrag, in den Urkunden meist Dienstvertrag genannt. Häufig werden die Kinder in Dienst gegeben oder es verdingt sich der Mann auch selbst, und zwar meist auf ein Jahr, oft auch auf einen Monat, manchmal auch als Taglöhner, wofür der Lohn selten in Geld meist in Getreide oder Bier bezahlt wird.⁴⁾

Als Jakob dem Laban durch viele Jahre treu gedient und Lia und Rachel geheiratet hatte, da sprach Laban zu ihm: „Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß mich Gott gesegnet um deinetwillen: bestimme deinen Lohn, den ich dir geben soll.“ Und Jakob bestimmte ihn nach einigem Zögern: „Geh durch alle deine Herden und sondere ab alle Schafe mit buntem und scheinlichem Felle: und was schwarz und gefleckt und bunt ist, sowohl an Schafen als an Ziegen, soll mein Lohn sein.“ Gott fügte es aber, daß Jakob überaus reich wurde: „Er hatte viele Herden, Mägde und Knechte, Kameele und Esel.“⁵⁾ Und er nahm all sein Gut und seine Herden und was er in Mesopotamien erworben hatte und zog zu Isaak seinem Vater ins Land Chanaan. Als er seinem Bruder Esau von seinem Besitztum, das er sich durch seine Arbeit im Dienste Labans erworben hatte, Versöhnungsgaben reichen wollte, da sprach Esau: „Auch ich habe sehr viel, mein Bruder, behalte, was dein ist.“⁶⁾

Dienst- und Arbeitsverträge kannte auch das Gesetz Moses; es gab besondere Vorschriften: „Der Lohn des Taglöhners soll bei dir nicht bleiben bis an den Morgen.“⁷⁾ „Du sollst dem dürftigen und armen Bruder seinen Lohn nicht versagen, auch nicht dem Fremdling, der bei dir weilt im Lande und in deinen Toren ist, sondern an demselben Tage sollst du ihm den Lohn seiner Arbeit geben vor Sonnenuntergang; denn er ist arm und erhält damit sein Leben, auf daß er nicht wider dich zu dem Herrn rufe und dirs zur Sünde gerechnet werde.“⁸⁾

Alle diese klaren Zeugnisse für den Bestand des Privateigentums finden ihre Bestätigung auch in den Briefen und Gesetzen

¹⁾ Levit. 25, 2-7. — ²⁾ D. H. Müller §§ 42-47, S. 20-21. —

³⁾ Briefe Nr. 28 u. 33. Nagel in Beiträge zur Assyriologie 1902, 4. Bd. —

⁴⁾ Schöler u. Peiser, S. 113. — ⁵⁾ Gen. 30, 27, 32, 43. — ⁶⁾ Gen. 31, 18, u. 22, 9. — ⁷⁾ Levit. 19, 13. — ⁸⁾ Deut. 24, 14-15.

Hammurabis, welch letztere als Taxordnung für freie Arbeiter bestimmen: „Die Vergütung eines Säemanns beträgt 8 Gur Korn im Jahre; die Vergütung eines Ochsentreibers sechs Gur Korn im Jahre; die Vergütung eines Hirten ist acht Gur Korn im Jahre u. s. w.¹⁾ Die Vergütung eines ständigen Arbeiters beträgt in den ersten fünf Monaten des Jahres sechs Si im Tage, in den folgenden Monaten des Jahres fünf Si im Tage; die Vergütung für einen Schneider beträgt im Tage fünf Si, für einen Zimmermann 4 Si u. s. w.²⁾

Bon unentgeltlichen Verträgen, die nur der einen Vertragspartei eine Last auferlegen, begegnen uns bei den ältesten Kulturvölkern insbesondere die Schenkung, der Leih- und Hinterlegungsvertrag.

Die Geschenke, mit denen Pharaos Abraham überhäufte, werden einzeln angegeben: „Schafe, Kinder, Esel, Knechte, Mägde, Eselinnen und Kameele.“³⁾

Jakob suchte seinen Bruder versöhnlich zu stimmen; darum sandte er von dem, was er hatte, Geschenke für Esau seinen Bruder: „200 Ziegen, 20 Böcke, 200 Schafe und 20 Widder, 30 säugende Kameele mit ihren Füllen, 40 Kühe und 20 Stiere. 20 Eselinnen und 10 ihrer Füllen.“⁴⁾

Das Hammurabigesetz redet von einer Schenkung, welche der Mann seiner Frau macht und die sogar durch eine Schenkungsurkunde bezeugt wird: „Wenn ein Mann seiner Ehefrau Feld, Garten, Haus und andere Habe schenkt, ihr eine gefiegelte Urkunde überliefert, erheben nach dem Tode ihres Mannes ihre Kinder keinen Einspruch. Die Mutter gibt es nach ihrem Tode ihrem Lieblingssohne, einem Bruder gibt sie es nicht.“⁵⁾

Der Leih- und Verwahrungs- oder Hinterlegungsvertrag — Depositum — wird in den Gesetzen der ältesten Kulturvölker fast in moderner Weise behandelt. Man verlangt meist die Ausstellung von Urkunden und Zeugenschaft: Formalitäten, die auf geschäftlichen Charakter schließen lassen. Der Verwahrer haftet für alle Sorgfalt. Will er das fremde Eigentum ableugnen, wird er streng bestraft z. B.: „Wenn jemand seinem Freunde Geld oder Geräte zur Verwahrung gibt und es wird dem gestohlen, der es empfangen hat, so soll der Dieb, wenn er gefunden wird, doppelt erstatten. Wenn aber der Dieb verborgen bleibt, soll man den Herrn des Hauses vor die Götter bringen und da soll er schwören, ob er seine Hand nicht an seines Nächsten Gut gelegt hat, um einen Betrug zu begehen . . und wenn die Richter ihn schuldig finden, soll er seinem Nächsten das Doppelte erstatten . . .“⁶⁾

¹⁾ §§ 257, 258, 261. cf. Hammurabibriebe Nr. 7, 27 u. 37. —

²⁾ §§ 273—274. — ³⁾ Gen. 12. 16. — ⁴⁾ Gen. 32. 13. — ⁵⁾ Hammurabigesetz § 150; cf. Brief Nr. 14. — ⁶⁾ Exod. 22. 7—8; dazu noch Exod. 22. 9—15.

So das Gesetz Moses. Ebenso scharf wird der Leih- und Verwahrungsvertrag auch vom Hammurabigesetze umgrenzt: „Wenn ein Mann einem anderen Silber, Gold oder sonst etwas zum Aufbewahren gibt, zeigt er alles, was immer er gibt, den Zeugen. Sobald er die Vereinbarungen feststellt, übergibt er es zur Aufbewahrung. Wenn, nachdem ein Mann einem anderen Silber, Gold oder sonst etwas vor Zeugen zur Aufbewahrung übergeben hat, dieser es ihm ableugnet, wird er, sobald man diesen Mann vor Gericht überführt, alles, was er ableugnete, indem er es verdoppelt, zurückzuerstatten.“¹⁾ An seinen Statthalter Sin-idinnam schreibt Hammurabi: „Ilusu-ibi, der Händler des . . Sekretärs hat mir also gemeldet: „30 Tonnen Getreide habe ich dem sakkanakku Sin-magir gegeben und bringe hier seinen Schein. Seit drei Jahren fordere ich's von ihm, aber das Getreide liefert er nicht ab.“ Also hat er mir berichtet. Seinen Schein prüfe ich, das Getreide nebst Zinsen lieferne Sin-magir ab und dem Ilusu-ibi gib es.“²⁾

Ein rechtlicher Eigentumstitel ist ferner das Erbrecht. Der Patriarch Abraham hat, als er schon vorgerückt war an Jahren, den Herrn um einen Leibeserben gebeten, damit ihn nicht sein Sklave Eliezer einst beerbe: „Und alsbald erging das Wort des Herrn an ihn: Nicht dieser soll dein Erbe sein, sondern der aus deinem Leibe kommt, soll dein Erbe sein.“³⁾

Als dem Abraham die Hagar einen Sohn namens Ismael gebar, da sprach Sara, fürchtend, daß ihr Sohn verkürzt würde: „Treibe diese Magd aus mit ihrem Sohne; denn der Sohn der Magd soll nicht erben mit meinem Sohne Isaak.“⁴⁾

Moses gab über das Erbrecht eigene Bestimmungen: „Wenn ein Mann zwei Weiber hat, eine, die er liebt, und eine, zu der er keine Neigung hat, und sie ihm Kinder gebären, und der Sohn der Nichtgeliebten ist der Erstgeborene, und er will sein Gut unter seine Söhne verteilen: so kann er den Sohn der Geliebten nicht zum Erstgeborenen machen und dem Sohne der Nichtgeliebten vorziehen, sondern den Sohn der Nichtgeliebten soll er als Erstgeborenen anerkennen und ihm doppelt von allem geben, was er hat; denn der selbe ist der Erstling seiner Kinder und ihm gebührt die Erstgeburt.“⁵⁾

Erbberechtigt waren bei den Israeliten im allgemeinen nur die Söhne, von denen jeder gleichviel, der Erstgeborene aber doppelt so viel als die übrigen erhielt. Starb aber der Vater ohne Söhne, dann erbte die älteste Tochter;⁶⁾ sie mußte sich aber, damit der väterliche Besitz nicht an einen anderen Stamm gelange, mit einem Manne aus dem Stamme ihres Vaters verheiraten. Hatte der verstorbene Hausvater auch keine ihn überlebende Tochter, so mußte

¹⁾ Hammurabigesetze §§ 122, 124. Mit dem mosaischen Gesetze sind fast gleichlautend noch die §§ 120 u. 121, 125 u. 126. — ²⁾ Hammurabi-brief Nr. 24. — ³⁾ Gen. 16, 2—4. — ⁴⁾ Gen. 21, 10. — ⁵⁾ Deut. 21, 15—17. — ⁶⁾ Erbtochter Num. 96, 6.

sein Bruder oder sein nächster Blutsverwandte die kinderlose Witwe heiraten, damit der Besitz der Familie erhalten blieb.¹⁾

Ein Erbrecht kannten auch schon die Ägypter und Babylonier mehrere Jahrtausende vor Christus.

Eine Papyrusrolle aus Ägypten, die sich jetzt im Berliner Museum befindet, berichtet von den Abenteuern des Sancha oder „Sinuhit“, eines ägyptischen Edelmannes, der zur zwölften Dynastie gehörte. Er scheint in eine ägyptische Staatsintrigue verwickelt gewesen zu sein und seine Sicherheit in der Flucht gesucht zu haben. Er kam in das Land Edom. Der Fürst dieses Landes bat ihn, bei ihm zu bleiben und überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen. Er ward sogar zum Anführer des königlichen Heeres ernannt; als solcher schildert er selbst seine Taten: „In jedem Lande, wohin ich zog, wenn ich meine Einfälle machte, zitterten sie auf den Weiden und an ihren Brunnen; ich ergriff ihr Vieh, ich entführte ihre Lehensleute, ich führte hinweg ihre Sklaven, ich schlachtete ihre Bevölkerung.“ Nach einem siegreichen Zweikampfe mit einem Nebenbuhler röhmt er sich: „Ich ergriff, was in seinem Zelte war; ich plünderte seine Wohnstätte, so daß die Reichtümer meines Schatzes sich vermehrten und die Zahl meines Vieches.“ Als er von Pharao die Erlaubnis zur Rückkehr nach Ägypten erhielt, übergab er seinen Kindern sein Eigentum, das er folgendermaßen beschreibt: „Mein ältester Sohn war das Haupt meines Stammes, all mein Eigentum ging auf ihn über und ich gab all mein Vieh weg und meine Anpflanzungen von allen Gattungen von Fruchtbäumen.“²⁾

Auf einer Tafel aus der Regierungszeit des Königs Senefru, des Gründers der vierten memphitischen Dynastie, wird berichtet, daß ein Beamter mit Namen Amten seine Ländereien teils von seinem Vorfahren ererbt, teils vom Könige geschenkt erhalten habe.³⁾ In Ägypten gab es somit erbliches Privateigentum schon beim Beginn der vierten Dynastie, welche nach allgemeiner Annahme der Archäologen und Historiker⁴⁾ um das Jahr 3200 vor Christus zur Regierung gelangte.

Auch das Hammurabigesetz trifft Bestimmungen über die Erbschaft, und zwar nach dem Tode der Frau: „Wenn ein Mann eine Frau genommen und diese Frau, nachdem sie ihm Kinder geboren hat, stirbt, hat ihr Vater auf ihre Mitgift keinen Anspruch; denn ihre Mitgift gehört den Kindern.“ Es trifft Bestimmungen nach dem Tode des Mannes: „Wenn ein Mann seinem Sohne, dem Erstling seiner Augen, Feld, Garten und Haus schenkt, ihm eine gesiegelte Urkunde ausfertigt und hierauf der Vater stirbt: Wenn die Brüder teilen, geben sie ihm das Geschenk des

¹⁾ Leviratsehe Deut. 25. 5 . . . u. Gen. 38. 8. — ²⁾ R. J. Urquhart S. 331—332. — ³⁾ Rathrein, M. Ph. II., S. 264. — ⁴⁾ Dr. H. Böschke: Historia Sacra A. T. edit. V. 1903. S. 74.

Vaters. Nachdem er es erhalten, teilen die Brüder außerdem den väterlichen Besitz untereinander.“ Ähnliche Bestimmungen enthält dieses Gesetz über das Erbrecht der Töchter, über das Erbrecht der Kinder der Gattin und der Kinder der Sklavin.¹⁾

Auf der Überzeugung von der Notwendigkeit und Unantastbarkeit des Privateigentums fußen noch mehrere sittliche Begriffe, die sich auch schon in den Gesetzen der ältesten Kulturvölker ausgeprägt finden; es sind dies: Diebstahl und Raub, Wucher und Betrug, freiwillige, ungerechte Beschädigung fremden Eigentums und Restitution, Begriffe, die teilweise schon im Vorausgehenden erwähnt wurden.

Vom Diebstahl redet Jakob zu Laban: „Da du aber des Diebstahles mich ziehest, so töte man den von unseren Brüdern, bei welchem deine Götter du findest. Durchsuche, und was du von dem Deinen bei mir findest, das nimm: Dies sagte er, nicht wissend, daß Rachel die Haussgözen gestohlen habe.“²⁾

Auch Moses begegnete der jüdischen Nation mit strengen Paragraphen: „Wenn jemand einen Ochsen stiehlt oder ein Schaf und schlachtet es oder verkauft es: der soll fünf Ochsen für einen Ochsen zurückgeben und vier Schafe für ein Schaf. Wenn ein Dieb beim Einbrechen in ein Haus oder es untergrabend ergriffen wird und nach erhaltener Wunde stirbt: so soll der Totschläger des Blutes nicht schuldig sein. Hat er aber das nach Sonnenaufgang getan, so hat er einen Totschlag begangen und er soll sterben. Hat der Dieb nicht, was er erstattet für den Diebstahl, so soll er verkauft werden.“³⁾

Restitution verlangen die heiligen Quellen auch noch ausdrücklich wegen Vernachlässigung der nötigen Vorsicht und Vorsorge⁴⁾; wegen Schaden durch ein stößiges Kind;⁵⁾ wegen eines Weidesrevells;⁶⁾ wegen eines Brandes.⁷⁾

Nun fragt es sich, ob wohl aus der ältesten Zeit auch profane Quellen diese sittlichen Begriffe kennen. Wenn man zum erstenmale das Hammurabi-Gesetz liest, vielleicht noch dazu in modern juristische Form gegossen, da staunt man, noch mehr, da erschrickt man fast über die zahlreichen Todesstrafen, die nach diesem Gesetze sollten verhängt werden; es sollte dies nämlich in nicht weniger als 35 Fällen geschehen. Was aber gewiß ebenso interessant als für unseren Gegenstand beweisend ist, ist der Umstand, daß die Todesstrafe in den allermeisten Fällen wegen Diebstahles oder wegen mit dem Diebstahl zusammenhängender Verbrechen wie: Hohlerci, verdächtigen Ankaufes, Raubes, Einbruches u. s. w. sollte angewendet werden. Man könnte dabei fast die Anschauung gewinnen, die Todesstrafe habe gerade zum Schutze des Eigentums im Gesetze Aufnahme gefunden.

¹⁾ Hammurabi-Gesetz §§ 162—184. — ²⁾ Gen. 31, 32. — ³⁾ Exod. 22, 1—3. — ⁴⁾ u. ⁵⁾ Exod. 21, 33—36. — ⁶⁾ u. ⁷⁾ Exod. 22, 5—6.

Es berichtet zuerst vom privilegierten Diebstahl, das ist vom Hof- und Tempeldiebstahl: „Wenn ein Mann den Tempel- und Hoffrachz stiehlt, wird dieser Mann getötet; auch derjenige, der das Gestohlene aus dessen Hand empfängt, wird getötet.“¹⁾ Sodann setzt es Strafen auf den gemeinen Diebstahl oder den Diebstahl bei Privaten, was in zwei Paragraphen mit der denkbar größten Umständlichkeit geschieht, und zwar wahrscheinlich deshalb, weil ein diesfalls angestrengter Prozeß auf eigene Gefahr geführt werden mußte.²⁾

Eingehend beschäftigen sich diese Gesetze auch mit qualifizierten Diebstahl, mit Einbruch und Raub:

„Wenn ein Mann einen Einbruch in einem Hause macht, verscharrt man ihn, nachdem man ihn getötet hat, vor jener Einbruchsstelle. Wenn ein Mann, nachdem er Raub begangen hat, ertappt wird, wird dieser Mann getötet. Wenn, nachdem in jemandes Hause Feuer ausgebrochen ist, ein Mann, der zu löschen kommt, nachdem er sein Auge auf den Besitz des Hausherrn geworfen hat, sich den Besitz des Hausherrn nimmt, wird dieser Mann in dieses Feuer geworfen“.³⁾

Beschädigung fremden Eigentums, Weidefrevel, Wasserschaden, Verabsäumung gehöriger Vorsichtsmaßregeln wurde den Diebstählen fast gleichgeachtet, oft ebenso streng bestraft und überdies Restitution gefordert.⁴⁾

So hat uns die heilige und die profane Geschichte den Beweis geliefert, daß auch schon bei den ältesten Kulturstövölkern Privateigentum bestanden hat und daß die Anschauungen über die Berechtigung desselben aus jener Zeit schon dieselben waren wie heutzutage. „Eine Institution aber,“ so schließen wir, „die mit wenigen Ausnahmen bei allen Völkern wiederkehrt, die sich durch allen Wechsel der Zeiten und Anschauungen und durch alle Stürme hindurchrettet und stets als rechtmäßig anerkannt und geschützt wird, ist gewiß keine willkürliche Erfindung der Menschen, sondern in der menschlichen Natur selbst begründet; sie ist ein notwendiges Ergebnis der Bedürfnisse und Neigungen, die der Schöpfer in die menschliche Natur gelegt hat. Nach den Regeln der gesunden Logik fordert eine allgemeine und dauernde Erscheinung einen allgemeinen und dauernden Grund. Einen anderen derartigen Grund aber als die menschliche Natur selbst gibt es in unserem Falle nicht. Alles andere wechselt im Laufe der Zeiten, nur die Natur selbst mit ihren wesentlichen und unzerstörbaren Neigungen ändert sich nicht.“⁵⁾

Bisher galt es darum auch als unbestritten, daß man sich die menschliche Gesellschaft nicht denken könne ohne persönliches Eigentum. Erst die Sozialisten wagten es, gegen die Geschichte und gegen die

¹⁾ Hammurabigesetz § 6. — ²⁾ Hammurabigesetz §§ 9 u. 10. —

³⁾ Hammurabigesetz §§ 22—25. — ⁴⁾ §§ 53—60. Dazu noch die Hammurabriebe 3, 6, 11, 12, 18, 19 u. 30. — ⁵⁾ Rathrein, Moralphil. II., S. 293.

gesunde Vernunft anzukämpfen und, obgleich unter ihnen soviele Meinungen als Köpfe bestehen, in dem einen Punkte übereinzustimmen: es müsse alles persönliche Eigentum oder wenigstens alles Privatgrund-eigentum abgeschafft werden.

Schließlich sei noch beigefügt, daß ein solches Beginnen vom Standpunkte des Christentums aus auch sündhaft ist; denn Gottes Gebot verbietet den Diebstahl ohne Unterschied, ob an einzelnen Menschen oder an allen Menschen begangen. Den erträumten Himmel aber würde die erträumte Gütergemeinschaft den Sozialisten nur dann bringen, wenn sie die unseligen Folgen der Erbsünde aus der Welt schaffen und alle Menschen in lauter Engel verwandeln könnten; sie selber sind es noch lange nicht. „Die religiösen Grundsätze aber und das Grundeigentum sind gleichsam Fundament und Dachstuhl unseres Existenzgebäudes. Das eine untergraben, ohne das andere zu sichern, wäre ein schweres Verschulden, welches das Gebäude dem Einsturze und der Vernichtung preisgabe.“¹⁾

Die Berichte der Nazarethpilger in der Loretofrage.

Von Prof. c. Gebhard Kresser, kgl. Lateinschule, Friedrichshafen a. B.

Vom Geheimnis der Inkarnation heißt es bei den Bollandisten, es sei „ein solch unsägbares Wunder, daß, es vorauszusehen, ehe es sich vollzog, keine Denkraft der Menschen und keine der Engel hätte hinreichen können . . . so ist denn nichts Größeres geschehen und wird nichts Größeres geschehen als dieses Geheimnis; ja ob auch nur durch die göttliche Allmacht ein größeres geschehen könnte, ist eine Frage unter den Theologen.“²⁾ Verehrungswürdig sind jedenfalls auch die Stätten solcher Geheimnisse; sie sind die geistliche Heimat aller Erlösten auf Erden und im Himmel, weil in ihnen der Baum wurzelt mit den Früchten des Heils. „Wir wollen da nicht geistiger sein als der Gottessohn selber, der im Fleische erschien und auf dem materiellen Boden der Welt lebte, wirkte und starb.“³⁾ Verehrungswürdig sind jedenfalls auch die Räumlichkeiten, innerhalb derer die Hauptgeheimnisse sich vollzogen. Und wie steht es nun da mit dem gemauerten Gemache, das der kleinen, heute noch in der Verkündigungskirche zu Nazareth hoch verehrten Grotte vorgebaut gewesen sein muß?⁴⁾ Aus besonderen Gründen, unter denen vielleicht besondere Hilfeleistung in traurigen Verhältnissen zuerst engerer und dann weiterer Kreise des Abendlandes

¹⁾ Bilczerowski, S. 84.

²⁾ Acta sanct. Boll., 25. März, Mart. tom. III, p. 540. — ³⁾ Keppler, Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient, 4. Auflage 1902, S. 6. — ⁴⁾ Keppler, l. c. S. 362: „. . . uralte palästinische Geyslogenheit, die Häuser an Berghalden anzubauen und teilweise in den schützenden Berg einzuziehen oder Höhlen des Berges durch Ummauerung oder Vormauerung in den Hausbau einzubeziehen.“ Vgl. auch die Berichte selbst — unten.

voransteht,¹⁾ wurde nach der Legende die Santa Casa im Jahre 1291 wunderbar nach dem Abendlande, zuletzt nach Loreto, übertragen.

Wie stellt sich dazu die Wissenschaft? Das ist eine sehr berechtigte Frage; aber fern sollte bleiben bei dieser Untersuchung alle vorgefasste Meinung und besonders jenes unkritische Vertrauen, welches alsbald geneigt ist, die Resultate einiger neueren Gegner der Ueberlieferung²⁾ fast unbesehen hinzunehmen und sogar zu popularisieren. Es handelt sich ja freilich hier weit und breit nicht um einen Glaubenssatz, aber doch um „eine Tradition, welche von so vielen Jahrhunderten verehrt, der Kirche und der Frömmigkeit der Gläubigen so teuer und mit dem hochberühmten Heiligtum innigst verbunden ist.³⁾ „Auch an sich wird ein vernünftiger Mensch nicht ohne Prüfung eine ihm auffallende Tatsache in das Reich der Fabeln verweisen.“⁴⁾ Und wie notwendig eine ernste Nachprüfung der neuesten „Resultate“ vom Boden moderner Forschungen aus ist, beweisen wir (zunächst) an dem ersten Teil der genannten Schriften, an den Pilgerberichten über Nazareth vor und nach 1291.

Es ist eine mannigfaltige, ehrwürdige Schar, die wir da in chronologischer Reihe in lateinischen, griechischen, altfranzösischen, italienischen, englischen, deutschen Texten über ihre frommen Fahrten befragt sehen;⁵⁾ wir müssen dieses „Zeugenverhör“ uns in einer

¹⁾ Ueber: „Loreto im Heilsplane Gottes nach den Theologen und unter Berücksichtigung von Calderon, A Maria el corazon“ folgt ein Artikel im nächsten Heft. — ²⁾ de Feis, La s. casa di Nazareth ed il santuario di Loreto, 2. Auflage, Florenz 1905, Verlag der Rassegna nazionale, 160 S. 12° — und Ulysse Chevalier, N. D. de Lorette. Etude historique sur l'authenticité de la Santa Casa. Paris, Picard et fils 1906, 520 S. gr. 8°. — ³⁾ Brief des Papstes Pius X. an den Entdecker des Loreto-Gemäldes von Gubbio (bei Spoleto) in Civiltà Catt. 20. April 1907. — Das Gemälde kann unter keinen Umständen auf Portiuncula bezogen werden, vgl. Faloci-Pulignani, La s. Casa di Loreto secondo un affresco di Gubbio (illust.), Roma, Desclée 1907. — ⁴⁾ B. Bauer, Nach dem heiligen Lande, Radolfzell 1893, 2. Aufl., S. 64. — ⁵⁾ De Feis p. 7—17; Chevalier p. 21—137. — Zu wenig benutzt sind die deutschen Texte deutscher Pilger: gar nicht z. B. Röhricht und Meissner, deutsche Pilgerreisen (ältere Auflage 1880); darin Texte S. 45 bis 461. — Ibid. S. 236 ff. schildert ein Pilger aus dem Jahre 1491 (Dietrich von Schachten — vgl. Röhricht, Bibliotheca geogr. Palaestinae, Berlin 1890, S. 142 f.) — ganz begeistert Loreto und seine Votivbilder. Danach ist jedenfalls zu korrigieren Zeitschrift für katholische Theologie (Innsbruck) 1907, S. 112, wo nach Chevalier l. c. p. 76 gesagt ist: „Der erste, welcher von einer Uebertragung des heiligen Hauses spricht, ist der Franziskaner Anselm, ein Pole, der 1507 das heilige Land bereiste.“ Damit sind alle die argumenta e silentio von 1491—1507 (Chev. p. 253—257) hinfällig und folgerichtig viele vorhergehende ähnliche verdächtig. Ebenso falsch im hist. Fahrbüche d. Görres-Ges. 1907, 363. — Wie weit hierin erst de Feis überholt ist, zeigt seine Bemerkung p. 66, es scheine, „dass man wenigstens am Ende des 16. Jahrh. außerhalb Picenum nichts davon wusste;“ natürlich wieder wegen eines arg. e silentio: „Da ein Itinerarium Hierosolymitanum, die Frucht einer im Jahre 1598 (!) unternommenen Reise, welche Naz. und das heilige Haus (?) beschreibt, sich nicht bemüht, Loreto zu nennen.“ — (Chevalier hatte Anselm nur als den ersten zugunsten der Ueberlieferung bezeichnet; aber auch das also mit Unrecht.)

Weise zu eigen machen, daß wir uns ein selbständiges Urteil erlauben dürfen. „Die Macht Gottes ist unbegrenzt, sagt Chevalier¹⁾), aber es bleibt dabei die Aufgabe, zu beweisen, daß er in diesem Falle davon Gebrauch gemacht hat.“ Er verspricht zu zeigen, „daß a) vor der für die erste Uebertragung (1291) angenommenen Epoche das Haus der heiligen Jungfrau in Nazareth zerstört gewesen sein müsse oder wenigstens (!) b) daß der Ort, welcher der Zeuge des Geheimnisses der Verkündigung gewesen war, wie in der Zeit vorher und in demselben Zustande auch fernerhin der Gegenstand der Verehrung seiner Besucher und das Ziel ihrer Pilgerfahrten gewesen sei.“²⁾ Man sieht, wenn diese Aufstellung richtig sein sollte, so könnte die Legende auch nicht in ihrem wesentlichsten Inhalte auf Wahrheit beruhen. Die Untersuchung ist also für die ganze Frage grundlegend.

1. Einleitendes über die Kirche der Verkündigung in Nazareth.

Die Apostel haben die casa santa in Nazareth zum Gottesdienst benutzt, zum Kirchlein eingeweiht, so erzählt die Legende; das erscheint als ein Schluß aus den Verhältnissen und ist wohl nicht kontrollierbar, aber auch nicht unmöglich und nicht unwahrscheinlich, wenn man ähnliche Fälle des ursprünglichen Gottesdienstes zur Vergleichung bezieht.³⁾

Daß eine eigentliche Kirche vor der christlichen Ebra dort nicht war, ergibt sich aus Epiphanius, adversus haereses Panarium lib. I, tom II, haer. 30, cap. 11 (Migne, Patr. gr. t. 41, col. 424—5). Daß aber um diese Zeit, von der heiligen Helena oder von Konstantin, eine solche gebaut wurde, ist höchst glaubwürdig.⁴⁾ Dafür spricht der heilige Paulinus von Nola, der in einem im Jahre 403 an Sulpicius Severus gerichteten Briefe erzählt: „Itaque prompto filii imperatoris assensu mater Augusta, patefactis ad opera sancta thesauris, toto abusa fisco est: quantoque sumptu atque cultu regina poterat et religio suadebat, aedificatis basilicis contextit omnes et excoluit locos, in quibus salutaria nobis mysteria pietatis suae, Incarnationis et Passionis et Resurrectionis

¹⁾ p. 6. — ²⁾ p. 7. sq. — ³⁾ Z. B. in Troas, wo der Jüngling vergnügte (Apostg. 20. 8 ff.); in Ephesus das Haus Aquilas und Priscillas (I. Cor. 16, 19); in Rom die Häuser des Pubens, der hl. Cäcilia etc.; f. Kraus, Real-Encyclopädie, Freibg. 1882. s. v. Basilica I. S. 112. — Interessant ist, was uns in franz. Pilgerberichten aus d. 13. Jahrhundert, also vor den „historiens de Loretto“, über Tortosa (nördl. von Tripolis) erzählt wird: „In Tortosa ist die erste Kirche unserer lieben Frau und die Apostel haben sie bauen lassen und die Kirche ist gebaut nach der Ähnlichkeit derer von Nazareth.“ (Michelant et Raynaud, Itinéraires à Jérusalem . . . aux 11. bis 13. s., Société de l' Orient latin, sér. Géograph. t. (= omus) III., Genève 1882, p. 103; vgl. auch p. 174 u. 188.) — ⁴⁾ Dafür ist auch Gaston Le Hardy, Histoire de Nazareth et de ses sanctuaires, Paris 1905, p. 28, freilich, wenigstens nach Chevalier p. 25, Ann. 3, ausgehend von falscher Datierung eines Berichtes.

atque Ascensionis sacramentis Dominus Redemptor impleverat.¹⁾ Dafür ist ferner das direkte Zeugnis eines byzantinischen Geschichtschreibers des 14. Jahrhunderts, Nikephorus Kallistus, eines Mönches an der Sophienkirche in Konstantinopel, Eccles. histor. VIII, 30 bei Migne, P. gr. 146, col. 113): Eἰς Ναζαρέθ γίνεται καὶ τὸν τοῦ χριστοῦ οἶκον εὑροῦσαν ναὸν χρειεντα τῷ θεοτόκῳ ἀνίστα.²⁾ Dieses allerdings späte Zeugnis widerspricht nicht „den frühesten Geschichtsschreibern — darunter einem Zeitgenossen — Eusebius von Caesarea, Sokrates und Sozomenos“ (Chev. p. 22). Der erstere spricht in den Kapiteln 42 und 45 des 3. B. der Vita Constantini keineswegs „nur von einer Reise der heiligen Helena nach Bethlehem“ (Chev. 1. c.), sondern gebraucht dort so weittragende Ausdrücke, daß man wohl auch an Nazareth denken muß. Cap. 42: „Sie kam τὴν οἰκίαν τοῦ ἀντιτόπου γῆν (= um das bewunderungswürdige Land zu durchforschen) und die Nationen und Völker und Stämme des Morgenlandes mit königlicher Bereitwilligkeit zu besuchen.“ Und „als sie den Spuren des Erlösers die geziemende Verehrung erwiesen nach dem Worte des Propheten: wir wollen anbeten an dem Orte, wo seine Füße gestanden“, da hinterließ sie sogleich für die ff. Geschlechter eine Frucht ihrer Frömmigkeit.“ Und im cap. 45 ist dann die Rede von ihren Kirchenbesuchen und „den kostbaren Kleinodien, mit denen sie die Gotteshäuser beschenkte, μηδὲ τοὺς ἐν ταῖς βραχυτάταις πόλεσι παροπόντα ναούς“. Jene drei Geschichtschreiber stimmen auch keineswegs „darin überein, daß sie der Mutter des Kaisers die Ehre von nur zwei Kirchen zuerkennen, derjenigen in Bethlehem und der anderen auf dem Ölberg“ (Chev. p. 22). Dass diese beiden Kirchen ihr nicht ausschließlich, sondern wohl nur als die erste „Frucht ihrer Frömmigkeit“³⁾ zugeeignet sind, legt der Umstand nahe, daß ja Sokrates die Kaiserin ausdrücklich als Stifterin einer dritten Kirche, derjenigen am heiligen Grabe,⁴⁾ bezeichnet. Und wenn Sozomenos diese selbe dem Konstantin zuschreibt⁵⁾, so sieht man nur, wie die Autorschaft zwischen beiden schwankt. Sie pflegten ja auch einmütig vorzugehen, und Eusebius berichtet noch besonders (Vita imper. Const. cap. 41 Schluß), daß Konstantin seiner Mutter zu lieb handelte.

¹⁾ Migne, Patr. lat. 61, col. 327 sq. — Nach Chev. p. 50 „mehr oratorisch als historisch“; und das erzählte Faktum wird unter der Hand zu „einer bloßen Absicht, deren Ausführung sehr zweifelhaft ist.“ — ²⁾ Das Urteil jener selben Zeit spricht auch der Florentiner Leonardo di Nicolo Frescobaldi aus (1385): fece fare s. Elena una bellissima chiesa (bei Chev. p. 63.) — ³⁾ Eusebius, Vita imp. Const. III. 42: τὴν οἰκίαν εὑρούσας (pietatis suae) καρπὸν καὶ τοὺς μεταπέμπτα παραγένετα = sogleich κατεκτήμανεν und αὐτίκα δ' οὖν = etenim . . . statim bei Beginn von cap. 43 — Chev. p. 22 zitiert fälschlich Hist. eccl. 3, 43, statt Vita Constantini 3, 43. — ⁴⁾ Soec. Eccl. hist. Lib. I. c. 17 M. P. gr. 67, 120; „alle kennen nur zwei von der Mutter Konstantins in Palästina erbaute Kirchen“ (Allmang, Obl. M. J. im histor. Jahrbuch der Görresges. 1907, S. 358)! — ⁵⁾ Sozom. Eccl. hist. 1. II, c. 1. M. P. gr. 67, 929.

Dadurch bekommen auch die Berichte über Konstantins Baufähigkeit für unsere Kirchenbaufrage eine erhöhte Bedeutung. Und wenn nun Sokrates ausdrücklich noch „von dem Bau anderer Kirchen“ durch den Kaiser, selbst einer bei der sogenannten Eiche in Mambre, einer in Heliopolis und einer in Indien redet,¹⁾ und wenn Sozomenus vollends berichtet: ὁ δὲ Βασιλεὺς . . . πανταχοῦ περικαλλεστέτους νοοῦς ξνίστη τῷ θεῷ²⁾, und speziell bezüglich Palästinas Epiphanius mitteilt, daß der bekehrte Jude comes Josephus gegen 328 den Auftrag sich erbat und erhielt, „auch auf kaiserlichen Befehl hin“ (διὰ προστάχυατος βασιλεοῦ) „Christus in den Städten und Dörfern der Juden Kirchen zu bauen“³⁾, wird darunter nicht auch Nazareth verstanden werden müssen, falls nicht Helena selbst dort eine Kirche gebaut haben sollte? Es sind zudem l. c. bei Epiphanius gerade Tiberias, Diocäarea (= Sephoris), Nazareth und Kapharnaum als solche gekennzeichnet, bei welchen wegen der „intoleranten Juden“ (Tobler, Nazareth, S. 113) besondere Hilfe der Regierung zum Bau von Kirchen notwendig war.⁴⁾ Wie war es mit dem Erfolge? Gleich der Bau in Tiberias begegnete allerdings zuerst ziemlich starkem Widerstreben, wurde aber, wenigstens in kleinerem Maßstabe, durchgeführt. Und bei den anderen Projekten? „Mit Rücksicht auf obigen Widerstand, sagt Chevalier, ist es zweifelhaft, ob Josephus dazu gekommen, das Heiligtum in Nazareth zu errichten.“⁵⁾ Tatsächlich aber ist gleich im nächsten Kapitel zu lesen: ἐν Διοκαιστρεῖς δέ — in dieser Reihenfolge waren oben die Städte genannt — καὶ ξλαυτοῖς τοῖς τελείως ὀνοδόμησεν.⁶⁾ In einem sorgfältigen italienischen Schriftchen, La S. Sindone di Torino, La s. Casa di Loreto e la critica del Canonico U. Chevalier von Aless. Monti, Genova 1907 (Tipografia della gioventù), finde ich dieselbe Ausstellung gegen Chevalier und daran anschließend die berechtigte Bemerkung (p. 112): „Daraus sieht man, daß auch hinsichtlich der Kritiker trauen gut ist, ma non fidarsi è meglio“ (= aber nicht trauen ist besser). Es wird sich das noch in zahlreichen weiteren Fällen zeigen.

Wie ungerecht sind die *argumenta e silentio* gegen das Vorhandensein einer Kirche in Nazareth vor 570! Ueber die Pilgerreise der heiligen Paula (386) schreibt Hieronymus im Epitaphium an

¹⁾ Soer. l. c. cap. 18 u. cap. 19. — ²⁾ Sozom. l. c. lib. II, c. 3. M. P. 67, 936. — ³⁾ Epiphanius, adv. haer. I, I, t. II haer. 30, c. 11. (Migne, P. gr. t. 41, col. 424 sq.). — ⁴⁾ Vgl. auch Epiph. l. c. lib. I, tom. II. haer. 30, cap. 4: . . . ἔρουσαν εἴληρεν ἐν τῷ καττῷ Τίμεράνῳ Ἐκκλησίαιν λοιστοῖς ἴδρυσαι καὶ ἐν Διοκαιστρεῖς καὶ ταῖς ξλαυτοῖς (Migne, P. gr. 41, col. 409). — ⁵⁾ p. 23 u. p. 50. — Mit wachsender Sicherheit natürlich sind Chevaliers Gedanken im Auszug verdeutscht bei Wilburger, Die Loretolegende im Lichte der Kritik, Bregenz, Deutsch 1907, S. 14: „Der hl. Epiph., der den genannten Josephus persönlich kannte, weiß über die Ausführung der kaiserlichen Weisung“ („in den galiläischen Judenstädten christliche Kirchen zu errichten“) nichts zu berichten! — ⁶⁾ Epiph. l. c. c. 12 (sub fine). M. l. c. col. 428.

deren Tochter Eustochium nur „cette courte phrase“ (Chev. p. 24): Inde cito itinere percucurrit Nazareth, nutriculam Domini, Cana et Capharnaum, signorum eius familiares.¹⁾ Aber auch von den anderen heiligen Stätten wie von Bethlehem enthält das Schreiben nichts Schilderndes; wurde dadurch etwa auch das Heiligtum in Bethlehem zweifelhaft? Und der Brief der heiligen Paula und ihrer Tochter Eustochium an die in Rom gebliebene Freundin Marcella aus dem Jahre 386 ist eine Einladung zur Wallfahrt in Form einer ganz gedrängten „Perspektive der Wunder, welche sie ihr zeigen werden“. Da ist naturgemäß ebenso kurz gesprochen z. B. vom Ölberg, obwohl dort schon Kirchen standen: In Oliveti monte cum ascendente Domino voto et animo sublevari. Um bezeichnendsten ist aber doch die Ausnützung des gefährlichen argumentum e silentio gegenüber dem erst vor wenigen Jahrzehnten aufgefundenen Bruchstück des Pilgerberichtes der sogenannten *Silvia* aus Aquitanien, *Peregrinatio ad loca sancta* zwischen 381 und 384; nur in der verschämten Form der praeteritio, aber in einer Weise, die nicht weniger wirksam sein dürfte bei allen, die das kostbare Monument nicht näher kennen, wird dieses Argument angebracht: „. . . sie erwähnt in ihrer Reisebeschreibung zwar viele außerhalb Jerusalem gelegene Orte, aber Nazareth nicht. Ob sie es wohl auch der Mühe für wert gehalten hätte, dieses Städtchen zu besuchen, wenn es dort ein Heiligtum zu verehren gab? Ich glaube ja, verzichte jedoch darauf, aus ihrem Schweigen einen Schluss zu ziehen“.²⁾ — In Wirklichkeit ist bei dem noch Vorhandenen der Bericht über das heilige Land selbst vorausgesetzt, gehört also zu dem Verlorenen. Das wird besonders jedem Palästina-pilger aus dem Texte sofort klar werden: Die Pilgerin, die sich drei Jahre in Palästina aufhielt, erzählt vom heiligen Lande, selbst von Jerusalem, nirgends Einzelheiten, außer einigen solchen, welche zum Verständnis des besonderen Abschnittes vom damaligen Gottesdienst in Jerusalem erforderlich waren, und Namen von Orten nur solche, welche zur Wegangabe für ihre vier großen Ausflüge (nach dem Sinai, nach dem Nebo, nach dem Lande Jobs und von Antiochien aus nach Mesopotamien) dienten. Von keinem der bekannten Pilgerziele Palästinas³⁾ ein Wort: nichts von Emmaus, St. Johann im Gebirge, vom Jakobsbrunnen, von Sichem, vom Tabor, vom See Genesareth u. s. w. — und doch sagt sie gegen den Schluss wie zum Abschied: *Visis etiam omnibus locis sanctis, ad quos me tenderam.*⁴⁾ Ein großer Teil ist einfach verloren.

¹⁾ P. Geyer, *Itin. hieros. saec. 4—8*, in *Corpus script. eccl. lat. Acad. Vindob.* t. 39, p. 308. Noch zwei andere fiktorielle Berichte bei Chevalier p. 26. — ²⁾ *Historisch.-polit. Blätter* 1906, II. S. 126. — ³⁾ Nur Bethlehem und Bethanien sind so weit genannt, als es zum Verständnis der jährlichen Prozessionen dorthin gehörte. — ⁴⁾ *Silviae Aquitanae Peregrinatio ad loca sancta*, Gamurrini, ed. 2a, Romae 1888, p. 31 (= Fol. 47).

Den Pilgern mancher Zeiten wird es aus irgend einem Grunde, einem allgemeinen, wie es die Störungen des Arianismus waren, oder einem persönlichen, mit Nazareth ähnlich gegangen sein, wie dem Kreuzprediger, späteren Bischof von Akkon († 1240), der folgendes schreibt über den „nur tria miliaria entfernten“ Berg Carmel: . . . quem respicio cum suspiriis, quoties fenestram domus meae aperio. Propter metum Saracenorum nondum loca sancta visitavi.¹⁾

2. Das Sanktuarium in der Kirche bis zum Jahre 1291.

Mit der ersten Erwähnung einer Kirche in Nazareth ist sofort die Erwähnung jenes heiligen Hauses verbunden, in welchem Maria zur Zeit der Verkündigung gewohnt hat; wenn jene Basilika nach dem obigen Berichte des Nikophorus Mallistus der Zeit Konstantins angehört, so geht eben damit auch die älteste Nachricht von der domus Nazarena weiter zurück als 570 v. Chr. „Die Geschichtschreiber von Loreto (freilich) kennen auch Erwähnungen aus dem 5. Jahrhundert“, spottet Chevalier S. 25, Ann. 4; „so versichert uns Vinz. Murri, Dissertazione critico-istorica sulla identità della santa Casa di Nazarette ora venerata in Loreto, Loreto, 1791, 4° p. 17: „Im 5. Jahrhundert, im Jahre 410, begab sich der heilige Petronius dahin; von dort nahm er auch die Maße der heiligen Casa, die er dann als Bischof von Bologna in der Kirche des heiligen Stephanus derselben Stadt aufstellte.“ Nun spreche aber die anonyme Lebensbeschreibung des Heiligen, „ganz genau der Chronik der Mönche von St. Stephan in B. entnommen“, wohl davon, daß er die Entfernung zwischen Golgotha und dem Ölberg gemessen, aber nirgends sei die Rede von Nazareth „ebenso wenig wie in dem Commentarius und den übrigen Akten, mit denen der Bollandist die Biographie dieses Heiligen bereichert habe“.²⁾ Aber die Wahrheit? Man liest nun ibid. p. 428 zuerst allgemein: Qui et Palæstinam . . . peragrat locaque non pauca, in quibus redemptionis nostræ mysteria fuere peracta, non modo verebundus adiit, verum etiam eorum formam, situm, distantiam omnemque rationem sedulo serutatus ac dein Bononiae imitatus est.³⁾ Daz unter jenen loca non pauca redemptions auch Nazareth zu verstehen sei — ähnlich wie wir oben bei St. Helena und Konstantin geschlossen haben — zeigt sich ibid. p. 465 sq. Hier ist nämlich nicht zwar „Nazareth“ genannt, wohl aber das gesuchte Heiligtum (haec sancta . . . effingenda curavit: columnam . . .,

¹⁾ Brief v. Jahr 1217 — seine Sehnsucht nach Nazareth ist dabei auch erwähnt. (Röhricht, Briefe des Jacobus Vitriacus in Briegers Beitr. f. Kirchengesch. 1894, S. 113). — ²⁾ Acta Sanet Boll. Oct. tom. II, p. 422—470. — ³⁾ ibid. n. 14 ist speziell die von Chevalier ausschließlich konzidierte Erwähnung der Entfernung Golgatha bis zum Ölberg.

crucem . . ., triclinium . . . et cubiculum praeterea, in quo Gabriel angelus de coelomissus Deiparam Virginem salutavit.)

Was fahen die Pilger näherhin in der Kirche der Verkündigung? In dem Berichte, den jedenfalls alle, viele als den fruesten, gelten lassen, in der Reisebeschreibung des heiligen Antoninus Martyr, auch Anonymus Placentinus genannt (gegen 570) lesen wir: Deinde venimus in civitatem Nazareth, in qua sunt multae virtutes = „Wunderwirkungen“; ²⁾ multa admiranda, wie Codex Parisiensis aus dem 14. Jahrhundert bietet. Nach der Aufzählung einiger derselben³⁾ wird als letztes angegeben: Domus est ibi, ubi basilica magna est (= das Haus befindet sich dort, wo eine große Basilika ist) et multa ibi sunt beneficia de vestimentis eius = „und von ihren Kleidern hat man dort viele wohltätige Einflüsse“⁴⁾ („und ihre Kleider hatten hier eine wohltätige Wirkung“).⁵⁾ So in der relatio abbreviata, welche dem kritischen Herausgeber erst nach der Redaktion der Texte bekannt geworden war (und von ihm in den Prolegomena sehr empfohlen wird, weil darin „multa intellectu faciliora leguntur et regionum et villarum nomina reetius transcripta nobis visa sunt.“) Schon der gewöhnlich⁷⁾ zitierte Text ist in gleichem Sinne bezeichnend: Domus sanctae [Mariae] basilica est (= das Haus Mariä ist eine Basilika). Demnach muß das Haus doch als solches in irgend einer Form in Beziehung zur Basilika gestanden haben;) die folgenden Zeugnisse

¹⁾ Die Stelle auch bei Greßer, de sacris Peregrinationibus, Ingolstadii 1606, p. 91 sq. — So hat Chevalier auch bei Johann von Würzburg eine schöne Stelle aus d. J. 1165 übersehen, weil sie ausnahmsweise nicht bei Nazareth, sondern im gleich daran anstehenden Kapitel bei dem benachbarten Sephoris steht: in Nazareth sei das „cubiculum, ubi Maria . . . ex obumbratione S. Spiritus ad angelicam salutationem concepit. Hoc adhuc ibidem ostenditur in loco distincto, et praesens vidi et notavi. (Migne, Patr. l. t. 155, p. 1056 sq.). — ²⁾ So überliegt in Antonini Placentini Itinerarium mit deutscher Übersetzung von J. Gildemeister, Berlin 1889, S. 37. — ³⁾ Nämlich Ibi pendet thomus, in quo Dominus (= Domnus) J. Chr. habuit caput impositum; ibi est etiam synagoga . . .; domus est ibi etc. — Mögen auch einige „purerles légendes“ in seiner Reisebeschreibung sein (Le Hardy, Nazareth p. 56); „der Hauch des wirklichen Erlebnisses liegt über seinem erst in der Vaterstadt redigierten Bericht“ (Baumstark, Abendl. Palästinapilger des 1. Jahrtausends u. ihre Berichte, Köln 1906 in II. Görres-Vereinschrift 1906, S. 7). — ⁴⁾ Gildemeister, l. c. S. 37. — ⁵⁾ Tobler, Nazareth, S. 113. — ⁶⁾ Tobler—Molinier, Publications de l'Orient latin, Série géogr. I—II (Paris—Leipzig 1879) p. 362 u. Praefatio XXVIII: „aus drei neuen, vorher unbekannten Codices“. — ⁷⁾ So Tobler—Molinier, l. c. p. 120; auch Gildemeister und Greßer. — In deutschen Rezensionen finden wir nur in einer eine Variante und auch da (Hist.-pol. Bl. 1906, II. S. 127, 3 nicht die signifikanteste; bei Chevalier in der unauffälligsten Form: (var. D—s est ibi, ubi b—a magna). — ⁸⁾ Auch Tobler, Nazareth, S. 120: „Um 570 meldete man von einem Hause Marias, welches in eine Basilika verwandelt war.“ — „Una cosa che non esiste più non si trasforma“, sagt darüber der oben zitierte A. Monti p. 117; sie erhalte nur eine andere forma o destinazione, wie ein in eine Kirche verwandelter heidnischer Tempel oder ein Theater.

werden zeigen, daß es einen Teil der Basilika bildete im linken Seitenschiff neben der Evangelienseite des Hochaltars. Hier nur an die Identität des Bauplatzes denken zu wollen, ist ebenso gegen den Text, wie wenn man bei einem späteren Berichte aus den Worten: $\zeta\tauοῦ λοτροῦ οικία εἰς ράδιο μετεπεκυάσθη περικαλλῆ$ (= umgebaut) schließen will: „es existierte also nicht mehr“. (!¹). Vielmehr ist der Sinn bei beiden Ausdrucksweisen derselbe wie bei einer anderen Kirche in Nazareth: Petrus Diaconus (1137) meldet: In eadem civitate, ubi fuit synagoga, nunc est ecclesia.²⁾ War die Synagoge noch oder nicht? Ueber 100 Jahre später sagt Burchard vom Berge Sion darüber: „Est adhuc in ea synagoga, sed in ecclesiam commutata.³⁾ Als noch bestehend wird später auch das heilige Haus deutlich bezeichnet; wird man also das Beugnis des Pilgers von 570 auch fernerhin abschwächen wollen?

Man darf die Hindernisse der eigentlichen Erhaltung des heiligen Hauses in den ersten Jahrhunderten nicht übertreiben.⁴⁾ Die strenge Konzentrierung der Juden auf Galiläa dauerte nicht 300 Jahre,⁵⁾ sondern nur die Hälfte dieser Zeit, von circa 150 bis Konstantin; und zudem kann ein eigentliches staatliches „Privilegium der Juden, unter sich nur Personen ihrer Religion zu dulden“,⁶⁾ schwerlich aus den bei Epiphanius l. c. gebrauchten Ausdrücken abgeleitet werden.⁷⁾ Auch die christlichen Beziehungen waren doch in jener Zeit nicht in der Weise abgebrochen, daß man gar an der Nichtigkeit der Lokalisierung des Geheimnisses von Nazareth zweifeln dürfte;⁸⁾ gab es doch unter den Juden selbst solche, welche halbe

¹⁾ Chevalier p. 53. — ²⁾ Patr. lat. t. 173, col. 1127. — ³⁾ Laurent, Peregrinationes mediæ aevi quattuor, ed. Ia, p. 47. — ⁴⁾ J. B. Wilbürger, l. c. p. 13 „... mitten unter dem Judentum, das bekanntlich schon damals alles Christliche satanisch hasste und verfolgte? Nein, das Haus Mariens ist, wenn es überhaupt noch bestand, vielleicht schon dem Verstößungswerke der Römer unter Hadrian zum Opfer gefallen; jedenfalls aber haben die Juden diese Erinnerungsstätte an den verhöhlten Nazarenen in ihrer Mitte nicht geduldet.“ — ⁵⁾ Chev. p. 50 aus J. Goudard, dans „Etudes des Pères de la Compagnie de Jésus, 1905, t. 104, p. 264: „lacune irréparable“ — „pendant les trois premiers siècles.“ Dies „benenne unsern Heiligtümern die Gewissheit, daß sie bis auf die evangelischen Seiten zurückgehen.“ —

⁶) Chev. p. 21. — ⁷⁾ Dass die Juden christliche Kirchen nicht zuließen (Epiph. 1. c.), bezieht sich dem Wortlaute nach nicht ausschließlich auf Galiläa (vgl.: Kirchen zu bauen εν ταῖς πόλεσι καὶ κοινωνίαις τῶν ιουδαϊών εἰπε τοις = denn „hier hatte niemand Kirchen bauen können“), sondern nur „μάλιστα“, und zwar: „δαμιτ τοῦ μη εἰσει τοις ἔλλοις εἴθεντος“; vorher hieß es: διὰ τοῦ μητε Ελλήνων (= Heide) μητε Σαυραρίτων μητε Λαζαριτῶν μητε εἰσει. Dies kann ebenso heißen „damit keiner . . . sei.“ (διὰ τοῦ μη = weil nicht und = damit nicht: beide Bedeutungen z. B. bei Epiph. 1. c. adv. haer. Lib. I, tom. I. haeres. 16, cap. 1, Migne, P. gr. 41, 218). Ob das so aus-
schließlich gehalten werden könnte? Z. B. bezüglich „hellenischer“ Beamten? Auch bei Migne 1. c. ist das διὰ τοῦ μη wenigstens subjektiv übersetzt: quod . . . habitaret: „weil weder ein Hellene u. s. w. bei ihnen wohn.“ Ob sie ge-
selliglich eine christliche, vorher schon ansässige Familie hätten verjagen dürfen?
— ⁸⁾ Chev. p. 50.

Christen waren.¹⁾ Dafür spricht ferner die unleugbare Tatsache der heimlichen Taufe des jüdischen Patriarchen (!) Elsel in Tiberias auf dem Todbett gegen Ende des dritten Jahrhunderts; er berief durch den oben genannten Josephus, der damals selbst noch nicht Christ war,²⁾ τὸν κατ' ἔκτην καρποῦ ἐπίσκοπον πλησιόχωρον τῆς Τιβερίου ἔντα in der Kleidung eines Arztes.³⁾ Auch die Beziehungen der Verwandten Christi und der Verwandten dreier Apostel, deren Heimat Nazareth war,⁴⁾ können schützend gewirkt haben. So wenig man annehmen wird, daß die Freunde des Gekreuzigten etwa die Leidenswerkzeuge weggeworfen haben werden, und so wenig man daran zweifeln wird, was wir bei Beda de locis sanctis cap. 4 vom sudarium capitum Domini hören: et hoc usque ad quintam generationem fideles tenuere,⁵⁾ so wenig wird man hier mutatis mutandis die erfinderische Fürsorge der Freunde Christi unterschätzen. Die Jahrhunderte hatten bei den Heiligtümern Palästinas „accumulé les ruines, und um das alte Niveau wieder zu finden, wie viel aufgehäufter . . . Schutt mußte da entfernt werden?“⁶⁾ Das liegt für Nazareth wohl in der oben angegebenen Bemerkung des Nikephorus, St. Helena habe die Kirche gebaut, „als sie das Haus der Verkündigung gefunden hatte“.⁷⁾

Die genaueste Kunde von dem Einbau des heiligen Hauses „in sinistra abside huius ecclesiae“⁸⁾ gibt uns die Reisebeschrei-

¹⁾ B. B. Augustinus contra Crescon. I, 31 bei Migne P. gr. 41 p. 388 f. Anm., sagt von den Nazarenern: et circumcisionem habent et baptismum; und zwar: „Usque hodie per totas Orientis synagogas inter Judaeos haeresis est (eben die „Nazareer“)“ (Hieron. epist. ad Aug. ibid.) — ²⁾ Nach Epiph. l. c. cap. 6. M. P. gr. 41, p. 413. — ³⁾ Epiph. l. c. lib. I. t. II. cap. 4. M. l. c. p. 412. — ⁴⁾ Vgl. Sepp, Jerus. u. d. hl. Land, 1. Aufl. Schaffhausen 1863, II, S. 75. „Die Verwandten Jesu behaupteten sich in dieser schönen Bergheimat urkundlich noch über 100 Jahre vor. — Demnach konnte über das Wohnhaus der hl. Jungfrau, da das Eigentum bei den Juden allezeit in demselben Geschlechte forterte und eine Veräußerung kaum vorkam, unmöglich ein Zweifel obwalten;“ (auch Tobler, Naz. S. 135, Anm. 7). — ⁵⁾ Itinera Ilierosolymitana ed. Geyer (Scriptores eccl. ed. Acad. Vindobon. 39) p. 308. — ⁶⁾ Le Hardh, Nazareth p. 57 sq. — schade, daß dieses sonst nützliche Buch — ein brauchbarer Vorläufer für Chevalier — das obige Argument nicht auch Nazareth und seinem Hauptheiligtum zukommen lassen will. — ⁷⁾ Am gründlichsten wäre mit dem Gedanken an ein hl. Haus und seine Übertragung aufgerückt, wenn man es gleich von Anfang an (Hist.-pol. Bl. 1906, II, S. 128 u. 133) wegen der Armut seiner Besitzer nicht aus Stein gebaut sein ließe! — nach dem Worte des Hieronymus ep. 108 ad Eustochium c. 1 von „den Lehmbütten von Bethlehem“, welche die reiche Römerin Paula „den goldstrahlenden Dächern Rom“ vorgezogen. Wer irgendwo im hl. Lande und vor allem in Galiläa war, wird hier kein Bedenken bekommen. — ⁸⁾ So in dem Libellus de locis sanctis des Theodericus (ed. c. a. 1172), herausgeg. von L. Tobler, St. Gallen-Paris 1865, S. 104. („In huius ecclesiae sinistra abside per gradus fore 15 in quendam subterraneum specum descendimus, ubi versus orientem cruciola est in fundo cuiusdam cavi altaris impressa Christum . . . ibidem nunciatum fuisse designans. Hierauf wird auch die sog. Josephs- u. Marienkapelle erwähnt. — Die Stelle fehlt bei Chevalier.

bung des Johannes Phokas aus Kreta, eines Mönches auf der Insel Pathmos, etwa 100 Jahre vor dem Termin der Uebertragung (1177 oder 1185).¹⁾ Von der Gabrielskirche gleich beim Eintritt in die Stadt, wo der Engelsbote Maria „zuerst angetroffen und begrüßt“,²⁾ „eilte sie erschrocken eis τὴν οἰκίαν τοῦ Ἰωσήφ . . . ἐν τῷ γκέρε, κεχριτωμένη παρὰ τοῦ ἀργέλου ἐπήκουε, καὶ τὸ Ἰδού ἡ δούλη κυρίου, γένοιτο μοι κατὰ τὸ ὄρμα σου πρὸς αὐτὸν ἀντένησε . . . (also in das „Haus“ der Verkündigung). Aὐτὴ ἡ τοῦ Ἰωσήφ οἰκία μετὰ ταῦτα εἰς νῦν μετεσκευάσθη περιζωλῆ = dieses Haus des Joseph wurde hernach in eine überaus schöne Kirche umgebaut“. Und nun näherhin das Verhältnis dieses Hauses zur Kirche!: „ὑπερ τὸ εὐόνυμον μέρος ἐγγύς που περὶ τὸ θυσιαστήριον ὑπάρχει σπάλαιον, οὐ κατὰ τὸ βάθος τῆς γῆς ἡνεῳγμένον, οὐδὲ ἐπιπλάκιος ουρνάμενον = „ihre (der Kirche) linke Seite, etwa beim Altare, ist eine Krypta, welche sich nicht nach unten in die Tiefe des Bodens öffnet, sondern wie eben erscheint.“ Damit ist der ganze Einbau im linken Schiffe gemeint. „Οὐ τὸ στόμιον = Der Eingang zur Krypta ist mit Bildhauerarbeiten weißem Marmor (λευκὸς μαρμάρος) geschmückt und über ihm begrüßt, durch die Hand des Malers dargestellt, ein Engel mit Flügeln“ zu Maria „herabschwebend sie mit seiner frohen Botschaft . . .“ — „Εἰσελθὼν οὐν τοῦ στόματος ἔσωθεν τοῦ σπηλαίου κατέρηγη βαθύδεξ ὀλίγας καὶ οὐτως ὅρθες τὴν πάλαι ταῦτην ἐκείνην οἰκίαν τοῦ Ἰωσήφ, ἐν τῇ . . . ἡ ἀργέλης ταύτην εἰηγγελίσκτο (= und gehst du nun hinein durch den Eingang der Krypta, so steigst du einige Stufen hinab und so siehst du dort jenes Haus des Joseph, in dem der Erzengel Maria die frohe Botschaft brachte“). Es befindet sich außerdem am Orte der Verkündigung ein aus schwarzem Stein gehauenes Kreuz auf weißem Marmor und darüber ein Altar; und zur Rechten des Altares ein kleines Gelaß (pusilla aedicula, γυναικὸς οἰκίαν), in welchem sich die jungfräuliche Gottesgebärerin immer aufhielt; zur Linken der Verkündigung aber sieht man jenes lichtlose Gemach, welches unser Herr nach seiner Rückkehr aus Aegypten bis zur Enthauptung des Vorläufers bewohnt haben soll“.³⁾

Bor der näheren Besprechung folge gleich ein ganz ähnlicher, ebenfalls der griechischen Tradition angehöriger, aus dem Russischen ins Französische übersetzter Bericht, der des Higumenen (ηγούμενος) Daniel (a. 1106—1108 bei Möhricht, Bibl. geogr. Pal. p. 30—32).

Das erinnert an die „nach der Ähnlichkeit der Kirche in Nazareth gebaute Kirche“ in Tortosa (Tartus — s. o.). Sie sei aus der Kreuzfahrerzeit noch gut erhalten: „Die Seitenapsiden“ mit gewölbten Säulensteinen sind in vierseitige Türme eingeschlossen, die sich bis zur Höhe des Daches erheben“ (Baedeker, Palästina u. Syrien, 5. Aufl. 1900, S. 397 f.). — ¹⁾ Möhricht Biblioth. geogr. Paläst. p. 41. (1177). — ²⁾ So nach den apokryphen Evangelien und den abendländischen „Marienleben“ z. B. dem des Bruder Philipp d. Narth. ed. Rückert, 34. Bd. d. Bibl. der deutschen Nationalist. Lübeck 1853 p. 42 f. — ³⁾ M. P. gr. 183, 933—936.

War das Sanktuarium vorhin *σπήλαιον* (= spelunca, aber nicht „atra“, wie bei Vergil Aen. I, 64, sondern „magna et lucidissima“ bei Petrus Diaconus l. c.) genannt, so heißt es hier als ganzes grotte im weiteren Sinne d. i. „crypta, von *κρύπτω*, verberge, unterirdische Kirche; mittellat. *grupta*, Gruftkirche, ahd. und mhd. *gruft*; altfr. *crote*; fr. *grotte*; ital. *grotta*.¹⁾ Beim Eintritt in die Kirche sieht man es „zur Linken“. Rechts und links vom Besucher der Unterkirche sind verschiedene Abteilungen der Wohnung, grottes im engeren Sinne, (cellule sacrée), so die Christuskapelle (cap. 89), die Josephskapelle (cap. 90, von Chevalier [nicht zugunsten des Verständnisses der ganzen Stelle, p. 32] übergangen), ferner la place où était assise la s. Vierge (cap. 91) und der Platz: où l'archange annonça la bonne nouvelle (cap. 92). Diese alle werden wiederholt als Bestandteile der ganzen Krypta bezeichnet; man vergleiche nur die Ausdrücke: in cap. 89: „eine kleine Grotte“ bildet den Eingang; sie hat zwei Türen, „durch welche man hinabsteigt in die Grotte“ (dans la grotte); in cap. 90: En pénétrant „dans cette même grotte“ (wenn man weiter vordringt in der selben Grotte); in cap. 91 „dans cette même grotte“; und zuletzt heißt es zusammenfassend bei Beginn des cap. 93: „der von dieser heiligen Grotte (= Gruftkirche) eingenommene Raum“ (l' emplacement occupé par cette grotte sacrée) „war das Haus Josephs und in diesem Hause war es, wo alles sich vollzog. Ueber dieser Grotte ist eine der Verkündigung geweihte Kirche errichtet. Diese heilige Stätte war ehedem verwüstet worden und die Franken (= die Abendländer) haben den Bau mit der größten Sorgfalt renoviert; ein sehr reicher lateinischer Bischof residiert dort und hat diese heilige Stätte in seiner Kompetenz.“²⁾ Was dieses „war“ bedeutet, zeigt die schon genannte genauere Angabe des Phokas; man sehe ja „τωτὸν ἐκείνην οἰκίζει,“³⁾ das ist in der Tat die geforderte⁴⁾ numerische, nicht bloß spezifische Gleichheit des heiligen Hauses, das jetzt nur nicht mehr den alten Zwecken diente.⁵⁾ Ähnlich gebrauchen die Pilger zuweilen die Vergangenheit des Zeitworts, um etwas als Reiseerinnerung zu bezeichnen, ohne daß sie damit sagen wollen, daß es nicht mehr bestehে. Ganz mit Unrecht schließt letzteres Chevalier

¹⁾ Hemme, das lat. Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, franz. u. engl. Sprache, Leipzig 1904, s. v. *crypta*. — vgl. Du Cange, Glossarium, Basil. 1762. s. v. *crypta*. „Cryptae potissimum appellantur Oratoria et Sacella subterranea, cuiusmodi plurima etiamnunc occurunt in vetustioribus aedibus sacris, quae in quibusdam provinciis croupes dicuntur. — sogar ibid. „cryptas istas spelaei (*σπήλαιον*) et antri appellazione donat (sel. Candidus monachus Fuldensis).“ — ²⁾ Itinéraires Russes en Orient, übers. von B. de Khitrowo. Genève 1889. t. I, p. 69—71. — ³⁾ Gegen Wilburger l. c. „aus seinem verworrenen (!) Berichte . . . ist Eines ganz offenbar: er redet nur von Grotten und hat kein Wort (!!) über irgend ein Haus, das aus früheren Zeiten noch bestünde“ (wegen des Wortes „war“!). — ⁴⁾ P. Kolb S. J. in dieser Zeitschrift 1907, S. III. S. 651. — ⁵⁾ Vgl. oben fuit bei der sicher damals noch vorhandenen Synagoge!

(S. 45 f.) z. B. aus einer Stelle des anonymen Fortsetzers des Wilhelm von Tyrus in seiner Abhandlung über das heilige Land, verfaßt 1261: „dort war der Ort, wo Gabriel ihr verkündigte ... dort war die Stätte, wo sie wohnte“ ^{z. 1)} Also „erwähne sie“ der Verfasser nur als „einfache Erinnerungen“, als verschwunden. Dann hätte aber auch Nazareth selbst nicht mehr bestanden; denn unmittelbar vor jenen Sätzen ist auch von ihm gesagt: „Von hier gegen Osten estoit (altfr. = était) = lag die Stadt.“

Das jetzt behandelte historische Zeugnis fällt unmittelbar nach dem ersten Kreuzzuge, 60 Jahre später das des Phokas. Zwischen beiden treffen wir wieder einen abendländischen Bericht, den des Petrus Diaconus, Bibliothekars von Monte Cassino, in seinem Pilgerbuch vom Jahre 1137, für das er sich auf alle ihm bekannten diesbezüglichen Schriften beruft; vielleicht befand sich unter letzteren der uns verlorene Teil der *peregrinatio Silvae*. Er kennt näherhin auch zwei Kirchen in Nazareth; von der Annuntiata sagt er: Altera vero est ecclesia, ubi Domus erat in qua angelus Mariae locutus est. Und er beschreibt uns den Ort näher: Spelunca vero, in qua habitavit, magna est et lucidissima, ubi est positum altarium et ibi intra ipsam speluncam est locus, unde aquam tollebat. (Es folgt dann die Stelle über die Synagoge.)²⁾ Schon die Nennung des Brunnens, wie die Hervorhebung der Größe weist darauf hin, daß auch hier die spelunca, in qua habitavit, nicht die kleine, nur vier Schritt lange Grotte (den *ψυρός σικυόνος*) den Phokas so deutlich vom *σικυόν* als ganzem unterscheidet, sondern die ganze Unterkirche, die *domus* selbst. Darüber noch mehr unten!

¹⁾ Michelant et Raynaud, *Itinéraires à Jérusalem*, p. 172. ²⁾ M. P. I. 173, 1127. Vgl. Le Hardy, Naz. p. 54; seine Datierung des Berichtes auf 1037 statt 1137 erfolgte nach Chev. p. 34 A². „par distraction;“ recht! Den „historiens de Lorette“ wird selbst bei bloß vermeintlichen „distractions“ nicht so großes Wohlwollen zuteil. Einer Bulle Julius II. über Loreto v. J. 1507 wird geradezu die Vertrauenswürdigkeit ihrer Mitteilungen bestritten wegen eines offensichtlichen Verstoßes eines Kopisten, daß das heil. Haus aus Bethlehem, statt aus Nazareth übertragen worden sei (hist. pol. 1906, II. S. 191); „in der an historischen Ungeheuerlichkeiten reichen Bulle Jul. II. 1507 (das hl. Haus soll von Bethlehem gekommen sein! — Theol. Quart.-Schrift 1907, 126). Alles nach Chev. p. 324: „erreur énorme!“ — „Welch ungeheuerer Irrtum!“ (Hist. Jahrb. d. Görres-Ges. 1907, S. 393). — Von Chevaliers großen Verstößen finde ich hinsichtlich der Reiseberichte bei deutschen Rezensenten nur den einen und nur bei einem hervorgehoben, daß er oben statt der *Vita Constantini* des Eusebius dessen *Eccles. Hist.* III. 43 zitiert hat! Wie hätte man sich auch nur auf die Suche begeben mögen, wenn so enorm „kritisch“ geschrieben war (hist. pol. 1906, II. S. 188): „Die Gesamtheit der Beweise Chevaliers ist von so überwältigender Wirkung, daß wohl kein geschulter Geschichtsforscher den Mut (!) haben wird, den Versuch der Enkräftigung derselben zu wagen.“

Ein neues Argument finde ich eben¹⁾ in einem slavisch-serbischen Bericht (zirka 1233) über die Palästinareisen eines heiligen Sabas, Gründers der Kirche Serbiens. Die kleine serbische Karawane begibt sich über Samaria, auf demselben Wege wie einst Christus selbst, nach Nazareth und „in Nazareth (nun) besucht man das Haus der Verkündigung; dann reist man ab nach dem Tabor u. c.“

Hineingestellt nun zwischen diese positiven Zeugnisse für das Fortdauern des heiligen Hauses erhält ein Bericht seine wahre Beleuchtung, den wir bis hieher zurückgestellt haben, weil man ihn allein für sich missverstehen kann und vielfach missverstanden hat: Ein gallischer Bischof Arkulph war im heiligen Lande gegen das Jahr 670. Auf der Rückreise wurde er vom Sturme an jene Insel verschlagen, auf welcher der schottischen Küste gegenüber Abt Adamnanus das Kloster Hy (Tona) leitete. Von letzterem († 704) ist der vorliegende Reisebericht, „drei Bücher über die heiligen Orte“ nach den Erzählungen des Reisenden verfaßt und dem Northumbrer-könig Alfred gewidmet: Altera vero ecclesia in eo fabricata habetur loco, ubi illa fuerat domus constructa, in qua Gabriel archangelus ad b. Mariam ingressus, ibidem eadem hora solam est allocutus inventam.²⁾ Muß übersetzt werden: wo das Haus gebaut worden oder gebaut gewesen war (in dem Sinne, daß es damals nicht mehr stand)? Wenn das erste sprachlich auch nur möglich ist, so ist es zu wählen nach einem ganz gesunden Gesetz der Interpretation, „der Kritik“: ceteris paribus ist ein unbestimmteres Zeugnis durch die ausführlicheren zu bestimmen. Die Philologie beweist aber bis zur Evidenz, daß das erstere das gewöhnliche ist. Beim erstmaligen Lesen der Stelle dachten wir alsbald an den Gebrauch der modernen Sprachen. Für sich allein würde la maison a été (la casa è stata) bedeuten: das Haus ist gewesen; und — avait été (era stata) = war gewesen. Beim Passiv aber heißt être (essere) „werden“; daher est construite (è costrutta) = wird gebaut, und in der Vergangenheit était oder fut construite (era oder fu costrutta) = wurde gebaut; und a été construite (è stata costrutta) = ist gebaut worden, und avait été construite = war gebaut worden; daher wörtlich lateinisch: fuerat constructa. Tatsächlich ist auch Arkulph französischer Herkunft. Jeder Schüler wird avait été construite mit „war erbaut worden“ übersetzen; und wenn die französischen Schriftsteller es mit

¹⁾ Bei J. Fauraz, *Omissions et erreurs . . . de Chevalier*, Lyon — Paris 1907, p. 34 sqq. (aus der Mitteilung eines Lévinief-St. Petersburg in der Sammlung der Société russe de Palestine (Pravoslavnyi Palestinskii Sbornik, t. II. fasc. II, 1884. — ²⁾ M. P. l. t. 88, 804. — Im entspr. Auszug bei Beda (gegen 720) und bei Petr. Diaconus (s. o.) steht statt constructa fuerat nur das Wort: erat; zu letzteren vgl. die Bemerkung beim Bericht des Daniel.

„war gebaut gewesen“ übersetzt wissen wollen, so müssen sie sich — und es ist förmlich, gerade bei unserer Kontroverse dies zu beobachten — anders helfen, weil dies eben nicht das gewöhnliche ist.¹⁾ Aber nun im Lateinischen selbst, aus dem dieser moderne Sprachgebrauch entstanden ist? Schon bei den Klassikern, wie Livius²⁾ findet sich wiederholt das Plusq. pf. passivi mit fuerat cum partic. pass., statt mit erat und dem Participle gegeben; im späteren Latein, schon in der Heiligen Schrift, ist dies ganz hergebracht z. B. Matth. 28, 11: et nuntiaverunt principibus sacerdotum omnia, quae facta fuerant, und ibid. v. 14; et si hoc auditum fuerit a praeside; (Joh. 12, 32: Et ego si exaltatus fuero a terra (einfach = ero) — Evang. Ascens. (Mark. 16, 16: qui crediderit, et baptizatus fuerit = geworden oder gewesen sein wird?), so unzähligemal. Noch mehr findet sich dies etwa bei der peregrinatio Silviae (4. Jahrh.): quae facta fuisse scripta sunt (I. c. p. 13); certum est Moysen ab angelis fuisse sepultum (p. 23); columna autem ipsa (sel. uxor Loth) dicitur mari mortuo fuisse (!) cooperta (p. 25) etc. etc.; bei Adamnanus-Arkulph selbst: aperte ostenditur Dominum . . . sermonem . . . ad interrogantes fuisse locutum (I, 24 bei M. P. I. A. 88, col. 794); quercus Mambre, sub qua angelorum quondam conversatio fuerat condonata = erat (trotz des quondam). (II, 11, M. P. I. 88, col. 798); ebenso: Haec in terra Chanaan posita est, de qua mulier Chananaea . . . in evangelio fuerat commemorata (II, 30, M. P. I. 88, col. 806), und vollends bei Wilhelm von Tyrus, 1174 Erzbischof dasselb (Migne P. I. tom. 201): „templum . . . quod a Tito dirutum fuisse (!) legitur (I, 2 — col. 215); quo tempore opus incoepit quoque consummatum fuerit (ibid.). Von den unzähligen Beispielen der Neueren nur noch zwei signifikante: Brev. Rom. offic. S. Pii (5. Mai): . . . et post biennium inter Romanae Ecclesiae Presbyteros Cardinales ascriptus fuit (= est), und im Offic. b. Canisii (pro aliq. loc. 27. April, lect. 5 a): Collegium Germanicum, quod Romae constitutum fuerat, omni ope provehere . . . studuit. War es etwa damals nicht mehr?³⁾ Bei Arkulph l. c. erklärt sich diese Vorzeitigkeit des Verbums doppelt, weil die bloße Vorzeitigkeit schon verwendet ist.⁴⁾ Wir konstatieren: Mit gutem Gewissen kann niemand in Zukunft dieses „constructa fuerat“ gegen

¹⁾ z. B. Le Hardin, Naz., p. 56 übersetzt geradezu où avait été = wo gewesen war; vgl. Chev. p. 28 u. 51. — ²⁾ Livius 21, 3, 2: actaque res etiam in sonatu fuerat. — ³⁾ Tobler, Naz., S. 114: es sei „dort eher von der Baustelle die Rede.“ — Schon entschiedener wieder Wilburger, S. 15: „Es hieße diesem Wortlalte Gewalt antun, wenn man annehmen wollte, daß der vorausgesetzte Vorbau der Höhle damals noch vorhanden war!“ — ⁴⁾ Wo Adamnanus dieses „gebaut gewesen war“ ausdrücken will, hat er schon die geeigneten Mittel, z. B. I, 1 (Migne P. I. 88, col. 781): „. . . in famoso loco, ubi quondam templum magnifice constructum fuerat, nunc Saraceni orationis domum frequentant.“

das damalige Vorhandensein des heiligen Hauses benützen. Und doch figuriert es überall als Hauptargument.¹⁾

Nach dieser Feststellung tritt das frühe, unantastbare Zeugnis Arkluphs an der Seite der anderen in seine volle Kraft: es muß ein eigentliches Haus gewesen sein; vom Ausdruck construere erklärt.²⁾ Dasselbe beweisen unzweckmäßig die Berichte des Daniel und des Phokas; und sie sind gerade eine kostbare Ergänzung der abendländischen Zeugnisse, um so kostbarer, als sie uns Bewähr bieten, daß sie einen unabhängigen Strom der Lieferung bilden. Von Phokas speziell sagt der bekannte Palästinaforscher Tobler, daß er, obwohl etwas zu farbenreich, bisher zu wenig benutzt worden sei (Naz. S. 138); und die Bollandisten verteidigen ihn energisch gegen solche, welche ihn als einen fidei nullius Graeculum explodunt.³⁾ Für den, welcher seine Reisebeschreibung ganz gelesen, bedarf es dessen gar nicht; so kritisch genau ist sie.⁴⁾ Im Gegensatz dazu Chevalier (p. 37): „Man hat diesem langen Bericht (über Nazareth) eine vielleicht übertriebene Bedeutung beigelegt; denn es ist schwer, ihn mit dem, was man sonst weiß, in Einklang zu bringen.“ — Unde ista disharmonia? Aus beiden ergibt sich, daß rechts und links vom Besucher der Unterkirche kleine Felsgrotten waren, welche als spezielle Räumlichkeiten der Gesamtwohnung zu denken sind. Man mag von der speziellen Ausdeutung der einzelnen halten, was man will: jedenfalls sind für die heiligen Personen mehrere anzunehmen. Als ineinandergehend erscheinen jene nun nicht; ist glaublich, daß jede einzelne sich nach dem Freien geöffnet hätte? und wenn nicht: wie könnten sie anders ein geschlossenes Ganzes bilden, als dadurch, daß entweder eine größere Grotte sie alle überspannte oder ein steinernes Gefäß vor-

¹⁾ Stimmen von Maria-Laach 1906. 9. Heft, S. 362. „... in einer der Kirchen sei ehemalig (geispiert gedruckt) das Haus gewesen...“ (NB. quondam steht nirgends bei der Verkündigungskirche). — Wilburger, S. 17 schließt alle Berichte vor 1291 mit dem Satze ab: „Der oben erwähnte Bericht Arkluphs besagt... deutlich, daß das Haus schon zu seiner Zeit nicht mehr bestand.“ — Theol. Quartalschr. I. c. p. 126 „läßt also das Haus nicht mehr bestehen.“ (Im histor. Jahrbuch d. Görresges. 1907, 602 ist die Naz. der Tüb. Quartalschrift irrtümlich Bölsler, statt Funk zugeschrieben) — Histor. Jahrbuch 1907, S. 356: „Der Ausdruck... zeigt deutlich, daß Arkluph nicht an ein zu seiner Zeit noch bestehendes Haus dachte.“ Ganz unwahr wird I. c. gesagt: „wo immer von domus geredet sei, stets nur mit dem Zusatz ubi quondam fuerat u. dgl.“ — nicht ein einzigesmal so! — ²⁾ D. i. Schicht auf Schicht häufen (Georges, Lat. deutsch. Lexicon.) — ³⁾ Act. Sanct. Boll. Maii II, S. 1. — ⁴⁾ Wie genau berichtet er z. B. über den Tabor, wie kritisch subtil über den Turm Davids (c. 13 bei M. P. g. 133, col. 941 2)! — Den Bericht des Daniel (ben schon Chevalier etwas abgekürzt hat) erwähnt die lange Besprechung im hist. Jahrbuch 1907 gar nicht; kam er etwa dem Regensenten noch „verworrener“ vor als Wilburger? So ist dann leichter behaupten: „nur viermal bis zum Schluß des 12. J. wird der Ort der Verkündigung domus genannt“, und auch so ist die Auffstellung noch unrichtig!

gebaut war! Das erstere ist an sich ganz unwahrscheinlich und widerspricht ganz deutlich dem, was wir nach 1291 über das Zurückgebliebene hören. Erhalten blieb nur die Grotte der Verkündigung, welche *Pholas μυζος οικισμος* nennt, „longa passus quattuor et totidem ampla“, wie sie im Jahre 1112 f.¹⁾ „lunga VIII piedi e larga piedi VII, tutta lavorata di mosaico e cacciata dentro un sasso“, wie sie im Jahre 1425²⁾ beschrieben wird. Von einer anderen größeren Grotte ist nach 1291 nicht die Rede. Aber eine Verbindung der Grotten unter sich war doch notwendig; es bleibt also bei dem, was schon die Ausdrücke: *domus, οικος, maison* (aus dem Russischen) besagen, was *construere* nahelegt und was im Jahre 1345 Nikolaus von Poggibonsi, auf die frühere Zeit rückblickend, von Nazareth sagt:³⁾ „dentro si è una bellissima chiesa nel proprio luogo dov'era la casa di nostra Donna, quando l'Angelo l'annunciò: ma ora si è abbattuta la chiesa, salvo che la camera della n. Donna.“ Was er unter letzterer versteht, zeigt das folgende: la detta camera si è piccola molto ed è lavorata di mosaica opera e era la casa appoggiata ad una grotta di sasso: = das Haus war angelehnt an eine Felshöhle, an die eben beschriebene camera.⁴⁾

Und wie groß muß dieser Anbau gewesen sein? Von Daniels Bericht haben wir einen wichtigen Satz aufgespart: cap. 92 (ibid.) ist geagt: „Der Erzengel (il) erschien vor ihren Augen,⁵⁾ nicht weit von der Stelle, wo die heilige Jungfrau saß. Es sind drei Sägenen von der Türe bis zu dem Orte, wo sich Gabriel befand; dort ist auf einer Säule ein kleiner, runder Marmoraltar errichtet, auf welchem die Liturgie gefeiert wird.“ Tobler schreibt mit Bezug auf diese Worte: „die Stätte, wo beim Eintreten des Engels Maria . . . Purpurstoff wob, war in der Höhle nahe der Eingangstüre, drei Sägenen (21' = 21 Fuß) von der Verkündigungsstätte des Engels“ (S. 138). Von diesem nun heißt es: *intravit*; er weilte also in einem Gemache; und wenn nun diese Entfernung vom Standpunkte des Engels bis zur Türe der eigentlichen (kleinen) camera gegen 7 Meter betrug, so kann ein Unterschied zwischen der Länge der *casa Lauretana* (zirka 10 Meter) und dem hier beschriebenen Raum nicht mehr in Betracht kommen, da noch der Platz im Rücken

¹⁾ Bei Belardo d'Ascoli (s. u.) — ²⁾ Bei Bartol. Rustici (vgl. de Feis, p. 54, nach der nicht edierten Hs. des florentinischen Seminars Cestello, fol. 15 u., bei Chev. p. 65. — ³⁾ Libro d' Oltramare, cap. 127 (Cheval. p. 61).

— ⁴⁾ Deutlich sind da unterschieden *chiesa* (Kirche); sie war „niedergeworfen mit Ausnahme der camera della Donna“, welche „sehr klein“ ist; an eine Felsgrotte angelehnt war die *casa* — diese markante Stelle erwähnt Chevalier im Résumé, S. 72 f. mit den Worten: „Pogg. beschreibt sie mit aller wünschenswerten Genauigkeit“ — warum sagt er sich nicht mit ihr auseinander? Ganz so Allmang im hist. Jahrb. 1907, S. 362! — ⁵⁾ Text: *il* (nämlich der Erzengel) erschien vor ihren Augen, nicht wie bei Chevalier p. 32: *il* (= der Ort) erschien vor meinen Augen ic.

des Engels *zc.* zu rechnen ist, wohl auch die Größe einer Sagene nicht so fest bestimmt sein wird.

So schließt sich denn der positive Beweis für das Dasein einer eigentlichen *domus Nazarena*: Sobald wir von einer Kirche in Nazareth hören, ist die Rede vom Hause der Verkündigung; für die konstantinische Zeit bei Nikophorus Callistus, für 570 beim *Anonymous Placentinus*, für 670 beim Bischof *Arkulph*, für 720 bei *Beda*,¹⁾ für das 12. Jahrhundert bei *Daniel*, *Petrus Diaconus* und *Phokas*, fürs 13. Jahrhundert in der serbischen Reisebeschreibung.

Können dagegen allgemeiner gehaltene Ausdrücke verfangen? Wenn wiederholt nur vom „Orte“ die Rede ist,²⁾ so sind solche Stellen alsbald näher erklärt durch jene anderen, in welchen unzweifelhaft ein cubiculum bezeugt ist, wie im Jahre 410 (S. *Petrinus*) und 1165 (Joh. von Würzburg), wie auch durch jene, nach welchen in der linken Apsis der großen Kirche eine Unterkirche sich befand, (z. B. *Theodericus l. c.* im Jahre 1172). Sollte man sich nicht auch diese letzteren Angaben, die Ausdrücke cubiculum, capella, cella, camera etc., alsbald näher erklären lassen durch die ausführlicheren, in welchen Grotte im engeren und weiteren Sinne genau unterschieden und die auch später vorhandene Grotte genau als ein Teil des Hauses bezeichnet ist? Eines ist doch nach der Ähnlichkeit anderer Wallfahrten leicht begreiflich: unzählige der frommen Besucher der Unterkirche, auch gebildete, eilten eben besonders der kleinen Kapelle zu, in welche durch Marmorplatten, Altäre, hauptsächlichste Beleuchtung u. s. w. die Muttergotteszelle umgewandelt war, ohne näher die Krypta kritisch zu beachten. Wie vielen wird es heute noch ähnlich ergehen etwa in Bethlehem, selbst auf Golgatha! Für alle gilt mehr oder weniger die Bemerkung, welche Röhricht nach reicher Erfahrung auf diesem Gebiete in der Einleitung zu dem Reisebericht ausspricht, den er wohl als den letzten in seinem Leben ediert hat: „der Standpunkt der Reisenden ist nur der eines frommen Pilgers, dessen Blick durch uns wichtig dünkende, historische Dinge nicht abgelenkt sein will.“³⁾ Wie wenig real ist es da gedacht, von allen gleichsam immer so genaue Angaben zu verlangen, als ob sie das Wunder von Loreto hätten voraussehen können! Darnach erläutert

¹⁾ Vom 9.—11. Jahrh. sind viele Reisende, aber fast keine Texte über ihre Fahrten vorhanden. (Vgl. Lalanne, *Des pèlerinages en terre Sainte avant les croisades* in *Bibl. de l' école des Chartes*, II, 25—31 (Paris 1845/6), z. B. nichts von den drei Reisen des hl. Konrad (vor 976). — ²⁾ In dem *Itinerarium* eines Abtes *Nikolaus Saemundarson* aus dem höchsten Norden Islands, von dem wir uns Genaues versprachen, findet sich gar nur die Bemerkung: Nazareth, ubi angelus Gabriel Mariam convenit; sein Bericht fällt ca. 1157. War da etwa deshalb kein Heiligtum vorhanden? (Text in *Antiquités russes d'après les Monuments historiques des Islandais*, Copenhague 1852, tom. II., p. 410) — nicht bei Chevalier. — ³⁾ Röhricht, *Jerusalemfahrt des Grafen Gaudenz von Kirchberg . . . (1470)* in „Forschungen u. Mitteilungen zur Geschichte Tirols u. Vorarlbergs“, II. Jahrg. 1903, S. 99.

sich noch eine Stelle, mit welcher geradezu Mißbrauch getrieben wird: Von Belardo d' Ascoli besteht im Vatikan eine noch ineditierte Handschrift seiner *Descriptio terrae sanctae* vom Jahre 1112 (1120), also zwischen Daniel und Phokas. Den kostbaren Passus über Nazareth erhielt Chevalier durch Mitteilung des P. Chrle S. J. in Rom: *Cella Domine nostre, in quam ingressus est angelus ad eam, cripta fuit sita ex latere civitatis, intus tamen ex parte orientis non ex lapidibus facta, sed sic in saxo cavata, longa q. passus IV et totidem ampla.* (Ms. 1110 du fonds du Vatic. fol. ° 142). Da fällt natürlich alsbald der Ausdruck: *non ex lapidibus facta* in die Augen, und alsbald ist wieder gegen die arme Casa santa entschieden. Aber das ist sicher: nach allem, was anderweitig feststeht, kann die in jener Stelle zuletzt genannte Bestimmung und die vorletzte nur auf die Grotte im engeren Sinne gehen, die ja auch nach 1291 erhalten blieb; denn das ist genau die auch später verbürgte Dimension derselben; dann aber eben so sicher auch die drittletzte Angabe: *non ex lapidibus facta*. Chevalier übersetzt nun: „die Zelle . . . war eine auf der inneren Flanke der Stadt auf der Ostseite gelegene Grotte (cripta), nicht aus Steinen gemacht *zc.*“ Dann muß unter *cella* der bekannte *υυρός οικίσκος* verstanden werden; denn dieser hatte die angegebene Länge und Breite. Ein anderer Sinn ergäbe sich, wenn man, vielleicht schon sprachlich richtiger, folgende Uebersetzung annehmen wollte: die Zelle . . . war eine an der Flanke der Stadt gelegene Krypta, die jedoch innerhalb, gegen Osten zu, nicht aus Stein gemacht war (nämlich, wie sonst die eingebauten Unterkirchen), sondern *zc.*“ Damit würde die immerhin auffallende Auslegung: „auf der inneren Flanke der Stadt“ wegfallen; diese letztere hatte auch nie Mauern, welche eine solche Unterscheidung verständlicher machen könnten; die Richtung der Gruft bezeichnet auch Tobler (Nazareth, S. 136) als eine wahrscheinlich östliche, während nach dem Ortsplan (z. B. bei Bädeker) das Kloster selbst geradezu südwärts gelegen ist. Auch in *quam ingressus est* ang. würde mehr auf das Gemach vor der Grotte hinweisen, und der Ausdruck *cripta* bei Belardo bedeutet bei Golgatha und beim Ölberg (Gethsemani) einen Raum, „der 300 Personen fassen könnte“ und ist bei Theodorikus mit „ecclesia non modica Gethsemani“ identisch. „Die Grotte dient eben als Krypta für eine große Kirche“ (Neumann O. Cist. in den *Archives de l' Orient latin* 1881, tom. I, p. 228). Dann wäre aber durch die Hervorhebung des Unterschiedes geradezu ange deutet, daß der andere Teil aus Stein konstruiert war. Also unter keinen Umständen spricht die Stelle gegen, eher für die Tatsache eines Hauses. Und wenn nach der ersten Erklärung der Stelle bei Belardo, also zwischen den kaum genannten zwei unzweifelhaften Zeugen für ein Haus, der allgemeinere Ausdruck *cella* möglich war, so ist ein solcher umso leichter zu begreifen bei Burkhard vom Berge Sion „gegen das Jahr 1283“, wonach „drei

Altare in einer Kapelle waren und diese excisa de rupe in petra, sicut et locus nativitatis, passionis et resurrectionis, et magna pars civitatis Nazareth erat antiquitus excisa de rupe.¹⁾ Die Stelle ist übrigens in auffallendem Nehnlichkeitsverhältnis mit einem Berichte des Sanuto aus der Zeit nach der Uebertragung (1321) und ihre Beziehung zu einem Brokardus vom Jahre 1332 ist nicht recht herausgestellt (Röhricht, Bibl. geogr. Palaestinae p. 74).²⁾ (Damals ruhten viele Trümmer über der Kirche; umso mehr mag das Hauptinteresse mit einem Vordringen zur grotta befriedigt gewesen sein).

Wir fragen jetzt mit allem Ernst: können Sähe, wie die folgenden, fernerhin aufgestellt werden? „Wir müssen aufrichtig gestehen . . . daß kein alter Text uns über die Lage oder auch nur über die Existenz des heiligen Hauses vor der Grotte unterrichtet.“³⁾ Oder: „Aus den Berichten des ersten Zeitraumes ergibt sich klar (?), daß die Palästinafahrläger vom Jahre 326—1283 nichts wissen von einer Erhaltung des Hauses der Verkündigung in Nazareth. Unter den 45 verschiedenen Reiseberichten, welche Chevalier wörtlich anführt, findet sich kein einziger, den man von der Erhaltung eines Hauses der Verkündigung in dem Umfange und von der Bauart des Häuschens von Loreto deuten könnte. Die Kirchen und Unterkirchen, welche sie beschreiben, haben mit dem vermeintlichen Häuschen in Loreto nichts gemein.“ (!)⁴⁾ Oder gar: „Noch viele andere Personen lassen sich nachweisen, welche im Laufe der Zeit bis zum Jahre 1291 Nazareth besucht haben, aber keiner hat, wenn sie überhaupt auf die Gebäulichkeiten im einzelnen eingehen, etwas anderes gesehen, als die Kirche. Ein Besucher, der ausdrücklich in unzweideutiger Weise für das Dasein eines heiligen Hauses Zeugnis ablegte, ist nicht aufzufinden.“⁵⁾ Die neueste Rezension im historischen Jahrbuch ist in der Hauptfache die Auffassung Chevaliers, über den die deutschen Rezensenten weit hinausgehen! Sie wird einerseits dem Ausdrucke „Haus“ etwas gerechter, um aber alsbald wieder auszuweichen. „Was manche als Haus bezeichnen, war das Wohnhaus, aber ein Wohnhaus, das in eine Kirche umgewandelt worden war“, und diese sei dann 1263 „völlig“ zerstört worden.⁶⁾ Sagt aber nicht derselbe, bei welchem die Umwandlung — wie vorher beim Anonymus Placentinus — berichtet wird, nämlich Phokas, daß diese letztere in der Weise geschehen sei, daß das Wohnhaus, das heißt die Grotten und der ihm vorgebaute Raum, die Unterkirche

¹⁾ Laurent, l. c. — ²⁾ Zum Jahre 1533 (!) sagt Röhricht, l. c. p. 183 „ob in diesen Werken nicht vielleicht ein Burkardus de Monte Sion und umgekehrt in dessen bekannten späteren Ausgaben ein Text unseres Autors (also aus dem 16. s. !) enthalten ist, war nicht zu ermitteln.“ — ³⁾ So der neue Palästinaführer der Assumptionisten: La Palestine. Guide historique et pratique. Paris 1903, p. 431. — ⁴⁾ P. Kröß S. J. in Zeitschrift für kath. Theologie (Innsbruck) 1907, S. 112. — ⁵⁾ Prof. Kellner (Bonn) in Hist. pol. Bl. 1906, II. S. 128. — ⁶⁾ l. c. S. 360 f.

ausmachte? Damit ist doch das Rätsel über das: „Wie?“ dieser Verwandlung authentisch gelöst!

War nun diese Unterkirche und damit das heilige Haus im Jahre 1291 noch vorhanden? Daß mit „constructa fuerat“ eine Zerstörung desselben durchaus nicht zu beweisen ist, sollte jetzt feststehen. Im 8. Jahrhundert erfahren wir: *Illam ecclesiam christiani homines saepe comparabant a paganis Saracenis, quando illi volebant eam destruere.*¹⁾ Unmittelbar nach dem Einzug der Kreuzfahrer (1106 ff.) berichtet uns Daniel von einer „Verwüstung“ (nicht Zerstörung) und „Renovation“ der Kirche; ja schon 1102 sah der Angelsachse Säwulf, trotzdem „die Stadt Nazareth gänzlich von den Sarazenen verwüstet und niedergelegt war,“ „den Ort der Verkündigung“ „durch ein sehr prächtiges Kloster“ bezeichnet.²⁾ 1229 erscheint die Kirche mit derjenigen von Jerusalem und Bethlehem im Vertrag Friedrichs II. mit dem Sultan,³⁾ 1251 beim feierlichen Besuch Ludwigs des Heiligen.⁴⁾ Im Jahre 1263 wurde die Kirche jedenfalls zum großen Teile zerstört,⁵⁾ aber so, daß sie in einem Vertrage vom Jahre 1283 noch Objekt desselben sein konnte⁶⁾ und daß nachher die Pilger noch ganz begeistert waren von ihrer Schönheit in Ruinen. Die Beweggründe der Zerstörung waren nicht hauptsächlich religiöse⁷⁾ und man hat also nicht an besondere Wut der Sarazenen gegen das Hauptheiligtum in der Kirche zu denken;⁸⁾

¹⁾ Reisebericht des hl. Willibald, durch die hl. Walburga (?) aufgezeichnet, bei Mabillon, *Acta ss. ord. S. Bened.* 1672, saec. III. part. II. p. 374 — ähnlich in der Aufzeichnung desselben durch Wunibaldus bei Mabillon, *ibid.* p. 385. ²⁾ *Recueil de voyages et de mémoires publiés par la Société de géogr.* 1839, t. IV, p. 850 — danach erklärt sich, in welcher Ausdehnung die auf die ganze Diözese Tiberias bezüglichen Ausdrücke: *ecclesias . . . fundavit et dotavit (sel. Taneredus), Nazarenam et Tiberiadensem, sed et montis Thabor (Wlh. v. Tyrus, Hist. rer. transmar. I. 9, c. 13 — M. P. I. t. 201, 445 f.) auf Nazareth sich beziehen; ein Neubau war allemal nach nicht nötig.* ³⁾ Huillard-Bréholles, *Hist. diplom. Friderici II.*, 1852, t. III. p. 92. ⁴⁾ Manche seien der Ansicht, daß „seit Christus an dem Orte aus der allerheiligsten Jungfrau Fleisch angenommen, dort niemals ein solch feierlicher, andächtiger Gottesdienst gehalten worden sei“. (Gotfr. von Beaujou, Beichtvater u. Biograph des Königs bei Act. Sanet. Boll. 1741, ang. t. V. p. 350 b). ⁵⁾ Raynaldus, *annal. eccl.* 1263, 7 u. 9. vgl. Makrizi, aus dem Arabischen franz herausgeg. durch Quatramère I. 2 p. 198. —

⁶⁾ Die näheren Bedingungen beim so genannten Schriftsteller II. 2. p. 229 sqq.: „Die Kirche und vier Häuser der Nachbarschaft sollten für die Pilger oder für andere bestimmt sein, welche der Religion des Kreuzes angehören“ „ohne Unterschied der Nationen“ sc. . . „die Priester und die Mönche sollen ihre Gebete in der Kirche verrichten“ . . . „die Steine . . . in der Kirche dürfen nicht zu neuem Bause benutzt werden“ daher Töchter, Nazareth, S. 119: „die Zerstörung war . . . eine mehr auf die Südseite beschränkte“. ⁷⁾ Die Hauptgründe, z. B. Übertretung früherer Verträge u. s. w. bei Weil, *Gesch. der Malisen*, Stuttgart 1860, IV. 45 f.; vgl. die Mede Vibars bei Makrizi I. c. I. A. p. 195 sqq.

⁸⁾ Es ist im Bericht bei Makrizi p. 198, aber nur im erzählenden Teile, von der Kirche gesagt, daß sie die berühmteste aller christl. Kultgebäude gewesen sei . . . „wo, nach christl. Behauptung, „ihre Religion den Anfang genommen habe.“ — Ge-

die Ruinen wirkten noch schützend; es war auch gerade der Teil gegen das erzbischöfliche Palais hin, gegen Norden, erhalten geblieben, wo die Krypta sich befand.¹⁾ Es ist daher nicht historisch, von einem „Alibibeweis“ pro 1291 gegen das heilige Haus zu reden,²⁾ so daß 1291 ein Gegenstand für die Translation gar nicht mehr vorhanden gewesen wäre (Funk). Noch weniger hieße „ein solches Alibi für 1291 nachweisen“ schon so viel als „siegen über die Sache“, wie de Feis, p. 47, schreibt. Für den Kern der Ueberlieferung käme doch an sich nicht alles darauf an, ob das Faktum 1263 oder 1291 geschehen wäre. Aber von Nazareth aus ist kein Grund zum Zweifel vorhanden, wenn auch das spezielle Schicksal Nazareths im Unglücksjahr 1291 in Dunkel gehüllt ist. Man weiß indes auch nicht einmal etwas vom Aufenthaltsorte des letzten Patriarchen von Jerusalem um jene Zeit.³⁾ Nichts kann gegen das Bestehen des heiligen Hauses bis 1291 vorgetragen werden.

3. Das Sanktuarium in Nazareth nach dem Termin der Uebertragung.

Die Berichte der Pilger nach 1291 lauten wesentlich anders als die vor 1291. Man muß bei dieser Vergleichung natürlich völlig außeracht lassen alle Zeugnisse, welche die allgemeineren Ausdrücke „Ort“, „camera“, grotta, capella gebrauchen, weil so vor und nach jenem Termine gesprochen werden konnte, da ja gerade jene kleine Grotte in Felsen zurückgeblieben und als Kapelle eingerichtet war. Aber außer dieser grotta im engeren Sinne ist in Nazareth nach 1291 vom vorherigen Zustande nichts mehr vorhanden.

Wir hören da zuerst einen Zeugen, der mit der vollen Autorität sorgfältigster Ausgrabungen vor uns steht, den gelehrten Palästinologen Quaresmius, welcher 1626 sein Hauptwerk geschrieben hat, nachdem im Jahre 1620 nach langem Zwischenraum die Franziskaner das Heiligtum in Nazareth wieder hatten über-

rade den Erzengel Gabriel verehrten die Muhamedaner besonders; daher küssten z. B. ihre Abgesandten in Jerusalem die Evangelien „hauptſ. wegen des Lutaseb. (I, 16), wo man liest: *Missus est Gabriel angelus*“. (Briefe des Kreuzpredigers Oliver vgl. Westb. Blh. für Gesch. u. Kunst 1891, 183). — Und von Maria sagt (statt vielen anderen Beweisen) Wilbrand von Oldenburg, ed. Laurent, Hamb. 1859, S. 11 f. (Anfang des 13. Jahrh.): „*Ubi (Tortosae) Domina nostra eciam ipsis infidelibus Saracenis multa praestat beneficia.*“ So gerade auch vom Heiligtum in Nazareth! — ¹⁾ Quaresmius, *Terrae sanctae elucidatio* 7, 3. — ²⁾ de Feis, p. 47; Thevalier, p. 54. — ³⁾ Man darf auch nicht voreilig vom völligen Schweigen aller orient. Chroniken über das Faktum vom J. 1291 sprechen, so lange so wenig bekannt ist (Faurax, *Omissions et erreurs* S. 39—42 gibt einen Abschnitt aus morgenländischen Chroniken über die Tradition). Daß die Pilger lange nicht davon reden, scheint zu beweisen, daß die Wallfahrt in Loreto ursprünglich mehr lokaler Art geblieben war, was auch dem nächsten Zwecke der Translation entsprechen dürfte (s. nächstes Heft).

nehmen können. Von ihm und denen, auf welche sein hervorragendes Buch¹⁾ aufbaut, sagt mit Recht ein lebhafter Italiener gegenüber de Fries, der so gerne von Einbildungen der Freunde der Santa Casa spricht: „sie haben mit eigener Hand die Fundamente der letzteren berührt.²⁾ Ergreifend ist die Schilderung, wie die ersten Patres die Spuren des Heiligtums bloszlegten, um selbst ihre Bedenken gegen Loreto aufzuklären und genau darüber zu berichten. Was davon niedergeschrieben ist, entspricht ganz den Zeugnissen nach 1291, die sie nicht kannten. Dies haben wir noch in möglichster Kürze darzutun.

Quaresmius unterscheidet zu seiner Zeit zwei Sacella, die aber ursprünglich als eines zu denken sind. „Fürs erste, sagt er, ist dort, in der alten Kirche, eine Höhle (specus), welche in den Felsen selbst eingehauen ist oder von Natur aus schon so war und nur durch menschliche Hand verschont und vervollkommenet wurde.... Und was sonst noch da ist, wurde nach der Wiedererlangung des heiligen Ortes erbaut.“ (Lib. VII, cap. 1.) Worin bestand dieses letztere? „In parte meridionali appositum est alterum sacellum, altius, longius, meliusque elaboratum, quod angeli nunc appellatur.... ferme subterraneum.... Inter hoc et alterum Annuntiationis erant olim cancelli (Schraufen); nunc dumtaxat illorum signa extant.“ Und nun: „Sanctam hanc aediculam sancti Christi discipuli... in ecclesiam dedicarunt... et supra ipsam magna et illustris ecclesia... aedicata fuit.“ Die Länge der Kirche erstreckte sich von West nach Ost; „sacrum antrum et sacellum Annuntiationis erat in laeva ingressus ecclesiae“ = „die heilige Höhle und das Heiligtum der Bekündigung lag auf der linken Seite vom Eingang in die Kirche“ (VII, 1). „Der Herr und seine Mutter befahl den Engeln, ihr heiliges Domizilium, unter alleiniger Zurücklassung der Fundamente, in die Gegenden der Christen zu tragen.“ (VII, 3.) Nach dem Zeugnis des P. Jakobus de Bandosma, welcher 1620—26 stets in Nazareth gewesen und alles genau untersucht habe, ergebe sich das Resultat: „Lauretanam domum suisse e sancto Nazareth loco, ubi nunc est capella Angeli superaedificata, translatam.“ Es sei die neue Engelskapelle in Nazareth deshalb etwas enger, weil sie „nicht unmittelbar auf die alten Fundamente, sondern innerhalb derselben unmittelbar auf den Boden des vorher vorhandenen Hauses gebaut worden“. Das habe sich beim Wegnehmen der Steine gezeigt (VII, 4). Es wird noch die Verwunderung ausgesprochen, wie die Abgesandten des Papstes Nikolaus IV. diese Fundamente haben finden und messen können. (Vielleicht waren, wenn letztere Gesandtschaft historisch ist,

¹⁾ Historica, theologica et moralis Terrae Sanctae elucidatio... Antwerpen 1639, 2 Bde. — ²⁾ Ricc. Blasi, studio critico sulla S. Casa Lauretana, Macerata, Unione catt. Tipogr. 1906, p. 41.

damals noch nicht so viele Veränderungen in Nazareth vor sich gegangen.) Jedenfalls heißt es: „Nun liegt das, was seit vielen Jahren aus Frömmigkeit ersehnt, von andern unter dem titulus der Neugierde und der Erforschung der Wahrheit gesucht wurde, in unseren Tagen sonnenklar bewiesen vor uns.“ (tom II. p. 837 bei Chev. p. 86.) Es kann der anerkannten Genauigkeit und Zuverlässigkeit des Quaresmius nichts anhaben, wenn Chevalier ihm die allerdings unhistorische Mitteilung des Abfalls eines Bischofs von Nazareth zum Islam vorwirft. Er hatte dieser Mitteilung ausdrücklich beigefügt: *ex quadam traditione Nazaraeorum* (auf dem Rande: *Maurorum relatio*). Und der andere Versuch, den großen Palästinalogen als unkritisch erscheinen zu lassen, fällt in sich zusammen, weil er auf falscher Ueberzeugung beruht. Quaresmius bewies (VII, 1) die Tatsache der hohen Verehrung, welche von Christen und Heiden seit Jahrhunderten der Verkündigungskirche entgegengebracht wurde, mit dem Satze: *Nomina et tempora in ipso fracto marmore peregrinorum cernuntur, ab anno 1386 et infra.* „Was soll man sagen, ruft Chevalier S. 131 aus, von einer Inschrift . . ., welche die Namen der Pilger (des pélerins) seit 1386 enthalten soll?“ „Existiert dieses für die Geschichte der Pilgerfahrt so kostbare Marmortück, welches hier zum ersten- und zum letztenmale zitiert ist, noch? oder man könnte fast sagen: hat es jemals existiert?“ (S. 89, A. 1.) Dass hier nicht „die Namen der Pilger“ (= aller Pilger!), sondern „Namen von Pilgern“ zu übersetzen ist, ergibt sich aus der Sache selbst und wird schön bestätigt durch eine Schrift, deren Kenntnis ich einer der freundlichen Klosterbibliotheken am Bodensee verdanke, „Blumen-Buch des H. Länds Palästina . . . durch P. F. Elect. Zwinner, gewesten Commissari d. hl. Länds, München 1661,“ S. 497: „Man findet da auch bis auf heutigen Tag in den zerbrochenen Marmelsteinen von den Pilgern eingehawet Namen, absonderlich einen anno 1386.“ —

Quaresmius ist glänzend gerechtfertigt durch die inzwischen herausgegebenen Pilgerberichte von 1291—1626! Um 1294 sieht Nicoldo di monte di Croce dort von „der fast ganz zerstörten Kirche“ „nichts von den früheren Gebäuden als nur noch eine Zelle, wo Maria die Botschaft erhalten; sie hat der Herr noch erhalten zur Erinnerung an die Demut und Armut.“¹⁾ Wenn es hier wirklich hieße *casa* (*domus*) statt *cella*, dann hätte Chevalier Grund zu triumphieren darüber, dass ein Text gerade vom Jahr der Ankunft der *Casa Santa* in Loreto sie in Nazareth erwähne (S. 74). Tatsächlich ist diese *cella* nichts anderes als die Grotte mit den zwei Altären, wie Nicoldo selber sagt und wie man es von anderen weiß. Dasselbe sagt uns eine Stelle bei Mar. Sanudo vom Jahre 1321—22, welche Tobler „nur eine Kopie der letzteren“ nennt:²⁾ „. . . et in ca-

¹⁾ Laurent, l. c. p. 107 (bei Chev. p. 55). — ²⁾ Naz. S. 138, A. 1.

pella ibi aedificata erant tria altaria (oben 2) et capella erat excisa in petra de rupe Also war nichts vorhanden als der Hels. Von „Johann von Montevilla“ gebe ich des Interesses halber die Stelle nach der „erweiterten“ Ausgabe des Otto von Diemeringen (Stuttg. Staats Bibl. I, 42): In Nazareth sei „ein klein bethuſe am einem gar alten pfyler, der da stet an dem flecken, da Gabriel unſer ſrawen verkündet, das ſy got empſahen ſölt.“ Ähnlich Wilhelm von Baldensel im Jahre 1332.¹⁾ Um die gleiche Zeit etwa berichtet über den Ort Ludolf von Sudheim (Westfalen), daß neben dem Chor eine (unterirdiſche) Kapelle war, in welcher eine kleine Säule ſich befand, der gegenüber der verkündigende Engel geſtanden (und daß auch die Gestalt Jesu in derselben wie im Siegellaſt eingedrückt gewesen ſei.²⁾) Es folgt hier die genau orientierende Beschreibung des Nikolaus von Poggibonsi vom Jahre 1345, die wir oben ſchon verwendet haben. Zu den ausführlicheren gehört noch der Bericht des Meisegenoſſen Freskobaldis, Georg Eucci vom Jahre 1384. Darnach war der Ort der Verkündigung „unterirdiſch, überwölbt und ſehr klein und nur wie eine gewöhnliche Kapelle.“ „Angelehnt an dieſem Ort ist die große und ſchöne Kirche“, die aber „zum guten Teil ruiniert ist.“³⁾ Schließen wir, der Kürze halber mit zwei Deutschen: Humpenberg, Adeliger aus Würzburg (1449) ſchreibt: „Ein Kapellen ist noch bliſen unter der Erden, da ist nicht mehr denn noch ein Priester und ſonſt zween Christen und die ſteinerne Kirchen; were die nicht, jo zergieng das Capellin auch.“⁴⁾ Und P. Ign. von Rheinfelden, Neue Jeruſolomytanische Pilgerfahrt (unternommen 1655, gedr. Conſtantz am Bodenſee 1664) berichtet S. 497: „Nachdem dieſes heilige Haus von Nazareth hinweck getragen, ist auf vorige Fundament ein anderes gleicher Form, Größe und Weite erbaut worden.“ Erſt zwischen 1500 und 1514 erfolgten Umgestaltungen, über die wir aber ganz ohne chronikalen Halt ſind wahrſcheinlich erklärbar durch ein kurzes Intermezzo der Anwesenheit von Franziskanern. (Tobler, S. 150).

Wenn man alle die Stellen beachtet, ſoll man nach Chevaliers Aufſtellung glauben, daß „der Ort der Verkündigung wie in der Zeit vorher und in demſelben Zustand der Gegenſtand der Verehrung ſeiner Besucher . . . geweſen ſei?“ Das wäre dann wahr, wenn man nachweisen könnte, daß vor 1291 kein Haus, kein Vorbau der Grotte exiſtiert oder daß ein ſolcher auch nachher geblieben wäre. Daß die ſpäter angebaute Kapelle nicht von früher

¹⁾ Bei Heintz Canissii Antiq. Lectiones, Ingolſtadii 1604, tom. V. p. II p. 136. — ²⁾ Tobler, I. c. 139. — ³⁾ Im 25. Bd. der Bibl. des litt. Vereins in Stuttgart, p. 91 sp. — hier überſetzt nach Tobler S. 139. — Von hier an etwa werden uns noch über abenteuerliche Mitteilungen begegnen, die ſich als Erzählungen muhammedanischer Führer zu verraten ſcheinen. — ⁴⁾ In Gargioli, Viaggi in Terra Santa, Firenze 1862, p. 148 (bei Chev. p. 63). — ⁵⁾ Meyßbuch des heyligen Landes. Frankfort a. M. 1584. 242 a.

her war, bezeugt gerade ein Pilger, dessen Worte man Quarismius gegenüberstellen will, der Missionär Franz Suriano, dessen Reisen um 1500 fallen. Er ist einer der ganz wenigen Gegner Loretos aus früherer Zeit, „il de Feis della prima metà del secolo XVI.“¹⁾ Seine Worte gelten nicht mehr als seine Gründe: Zu seiner Zeit war freilich alles, was vorhanden war, aus Fels, „in den Berg gehöhlt“, so daß „man hätte den Berg übertragen müssen.“²⁾ Wenn nachher die „Engelskapelle“ auftritt, so ist Suriano gerade ein Zeuge dafür, daß sie nicht etwa der früher bezeugte Vorbau war. Was er über das Material der Santa Casa philosophiert, ist ohne Bedeutung; Chevalier selbst registriert (p. 432) das Zeugnis des berühmten Geographen und Physikers Saussure, welcher von Loreto sagt, daß „das heilige Haus gebaut ist aus gehauenen Steinen in Form von Ziegeln . . ., welche auch etwas die (rötliche) Farbe der letzteren angenommen haben.“ Also brauchte Suriano auch deshalb keine Zweifel zu hegen.

Es galt zu beweisen, daß von Nazareth aus gegen Loreto mit Recht nicht operiert werden kann; wir glauben eine starke Behauptung widerlegt zu haben, „daß die Pilgerberichte aus Nazareth samt und sonders gegen die Wahrheit der Legende sprechen.“³⁾ Sie protestieren vielmehr in allen Sprachen gegen die Rolle, die man ihnen da zuteilen will. Noch ein weiteres scheint uns herausgestellt: Die Pilgerberichte der einzelnen Jahrhunderte waren nicht bekannt, als die Geschichtschreiber von Loreto ihre Werke verfaßten. Man müsse dies festhalten, meint ein Rezensent, zur Entschuldigung der gelehrten Verteidiger der Legende. (Hist. pol. Bl. 1906, II. S. 128.) Wir schließen jetzt anders: wenn unsere Ausführungen zeigten, daß jedenfalls die nachträglich über Nazareth bekannt gewordenen Tatsachen mit der Legende stimmen, so ist das ein signum probabilitatis für die letztere selbst und eine Mahnung, die wir nun in unserem Sinne anwenden: „Man kann nun ganz unbefangen dem Entwicklungsprozeß“ der Sache „nach forschen.“ (l. c.) Wenn die Resultate der Gegner Loretos selbst nicht mit besserer Methode gewonnen sind, als ihre Behauptungen über Nazareth, so wird die wissenschaftliche Untersuchung unserer Tage — wie manche frühere — zum Triumphe der Tradition in ihrem wesentlichsten Inhalte führen müssen.

SACRAE ROMANAЕ ET UNIVERSALIS INQUISITIONIS DECRETUM.

Feria IV, die 3 Iulii 1907.

Lamentabili sane exitu aetas nostra freni impatiens in rerum summis rationibus indagandis ita nova non raro sequitur,

¹⁾ Ricc. Blasi, l. c. p. 28 nach P. Alph. Maria, La Santa Casa . . . Osservazioni logico-critiche, Fermo 1906. — ²⁾ Bei Chev. S. 69 f. — ³⁾ P. Ströß S. J. in Zeitschr. f. kath. Theologie 1907, S. 113.

ut, dimissa humani generis quasi haereditate, in errores incidat gravissimos. Qui errores longe erunt perniciosiores, si de disciplinis agitur sacris, si de Sacra Scriptura interpretanda, si de fidei praecipuis mysteriis. Dolendum autem vehementer, inveniri etiam inter catholicos non ita paucos scriptores, qui, praetergressi fines a patribus ac ab ipsa Sancta Ecclesia statutos, altioris intelligentiae specie et historicae considerationis nomine, eum dogmatum progressum quaerunt, qui reipsa eorum corruptela est.

Ne vero huius generis errores, qui quotidie inter fideles sparguntur, in eorum animis radices figant ac fidei sinceritatem corrumpant, placuit SSmo D. N. Pio divina providentia Pp. X, ut per hoc Sacrae Romanae et Universalis Inquisitionis officium ii qui inter eos praecipui essent, notarentur et reprobarentur.

Quare, instituto diligentissimo examine, praehabitoque RR. DD. Consultorum voto, Eīi ac Rīi Dīi Cardinales, in rebus fidei et morum Inquisitores Generales, propositiones quae sequuntur reprobandas ac proscribendas esse iudicarunt, prouti hoc generali Decreto reprobantur ac proscribuntur:

1. Ecclesiastica lex, quae praescribit subiicere praeviae censurae libros Divinas respicientes Scripturas, ad cultores critices aut exegeseos scientificae librorum Veteris et Novi Testamenti non extenditur.

2. Ecclesiae interpretatio Sacrorum Librorum non est quidem sernenda, subiacet tamen accuratiori exegetarum iudicio et correctioni.

3. Ex iudiciis et censuris ecclesiasticis contra liberam et cultiorem exegesim latis colligi potest fidem ab Ecclesia propositam contradicere historiae, et dogmata catholica cum verioribus christianaे religionis originibus componi reipsa non posse.

4. Magisterium Ecclesiae ne per dogmaticas quidem definitiones genuinum Sacrarum Scripturarum sensum determinare potest.

5. Quum in deposito fidei veritates tantum revelatae continentur, nullo sub respectu ad Ecclesiam pertinet iudicium ferre de assertionibus disciplinarum humanarum.

6. In definiendis veritatibus ita collaborant discens et docens Ecclesia, ut docenti Ecclesiae nihil supersit nisi communes dissentis *opiniones sancire*.

7. Ecclesia, cum proscribit errores, nequit a fidelibus exigere ullum internum assensum, quo iudicia a se edita complecantur.

8. Ab omni culpa immunes existimandi sunt, qui reprobationes a Sacra Congregatione Indicis aliisve Sacris Romanis Congregationibus latas nihili pendunt.

9. Nimiam simplicitatem aut ignorantiam prae se ferunt, qui Deum credunt vere esse Scripturae Sacrae auctorem.

10. Inspiratio librorum Veteris Testamenti in eo constituit, quod scriptores israelitae religiosas doctrinas sub peculiari quodam aspectu, gentibus parum noto aut ignoto, tradiderunt.

11. Inspiratio divina non ita ad totam Scripturam Sacram extenditur, ut omnes et singulas eius partes ab omni errore praemuniat.

12. Exegeta, si velit utiliter studiis biblicis incumbere, in primis quamlibet praecognitam opinionem de supernaturali origine Scripturae Sacrae seponere debet, eamque non aliter interpretari quam cetera documenta mere humana.

13. Parabolas evangelicas ipsimet Evangelistae ac christiani secundae et tertiae generationis artificiose digesserunt, atque ita rationem dederunt exigui fructus praedicationis Christi apud iudeos.

14. In pluribus narrationibus non tam quae vera sunt Evangelistae retulerunt, quam quae lectoribus, etsi falsa, censuerunt magis proficia.

15. Evangelia usque ad definitum constitutumque canonem continuis additionibus et correctionibus aucta fuerunt; in ipsis proinde doctrinae Christi non remansit nisi tenue et incertum vestigium.

16. Narrationes Ioannis non sunt proprie historia, sed mystica Evangelii contemplatio; sermones, in eius evangelio contenti, sunt meditationes theologicae circa mysterium salutis historica veritate destitutae.

17. Quartum Evangelium miracula exaggeravit, non tantum ut extraordinaria magis apparerent, sed etiam ut aptiora fierent ad significandum opus et gloriam Verbi Incarnati.

18. Ioannes sibi vindicat quidem rationem testis de Christo; re tamen vera non est nisi eximus testis vitae christiana, seu vitae Christi in Ecclesia, exeunte primo saeculo.

19. Heterodoxi exegetae fidelius expresserunt sensum verum Scripturarum, quam exegetae catholici.

20. Revelatio nihil aliud esse potuit, quam acquisita ab homine sua ad Deum relationis conscientia.

21. Revelatio, obiectum fidei catholicae constituens, non fuit cum Apostolis completa.

22. Dogmata, quae Ecclesia perhibet tamquam revelata, non sunt veritates e coelo delapsae, sed sunt interpretatio quae-dam factorum religiosorum, quam humana mens laborioso conatu sibi comparavit.

23. Existere potest et reipsa existit oppositio inter facta, quae in Sacra Scriptura narrantur eisque innixa Ecclesiae dogmata; ita ut criticus tamquam falsa reiicere possit facta, quae Ecclesia tamquam certissima credit.

24. Reprobandus non est exegeta, qui praemissas adstruit, ex quibus sequitur dogmata historice falsa aut dubia esse, dummodo dogmata ipsa directe non neget.

25. Assensus fidei ultimo innititur in congerie probabilitatum.

26. Dogmata fidei retinenda sunt tantummodo iuxta sensum practicum, idest tanquam norma praceptiva agendi, non vero tamquam norma credendi.

27. Divinitas Iesu Christi ex Evangelii non probatur; sed est dogma, quod conscientia christiana e notione Messiae deduxit.

28. Iesus, quem ministerium suum exercebat, non in eum finem loquebatur, ut doceret se esse Messiam, neque eius miracula eo spectabant, ut id demonstraret.

29. Concedere licet Christum, quem exhibet historia, multo inferiorem esse Christo, qui est obiectum fidei.

30. In omnibus textibus evangelicis nomen *Filius Dei* aequivalet tantum nomini *Messias*, minime vero significat Christum esse verum et naturalem Dei Filium.

31. Doctrina de Christo, quam tradunt Paulus, Ioannes et Concilia Nicaenum, Ephesinum, Chalcedonense, non est ea quam Iesus docuit, sed quam de Iesu concepit conscientia christiana.

32. Conciliari nequit sensus naturalis textuum evangelicorum cum eo, quod nostri theologi docent de conscientia et scientia infallibili Iesu Christi.

33. Evidens est cuique, qui praecognitis non ducitur opinionibus, Iesum aut errorem de proximo messianico adventu fuisse professum, aut maiorem partem ipsius doctrinae in Evangelii Synopticis contentae authenticitate carere.

34. Criticus nequit asserere Christo scientiam nullo circumscriptam limite nisi facta hypothesi, quae historice haud concipi potest quaeque sensu morali repugnat, nempe Christum uti hominem habuisse scientiam Dei et nihilominus noluisse notitiam tot rerum communicare cum discipulis ac posteritate.

35. Christus non semper habuit conscientiam suae dignitatis messianicae.

36. Resurrectio Salvatoris non est proprio factum ordinis historici, sed factum ordinis mere supernaturalis, nec demonstratum nec demonstrabile, quod conscientia christiana sensim ex aliis derivavit.

37. Fides in resurrectionem Christi ab initio fuit non tam de facto ipso resurrectionis, quam de vita Christi immortali apud Deum.

38. Doctrina de morte piaculari Christi non est evangelica sed tantum paulina.

39. Opiniones de origine sacramentorum, quibus Patres Tridentini imbuti erant quaeque in eorum canones dogmaticos pro-

cul dubio influxum habuerunt, longe distant ab iis, quae nunc penes historicos rei christiana indagatores merito obtinent.

40. Sacraenta ortum habuerunt ex eo, quod Apostoli eorumque successores ideam aliquam et intentionem Christi, suadentibus et moventibus circumstantiis et eventibus, interpretati sunt.

41. Sacraenta eo tantum spectant, ut in mentem hominis revocent praesentiam Creatoris semper beneficam.

42. Communitas christiana necessitatem baptismi induxit, adoptans illum tamquam ritum necessarium, eique professionis christiana obligaciones adnectens.

43. Usus conferendi baptismum infantibus evolutio fuit disciplinaris, quae una ex causis extitit, ut sacramentum resolveatur in duo, in baptismum scilicet et poenitentiam.

44. Nihil probat ritum sacramenti confirmationis usurpatum fuisse ab Apostolis: formalis autem distinctio duorum sacramentorum, baptismi scilicet et confirmationis, haud spectat ad historiam christianismi primitivi.

45. Non omnia, quae narrat Paulus de institutione Eucharistiae (I. Cor. XI, 23—25), historice sunt sumenda.

46. Non adfuit in primitiva Ecclesia conceptus de christiano peccatore auctoritate Ecclesiae reconciliato; sed Ecclesia nonnisi admodum lente huiusmodi conceptui assuevit. Imo etiam postquam poenitentia tanquam Ecclesiae institutio agnita fuit, non appellabatur sacramenti nomine, eo quod haberetur uti sacramentum probrosum.

47. Verba Domini: *Accipite Spiritum Sanctum; quorum remiseritis peccata, remittuntur eis, et quorum retinueritis, retenta sunt* (Io. XX, 22 et 23) minime referuntur ad sacramentum poenitentiae, quidquid Patribus Tridentinis asserere placuit.

48. Iacobus in sua epistola (vv. 14 et 15) non intendit promulgare aliquod sacramentum Christi, sed commendare pium aliquem morem, et si in hoc more forte cernit medium aliquod gratiae, id non accipit eo rigore, quo acceperunt theologi qui notionem et numerum sacramentorum statuerunt.

49. Coena christiana paullatim indolem actionis liturgicae assumente, hi, qui Coenae praesesse consueverant, characterem sacerdotalem acquisiverunt.

50. Seniores, qui in christianorum coetibus invigilandi munere fungebantur, instituti sunt ab Apostolis presbyteri aut episcopi ad providendum necessariae crescentium communictatum ordinationi, non proprie ad perpetuandam missionem et potestatem Apostolicam.

51. Matrimonium non potuit evadere sacramentum novae legis nisi serius in Ecclesia; siquidem ut matrimonium pro sacramento haberetur necesse erat, ut praecederet plena doctrinae de gratia et sacramentis theologica explicatio.

52. Alienum fuit a mente Christi Ecclesiam constituere veluti societatem super terram per longam saeculorum seriem duraturam; quin imo in mente Christi regnum coeli una cum fine mundi iamiam adventurum erat.

53. Constitutio organica Ecclesiae non est immutabilis; sed societas christiana perpetuae evolutioni aequa ac societas humana est obnoxia.

54. Dogmata, sacramenta, hierarchia, tum quod ad notionem tum quod ad realitatem attinet, non sunt nisi intelligentiae christiana interpretationes evolutionesque, quae exiguum gerumen in Evangelio latens externis incrementis auxerunt perfereruntque.

55. Simon Petrus ne suspicatus quidem unquam est, sibi a Christo demandatum esse primatum in Ecclesia.

56. Ecclesia Romana non ex divinae providentiae ordinatione, sed ex mere politicis conditionibus caput omnium Ecclesiarum effecta est.

57. Ecclesia sese praebet scientiarum naturalium et theologicarum progressibus infensam.

58. Veritas non est immutabilis plusquam ipse homo, quippe quae cum ipso, in ipso et per ipsum evolvitur.

59. Christus determinatum doctrinae corpus omnibus temporibus cunctisque hominibus applicabile non docuit, sed potius inchoavit motum quemdam religiosum diversis temporibus ac locis adaptatum vel adaptandum.

60. Doctrina christiana in suis exordiis fuit iudaica, sed facta est per successivas evolutiones primum paulina, tum ioanica, demum hellenica et universalis.

61. Dici potest absque paradoxo nullum Scripturae caput, a primo Genesis ad postremum Apocalypsis, continere doctrinam prorsus identicam illi, quam super eadem re tradit Ecclesia, et idcirco nullum Scripturae caput habere eundem sensum pro critico ac pro theologo.

62. Praecipui articuli Symboli Apostolici non eamdem pro christianis primorum temporum significationem habebant, quam habent pro christianis nostri temporis.

63. Ecclesia sese praebet imparem ethicae evangelicae efficaciter tuendae, quia obstinate adhaeret immutabilibus doctrinis, quae cum hodiernis progressibus componi nequeunt.

64. Progressus scientiarum postulat, ut reformatur conceptus doctrinae christiana de Deo, de Creatione, de Revelatione, de Persona Verbi Incarnati, de Redemptione.

65. Catholicismus hodiernus cum vera scientia componi nequit, nisi transformetur in quemdam christianismum non dogmaticum, id est in protestantismum latum et liberalem.

Sequenti vero feria V die 4 eiusdem mensis et anni, facta de his omnibus SSmo D. N. Pio Pp. X accurata relatione, Sanctitas Sua Decretum Emorum Patrum adprobavit et confirmavit, ac omnes et singulas supra recensitas propositiones ceu reprobatas ac proscriptas ab omnibus haberi mandavit.

PETRUS PALOMBELLI, S. R. U. I. Notarius.

Literatur im Dienste der Kranken.

Von Johann Langthaler, reg. Chorherr und Stiftshofmeister in St. Florians (Oberösterreich).

Nebst den Legenden sind für die Kranken gewiß auch zu empfehlen die Lebensbeschreibungen einzelner Heiligen. Es seien folgende genannt:

Leben des heiligen Aloisius Gonzaga aus der Gesellschaft Jesu. Nach P. Virgil Cepari. Zugleich Erinnerungsgabe an sein 300jähriges Todesjahr 1591. Mit einem Stahlstich. Fünfte Auflage. 1890. 8°. 405 S. Preis brosch. M. 2.— = K 2.40.

Eine ausführlichere, für die Jugend sehr geeignete Biographie, die deshalb besonderen Wert hat, weil Cepari nicht bloß ein Zeit-, sondern gar ein Hausgenosse des heiligen Aloisius war, sein besonderer Vertrauter. Besser kann also schon deshalb niemand berichten, als er aber Cepari stand auch ob seiner Gelehrsamkeit und Tugend in größtem Ansehen bei Heiligen, z. B. die heilige Magdalena von Pazzis sagte von ihm: Ich sehe, wie der heilige Geist ihm alle Worte auf die Zunge legt. Seine Schrift über St. Aloisius ist somit gewiß höchst glaubwürdig und auch erschöpfend.

Das Leben des heiligen Aloisius Gonzaga aus der Gesellschaft Jesu. Nach der ältesten italienischen Biographie des P. Virgilio Cepari S. J. ins Deutsche übersetzt und durch einen Nachtrag vervollständigt von Friedrich Schröder S. J. Mit einem Farbendruck-Titelbild (heiliger Aloisius im Alter von 17½ Jahren), einem Lichtdruck, acht Einschaltbildern, 108 Text-Illustrationen nach authentischen Dokumenten und historischen Denkmälern, Porträts, Szenen, Ansichten, Intérieurs, Plänen, Autographen, Stammbaum u. s. w. Benziger und Komp. in Einsiedeln und Waldshut (Baden). 1891. gr. 8°. 468 S. Prachtband, Goldschnitt. Preis M. 10.— = K 12.—

Ein Werk von großer Pracht — die Verlagshandlung hat damit eine glänzende Probe ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt — an dem Preis darf sich niemand schrecken, er ist noch gering; man gebe das Buch als Geschenk besonders der gebildeten Jugend.

Leben des heiligen Aloisius von Gonzaga, Patrons der christlichen Jugend. Zur 300jährigen Feier seines Todestages von M. Meschler S. J. Mit drei Lichtdruckbildern nach authentischen Vorlagen. Herder in Freiburg. 8°. 1891. 301 S. Preis brosch. M. 2.50 = K 3.—, elegant gbd. M. 3.60 = K 4.32.

Diese ebenfalls der gebildeten Jugend dringend zu empfehlende Lebensbeschreibung ist den besten biographischen Werken der alten Zeit entnommen und hat wertvolle Ergänzungen aus den Briefen des Heiligen

auszuweisen; die eingefügten religiösen Anwendungen und Belehrungen sind voll Kraft und Salbung.

Gelegentlich erwähnen wir: **Die Hauptmomente des Lebens.** Sechs Kanzelvorträge auf die sechs Aloianischen Sonntage mit Lobrede auf den heiligen Aloisius von Gonzaga, in der Marienkirche zu Aachen gehalten von P. Josef von Lamezan S. J. Zweite Auflage. Herder. 1883. 8°. 129 S. Preis brosch. M. 1.20 = K 1.44.

Zu Predigten, Vorträgen vor Jugendbündnissen u. s. w. bestens geeignet.

Sankt Aloisius, Leben, Geist, Nachfolge und Verehrung des heiligen Jugendpatrons. Lehr- und Gebetbuch für die christliche Jugend. Von J. Mieffer, Priester. Laumann in Dülmen. 16°. 464 S. Preis brosch. M. 1.— = K 1.20.

Die Zwecke des Büchleins spricht der Titel aus, sie werden auch in vorzüglicher Weise erreicht: die der kurzen Lebensbeschreibung folgenden Betrachtungspunkte sind gut gewählt, nicht zu lang ausgeführt, aber erreichend. Von Seite 273 an Gebete. Ein nützliches Präsent für junge Leute.

Leben des heiligen Johannes Berchmans aus der Gesellschaft Jesu, besonderen Patrons der Jugend. Festgabe zur Heiligsprechungsfeier von Ferdinand Höver. Laumann in Dülmen. 1888. 8°. 244 S. Preis brosch. M. 2.— = K 2.40.

Für die Jugend hat diese Legende deshalb besonderen Wert, weil sich Johannes Berchmans durch Treue im kleinen, durch Heiligung des täglichen Lebens und nicht so sehr durch außergewöhnliches, als leichter erreichbares Ideal dargestellt. Das Buch ist mit Wärme geschrieben und sehr schön ausgestattet. Namentlich für Studenten.

Leben des heiligen Stanislaus Kostka aus der Gesellschaft Jesu. Aus dem Französischen. Regensberg in Münster. 1863. 8°. 247 S. Preis brosch. M. 1.50 = K 1.80.

Für alle Stände recht erbaulich

Der heilige Peter Claver, Apostel der Neger und Cartagenas. Festgabe zur Heiligsprechungsfeier. Von Ferd. Höver. Laumann in Dülmen. 1888. 8°. 224 S. Preis brosch. M. 1.50 = K 1.80.

Das nach Ausstattung und Inhalt herrliche Buch gewährt einen Einblick in die persönliche Heiligkeit dieses berühmten Negerapostels, in die Leiden der Neger, in die außerordentlichen Mühen, welche Peter Claver ertragen musste bei seinem apostolischen Werke: die vielen eingestreuten Beispiele der unüberwindlichen Sanftmut des Heiligen gegen Sünder und seines Seelenfeuers verleihen dem Buche erhöhtes Interesse und dienen zugleich besonders Seelsorgern zur Aufmunterung und Nachahmung.

Lebensgeschichte des heiligen Peter Claver aus der Gesellschaft Jesu, Apostels von Kartagena in Westindien; verfaßt von P. Gabriel Fleuriau S. J. Uebersetzt von D. Schefkle. Neue Ausgabe. G. J. Mainz in Regensburg. 8°. 1888. 348 S. Preis brosch. K 3.72.

In der Einleitung drückt der Verfasser die Besürfung aus, das Buch könne den Lesern langweilig erscheinen — aber gewiß nicht! Einerseits bietet das Leben und Wirken des Heiligen so viele anziehende Momente, anderseits ist auch die Art der Darstellung eine fesselnde.

Petrus Claver, Sklave der Negerklaven, Bilder aus der Mission unter den Negern. Von J. Holzwarth. Laupp in Tübingen. 8°. 1855. 282 S. Preis brosch. M. 2.— = K 2.40.

Gleich den vorigen von hohem Werte und Erwachsenen aller Stände eine nützliche Lektüre.

Leben des heiligen Philippus Benitius aus dem Servitenorden. Quellenmäßig dargestellt von J. P. Toussaint. Laumann in Dülmen. 1886. 8°. 262 S. Preis brosch. M. 1.20 = K 1.44.

Die Lebensschicksale dieses Heiligen sind recht merkwürdig. Als Apostel Italiens, Frankreichs und Deutschlands, als Ausbreiter des Servitenordens hat er sich die größten Verdienste erworben, wie er durch jede Tugend und besonders durch eine aus wunderbare grenzende Demut sich ausgezeichnet hat. Die Beschreibung ist fesselnd und für alle verständlich.

Legende von den heiligen vierzehn Nothelfern. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Friedrich Pösl. Zweite Auflage. Ein Stahlstich. G. J. Manz in Regensburg. 1891. 8°. 339 S. Preis brosch. M. 2.— = K 2.40.

Ein Volksbuch nach Gegenstand und Darstellung. Bei der Vorliebe für diese Heiligen und dem großen Vertrauen auf deren Fürbitte wird sich das katholische Volk mit Freuden dieses schönen Buches bedienen; es enthält außer der Legende auch Anwendungen.

Das Leben des heiligen Petrus von Alcantara, bearbeitet von J. A. Stelzig. Ein Stahlstich. G. J. Manz, Regensburg. 1857. 8°. 313 S. Preis brosch. M. 3.— = K 3.60.

Der bekannte Missionär Stelzig ist einer der besten Volkschriftsteller; in vorliegender Schrift zeichnet er mit kräftigen Bügen das Leben und Wirken dieses großen Predigers und Seelensführers, des „Sitten- und Ordensreformators“ in Spanien zu einer Zeit, in der Deutschland den traurigen Wirren der Reformation preisgegeben war. Als Sittenbild der damaligen Zeit bietet das dem christlichen Volke zu empfehlende Buch hohes Interesse.

Der heilige Philippus Neri. Nach dem italienischen Originale des Kardinals Capucelatro bearbeitet von Dr. Lager, Divisionspfarrer in Meß. Herder in Freiburg. 1886. 8°. 399 S. Elegant in Leinwand gebunden Preis M. 3.50 = K 4.20.

Dieses ebenso schön geschriebene, als schön ausgestattete Lebensbild, in dem uns ein glänzendes Beispiel außerordentlicher Gottes- und Nächstenliebe vor Augen tritt, kann nur dazu beitragen, eben diese Liebe in den Herzen der (gebildeten) Leser zu entzünden.

Leben des heiligen Ludwig Bertrand aus dem Predigerorden. Aus dem Französischen. Laumann in Dülmen. 1881. 12°. 228 S. Preis brosch. M. —.75 = K —.90.

Diese populäre, in 45 kurze Kapitel abgeteilte Biographie enthält eine Fülle anregender und belehrender Momente für jedermann.

Leben und Wirken des heiligen Laurentius von Brundisium, General des Kapuzinerordens. Verfaßt zur Feier seiner Heiligspredigung. (8. Dezember 1881.) Von einem Priester desselben Ordens. Laumann in Dülmen. 16°. 80 S. Preis brosch. M. —.30 = K —.36.

Wie sich überhaupt die Laumannschen Schriften durch sorgfältige Ausstattung und billigen Preis auszeichnen, so auch dieses; eine weite

Verbreitung dieses Büchleins, die wir sehr wünschen, ist dadurch ermöglicht; es zeigt, wie großes Gottes Gnade in einem Menschen und durch ihn wirken kann. Für Alle.

Leben des heiligen Johannes von Gott, Stifter des Ordens der barmherzigen Brüder. Aus den Quellen dargestellt von P. Peter Lechner. Lentner in München (C. Stahl). 1857. gr. 8°. 140 S. Preis brosch. M. — 20 = K 24.

Das Alter des Buches ändert nichts an dessen hohem Werte, der es für Erwachsene aller Stände empfehlenswert macht.

Bruder Deo gratias aus dem Kapuzinerorden oder: Leben des heiligen Felix von Cantalizio. Von P. Franz Matte. Mit dem Bildnisse des Heiligen. Ferd. Schöningh in Paderborn. 1866. 8°. 258 S. Preis brosch. M. 1.20 = K 1.44.

Die Einleitung macht uns mit der Geschichte der verschiedenen Ordenszweige, die zur Franziskanerfamilie gehören, bekannt. Der Anhang enthält: „Geistliche Lebensweisheit eines wahren Mönchbruders“, Lebensregel für Ordensleute, denen das Buch besonders zu empfehlen ist.

St. Wendelinus. Ein Andachtbüchlein, dem christlichen Landvolke gewidmet von einem Priester der Diözese Mainz. Zweite Auflage. L. Auer in Donauwörth. 12°. 1877. 80 S. Preis brosch. M. — 35 = K — 42, gebd. M. — 50 = K — 60.

Für das Landvolk prächtig. Von Seite 42 an Gebete. Der Druck ist so klein!

Wendelinusbüchlein, enthaltend das Leben des heiligen Abtes und Hirten Wendelinus, nebst einer Andacht zu diesem Heiligen, dem besonderen Patron in Sichtkrankheiten und Viehseuchen. Laumann in Tülm. 8°. 16 S. Preis brosch. M. — 10 = K — 12.

Leben des seligen Clemens Maria Hofbauer, Generalvikars und vorzüglichsten Verbreiters der Kongregation des allerheiligsten Erlözers. Von Michael Harringer, Generalkonsultor derselben Kongregation. Zweite Auflage. Mit dem Bildnisse des Seligen. Pustet in Regensburg. gr. 8°. 520 S. Preis brosch. M. 3.30 = K 3.96.

Vorliegende ausführliche Lebensbeschreibung des namentlich uns Österreichern so nahestehenden Seligen ist entnommen den Acten der Seligprechung, den glaubwürdigen Aussagen von Zeitgenossen über Leben, Tugenden und Wirklichkeit derselben und bietet ein Bild, reich an herrlichen und erbauenden Sätzen. Für Alle.

Ein ganz herrliches Volksbuch besitzen wir an: **Der selige Clemens M. Hofbauer.** Ein Lebensbild, gezeichnet von P. Matthäus Bauchinger C. SS. R. Mit Illustrationen von Th. Melicher. Reinertrag zum Kirchenbau in Hernals. Zweite Auflage. Verlag der PP. Niedemaristen in Hernals. Wien. 1891. 8°. 900 S. Preis gebd. in Leinwand K 3.—.

Das sind frische, kräftige Sätze, mit denen das Bild des so volkstümlichen Seligen gezeichnet ist. Aus jedem Blatte des umfangreichen, schön ausgestatteten und doch so billigen Buches spricht lästlicher Humor, die Sprache erinnert an Alban Stolz, wir wissen aus Erfahrung, mit welch großer Begeisterung diese Legende vom christlichen Volke aufgenommen wird, sie gehört daher in jede Pfarrbibliothek.

Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Gerard Maria Majella, Profesß-Laienbruders der Kongregation des allerheiligsten Erlözers. Von P. Karl Dilgskron C. SS. R. Heinrich Kirsch in Wien (1. Singerstraße 7). 1879. gr. 8°. 502 S. Preis brosch. K 4.—.

Diese von kundiger Hand geschriebene Biographie stellt uns nach den Seligsprechungsakten das Leben eines Ordensmannes dar (geb. 1726), den Gott schon in Kindesjahren durch Wunder ausgezeichnet und hoch begnadigt hat. Nachdem er als Lehrling grobes Missgeschick ertragen, tritt er in den Orden, übt die Tugenden der Demut, Liebe u. s. w. in heroischem Grade und wenngleich nur Laienbruder, wirkt er doch Großes im Dienste seiner Mitmenschen als Prophet, Ratgeber im Missionswesen. Das Buch fesselt den Leser und kann nicht ohne große sittliche Anregung gelesen werden.

Lebensgeschichte des seligen Märtyrers Johannes Britto aus der Gesellschaft Jesu. Verfaßt von P. Prat S. J. Aus dem Französischen von Dr. Franz Bittner. Ein Stahlstich. G. J. Manz in Regensburg. 1854. gr. 8°. 430 S. Preis brosch. M. 4.50 = K 5.40.

Johannes Britto war ein Portugiese vornehmer Abkunst. Indien war der Schauplatz seines wechselvollen Lebens und Wirkens als Missionär, das er mit einem heldenmütigen Martertode schließt. Es finden sich viele Mitteilungen über Land und Leute in Indien und reiches Materiale zur Verwendung in Katechesen und Predigten.

Leben des seligen Paters Alois Maria Chanel, Priester der Gesellschaft Mariä und ersten Märtyrers Ozeaniens. Aus dem Französischen des P. Claudio Nicolet von P. Karl Dilgskron C. SS. R. Mit Bildnis. Kirchheim in Mainz. 1891. 8°. 424 S. Preis brosch. M. 4.50 = K 5.40.

Das erste Buch schildert den Lebens- und Bildungsgang Channels bis zu seiner Verleihung in das Missionsgebiet von Ozeanien; das zweite seine Geschicke in Ozeanien, seinen Bekehrungseifer und dessen Erfolge, die ausbrechende Verfolgung, seinen Martertod, dem zahlreiche Wunder und die Seligsprechung folgen (November 1889).

Leben des ehrwürdigen Joh. Gabriel Perboyre, Missionspriesters und Märtyrers. Selig gesprochen durch Leo XIII. am 25. November 1888. Von Franz Bauris, Priester der Kongregation der Mission. Deutsch mit Anmerkungen von J. P. Stollenwerk. Mit Porträt. Neue Ausgabe. G. J. Manz. 1889. gr. 8°. 556 S. Preis brosch. M. 3.30 = K 3.96.

Ein glänzender Beweis, wie die Kraft des heiligen Geistes noch immer, wie in den ersten Zeiten des Christentums, Wunder der Gnade wirkt beim Werke der Glaubensverbreitung, sich heldenmütige Märtyrer heranzieht. Allen und besonders jungen Geistlichen ist das hochinteressante Buch bestens zu empfehlen.

Das wunderbare Leben und Wirken des gottseligen Bruders Aegidius vom heiligen Josef aus dem Orden des heiligen Franziskus. Frei nach dem Französischen des Abbe J. H. Ollivier vom W. Lüben. Mit einem Vorworte von Dr. M. J. Scheeben. Approbirt. Flotgraf in Wegberg. 1881. 12°. 195 S. Preis brosch. M. 1.50 = K 1.80.

Bruder Aegidius, geboren 1729, war, wenngleich Ordensmann, doch ein weithin bekannter, gesuchter und geliebter Volksmann. Fünfzig Jahre hindurch war Neapel der Schauplatz seiner vielen Wunder. Für Verehrer des heiligen Franziskus von besonderem Interesse.

Leben des heiligen Vinzenz Ferrer aus dem Predigerorden. (1354—1419). Geschrieben von Peter Ranzan aus demselben Orden. Aus dem Lateinischen übersetzt von Ludwig Graf Goudenhove, Domkompitular in Wien. Bischoflich approbiert. Kirchheim in Mainz. 1869. 8°. 221 S. Preis brosch. M. 1.50 = K 1.80.

Wer möchte nicht die Lebensumstände, die Wirksamkeit, die Wunderkraft dieses berühmten Heiligen kennen lernen, der eine Zierde des Predigerordens, mit der wunderbaren Gabe der Sprachen von Gott begnadigt, durch seine hirreißenden Predigten die verhärtetsten Sünder, tausende von Juden, Sarazenen und Ungläubigen bekehrt, so vieles zum Heile der Kirche gewirkt hat! Vorliegendes Werk, populär geschrieben und für alle empfehlenswert, gibt hierüber die besten Auffschlüsse. Von Seite 142 an sind Gebete und Andachtstübungen.

Eine Heilige, die mit vieler Berechtigung allen Leidenden, Kranken und Kreuzträgern als leuchtendes Vorbild dienen kann, ist die heilige Elisabeth. Einer der volkstümlichsten Schriftsteller, Dr. Alban Stolz, hat uns ein gar schönes Lebensbild dieser großen Heiligen hinterlassen; was uns da von ihrem heiligen Wandel, von ihren heroischen Tugenden, von ihrer unvergleichlichen Demut, von ihrer Freudigkeit in Leid und Erniedrigung erzählt wird, übt gewiß auf das Herz jedes Lesers einen mächtigen Einfluß, umso mehr, als Stolz in die Erzählung viele kräftige Reflexionen und Belehrungen einschlägt; der Titel des Buches:

Die heilige Elisabeth. Ein Buch für Christen. Von Alban Stolz. Neunte Auflage. Mit 16 Bildern. Approbirt vom Erzbischof von Freiburg. Herder in Freiburg. 8°. 396 S. Preis gebd. M. 2.30 = K 2.76.

Einteilung des Stoffes: 1. Teil: Das Mädchen. 2. Teil: Die Frau. 3. Teil: Die Witwe. 4. Teil: Die Heilige 116 Lesestücke.

Ein Auszug aus diesen: **Die heilige Elisabeth** von Alban Stolz. Mit Bildern. 12°. 110 S. Herder in Freiburg. Preis gebd. M. —.70 = K —.84.

Ein Prachtwerk bietet uns die Benzigersche Verlagsbuchhandlung in Einsiedeln:

Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landesgräfin von Thüringen und Hessen (1207—1231) von Graf von Montalembert. Aus dem Französischen übersetzt von J. Ph. Städtler. Mit Vorwort des Bischofs M. J. Greith von St. Gallen. Mit Farbendruck-Titelbild der heiligen Elisabeth und 126 Holzschnitten illustriert. 3. Auflage. 368 S. gr. 4°. gebd. in Leinwand, reiche Pressung, Goldschnitt. M. 12.— = K 14.40.

In Text und Ausstattung ein Musterwerk.

Noch eine Lebensbeschreibung aus der Feder von Alban Stolz empfehlen wir als Krankenlektüre: **Das Leben der heiligen**

Germana. Kalender für Zeit und Ewigkeit 1879. 3. Auflage. Herder in Freiburg 1904. 8°. 140 S. Preis brosch. M. —.60 = K —.72

Eine Heilige, der das Erdenleben nur Leid und Not gebracht: Armut, Verachtung, Schmerz war der unschuldigen Seele Anteil. Und dabei diese Geduld, diese Heiterkeit, diese Großmut des Herzens, diese himmlische Weisheit bei einem jungen Geschöpfe, das kaum den nötigsten Unterricht ge-lossen hat. Ulban Stolz erzählt das wunderbare Leben dieser so liebenswürdigen Heiligen mit vielen Unterbrechungen, um ein überreiches Maß von Belehrungen einstreuen zu können.

Santa Teresa de Jesus. Eine Studie über das Leben und die Schriften der heiligen Theresia. Von Dr. W. Pingsmann, Subregens zu Köln. Bachem in Köln. 1886. gr. 8°. 112 Seiten. Preis brosch. M. 1.80 = K 2.16.

Eine der so wertvollen Vereinsgaben der Görres-Gesellschaft, eine der besten Biographien der großen heiligen Theresia. Begeisternd wird das Leben der Heiligen und besonders ihr Wirken als Lehrerin der Mystik und Reformatorin geschildert, als glänzender Beweis, daß die Kirche auch im 16. Jahrhunderte eine heilige war und sich aus sich selbst, ohne auf Luther anzustehen, reformiert hat; über das Wesen der Ekstase ist sehr gut geschrieben. Für Gebildete.

Die heilige Theresia von Jesus, die Lehrerin der Kirche, der Ruhm der spanischen Nation. Ein Lebens- und Charakterbild unserer Zeit. Nach den Quellen neu bearbeitet von Dr. Engelbert Hofele. G. J. Manz in Regensburg. 1882. 8°. 194 S. Preis brosch. M. 2.70 = K 3.24.

Auch eine vorzügliche Schrift, besonders ascetisch veranlagten und gewandten Lesern bestens anzuraten.

Wer das Leben dieser Heiligen recht eingehend und ausführlich kennen lernen will, dem empfehlen wir: **Leben der heiligen Theresia von Jesus**, von ihr selbst geschrieben. Nach der neuesten Originalausgabe des Don Vicente de la Huente aus dem Spanischen übersetzt von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mit dem Bildnisse der Heiligen. Bischoflich approbiert. Kirchheim in Mainz. 1867. gr. 8°. 463 Seiten. Preis brosch. M. 6.— = K 7.20.

Wir erwähnen zugleich: **Das Buch der Klostergründungen** nach der reformierten Karmeliten-Regel von der heiligen Theresia von Jesus — nach der Originalausgabe des Don Vicente de la Huente übersetzt von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Kirchheim 1868. gr. 8°. 412 S. Preis brosch. M. 5.25 = K 6.30.

Hier schildert Theresia mehr ihre äußere Tätigkeit, im vorherge-nannten Buche ihr innerliches Leben.

Leben der heiligen Theresia von Jesus. Stifterin des Barfüßer-Karmeliten-Ordens. Bearbeitet von Dr. Friedrich Pösl. Zweite Auflage. 1856. G. J. Manz. 558 Seiten. gr. 8°. Preis brosch. M. 4.50 = K 5.40.

Der Verfasser behandelt hier zum großen Teile mit den Worten der Heiligen ihren Lebensgang, ihr Seelenleben, ihre Reformationstätigkeit, ihre Verherrlichung in und nach dem Tode. Ein Buch für alle.

Leben der heiligen Theressa. Von ihr selbst geschrieben. Mit Gebetsübungen zum Gebrauche für neuntägige Andachten. Zweite Auflage. Lentner (Stahl) in München. 1857. 8°. 128 Seiten.

Ein Auszug, der sich nur mit dem inneren Leben der Heiligen beschäftigt.

Die heilige Philomena, Jungfrau und Martyrin, die Wundertäterin des 19. Jahrhunderts. Für alle in kurzer Erzählung dargestellt. Nebst den täglichen Gebeten. Von Th. Nelf. Dritte Auflage. G. J. Manz in Regensburg. 1887. 12°. 224 S. Preis M. —75 = K —90.

Auf die Lebensumstände der heiligen Jungfrau lassen nur die Symbole schließen, die man an und in ihrem Grabe gefunden hat; das sehr empfehlenswerte Buch handelt zumeist von der Außindung des heiligen Leibes am 25. Mai 1802, der daran sich knüpfenden großen Verehrung und von den vielen seitdem gewirkten Wundern. Der Gebetsteil enthält auch eine neuntägige Andacht.

Leben der heiligen römisch-mailändischen Jungfrau Marcellina, Schwestern des heiligen Ambrosius. Nach alten Dokumenten bearbeitet von Monsig. Luigi Viraghi. Aus dem Italienischen von Dr. Peter Mächerl. Kösel in Kempten. 1880. 8°. 198 S. Preis geb. in Leinwand M. 2.20 = K 2.64.

Die außerbauliche Lebensgeschichte gewährt interessante Einblicke in die kirchlichen Verhältnisse des vierten Jahrhunderts.

Das Leben der heiligen Katharina von Bologna. Nach dem Italienischen von Dr. Joh. Marcus. Coppenrath in Regensburg. 8°. 1868. 190 S. Preis brosch. M. 1.50 = K 1.80.

Bekanntlich ist der Leib der Heiligen bis jetzt unversehrt geblieben; ihr Leben bietet viel des Wunderbaren und Lehrreichen. Das Buch weist einzelne sprachliche Härten auf.

Die Geschichte der heiligen Katharina von Siena und ihrer Genossen. Aus dem Englischen der Dominikanerinnen Oberin Augusta Theod. Crane. Laumann in Dülmen. gr. 8°. 654 S. Preis brosch. M. 5 = K 6.—.

Die vielen Lebensbeschreibungen, welche sich mit Katharina von Siena beschäftigen (mehr als 60), sind ein Beweis, welch großes Interesse die Heilige infolge ihrer persönlichen Heiligkeit und noch mehr wegen ihres Eingreifens in die Geschichte der Kirche im 14. Jahrhundert namentlich zur Zeit des großen Schismas erweckt. Das vorliegende Werk ist sehr eingehend, enthält mehrere Bilder, das hier gezeichnete Bild der Heiligen regt zur Bewunderung und Nachahmung an.

Die heilige Katharina von Siena in ihrem öffentlichen Wirken und ihrem verborgenen Leben dargestellt von Olga Freifrau von Leonrod. Bachem in Köln. 1880. 8°. 396 S. Preis brosch. M. 3.60 = K 4.32.

Durch die äußere Form, die fließende Sprache, die geschickte Behandlung des Stoffes spricht das Buch, welches allen Erwachsenen, namentlich auch Jungfrauen empfohlen werden kann, ungemein an.

Die heilige Katharina von Genua und ihre wunderbaren Erkenntnisse von den Seelen im Fegefeuer. Von P. Franz Matte

C. SS. R. Dritte Auflage. Laumann in Dülmen. 16°. 96 S. Preis broschiert M. — 20 = **K** — 24.

Das Lebensbild ist von der geschickten Hand des großen Görres mit wenigen aber kräftigen und treffenden Zügen entworfen. Von Seite 33 an finden sich die Mitteilungen der Heiligen über das Fegefeuer, welche zugleich erschüttern, trösten und zum Mitleide gegen die armen Seelen mächtig bewegen. Sehr gut für alle.

Leben der heiligen Klara von Assisi, ersten Abtissin des Klosters St. Damian (1194—1253) von Abbé Demore, übersetzt von P. Peter Lechner. Ein Stahlstich. G. J. Manz. 1857. gr. 8° 310 S. Preis brosch. M. 3.— = **K** 3.60.

1. Berufung der Klara. 2. Leben im Kloster St. Damian. 3. Tugenden der heiligen Klara. Besonders für Klosterfrauen und die es werden wollen.

Lebensgeschichte der heiligen Angela Merici, Stifterin des Ordens der Ursulinen. Nach dem Französischen. Mit Porträt. Ferdinand Schöningh in Paderborn. 1892. 12°. 198 S. Preis brosch. M. 1.— = **K** 1.20.

Verdient Lob und Verbreitung: handelt vom Lebenslauf der Heiligen, den ihr gewordenen Gnadenerweisungen, von ihren Tugenden, ihrer Verehrung, Lehre und Stiftung.

Das Leben der lieben heiligen Jungfrau Rosa von Lima. Den Predigerbrüdern Leonard Hanzen und Anton Gonzalez getreulich nacherzählt von Georg Ott. Zweite Auflage. Bütstet in Regensburg. 1863. 8°. 256 S. Preis brosch. M. 1.50 = **K** 1.80.

Zur Zeit, als Peru mit seiner Hauptstadt Lima der größten moralischen Korruption verfallen war, verbreitete Rosa, die Tochter eines Kriegsmannes, den Wohlgeruch ihrer Heiligkeit, unterstützte durch Zuspruch und Gebet die apostolischen Männer in der Rettung der Seelen und büßte für sie durch die strengsten Übungen. Besonders den Jungfrauen ein liebliches und lehrreiches Vorbild.

Leben der ehrwürdigen Diennerin Gottes Margaretha Maria Alacoque. Nach dem Französischen des Abbé T. Boulangé. Lentner (Stahl) in München. 1861. 8°. 495 S. Preis brosch. M. 4.50 = **K** 5.70.

Die Braut des Königs zu Paray le Monial. Kurzer Lebensabriß der seligen Margaretha Alacoque. Von W. van Nieuwenhoff S. J. Aus dem Holländischen. Der Reinertrag für die japanische Mission. Hauptmann in Bonn. 12°. 156 S. Preis brosch. M. 1.— = **K** 1.20.

Zwei Büchlein, die man mit Recht Lehrschulen der Andacht zum göttlichen Herzen Jesu und jener Tugenden nennen kann, welche wir an der Seligen glänzen sehen.

Leben der heiligen Dienstmagd Rothburga von Rottenburg. Aus Anlaß ihrer Heiligserkundigung beschrieben von einem Priester der Diözese Brixen. Mit einer Einleitung von Fürstbischof Gasser. Zweite Auflage. Weger in Brixen. 1881. 8°. 238 S. Preis brosch. **K** 1.20.

Für das christliche Volk und am meisten noch für die Dienstboten ein goldenes Buch; nebst dem so einfach und doch so anziehend geschilderten

Leben Nothburgas sind die wie Goldkörner eingestreuten Nutzanwendungen vom größten Nutzen.

Geschichte der heiligen Paula. Von Abbé J. Lagrange, Generalvikar von Orleans. Zweite Ausgabe. Weger in Brixen. 1880. gr. 8°. 572 S. Preis brosch. K 4.60.

Die an sich interessante Biographie wird noch wertvoller durch die ausführliche Schilderung des Verhältnisses der Heiligen zum großen Kirchenlehrer Hieronymus, der ihr Seelenführer war. Seelsorger erhalten gut verwendbare Würke.

Die heilige Ida in ihrer edlen Abstammung, ihrem heiligen Leben und in ihrer ruhmvollen Nachkommenschaft. Von Franz Leisert. Aschendorff in Münster. 1859. 8°. 200 S. Preis brosch. M. 2.— = K 2.40.

Mit einer Fülle geschichtlicher Mitteilungen.

Franziska Romana, die Heilige. Von Lady G. Fullerton. Nebst J. M. Capes: Anna von Montmorency. Uebersetzt von G. Schündeler. Dritte Auflage. Bachem in Köln. 1870. 8°. 166 S. Preis brosch. M. 1.20 = K 1.44.

Ein Spiegel für Frauen und Witwen.

Geschichte der heiligen Monika. Von M. Abbé Bougeaud, Generalvikar von Orleans. Uebersetzt von M. von Habermann. Ein Stahlstich. Erlös für den Bonifaziusverein. Kirchheim in Mainz. 1870. 8°. 443 S. Preis brosch. M. 3. = K 3.60.

Das Buch stellt uns mit schwungvoller Sprache das Leben zweier Heiligen, der heiligen Monika und ihres Sohnes Augustinus dar, ist ein Spiegel für Väter und für Mütter, besonders für Mütter verirrter Kinder. Für Gebildete.

Leben der gottseligen Anna Katharina Emmerich. Von P. M. C. Schmöger C. SS. R. Ein Stahlstich nach Steinle. Herder in Freiburg. 1885. 8°. 583 S. Preis M. 4.— = K 4.80.

P. Schmöger hat das Werk angefangen, ein Priester seiner Kongregation hat es vollendet: durch die ihr gewordenen Offenbarungen über das Leben und Leiden Jesu Christi steht Katharina allen Christen nahe: ihre Lebensbeschreibung wird umso leichter zahlreiche Leser finden, als sie in einer allen verständlichen Sprache geschrieben ist und ihre Geschichte über wichtige Geheimnisse des Glaubens eine gebührende Würdigung gefunden haben.

Ebenso ist zu empfehlen: **Das wunderbare innere und äußere Leben der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerich aus dem Augustinerorden.** Von Thomas a Villanova Wegerer. Laumann in Dülmen. 1891. 8°. 328 S. Preis brosch. M. 2.— = K 2.40.

Ein prächtiges Volksbuch, zusammengestellt aus den Schriften Brentanos, Schmögers, Stolbergs, Überbergs u. s. w.

Das Leben der gottseligen Anna Katharina von Emmerich. Auszug aus dem größeren Werke von P. M. C. Schmöger. Laumann. fl. 8°. 139 S. Preis brosch. M. — .75 = K — .90.

Leben der ehrenw. Klosterfrau M. Crescentia Höls von Raufbeuern aus dem dritten Orden des heiligen Franziskus. Nach

den Akten ihrer Seligsprechung und anderen zuverlässigen Quellen bearbeitet von P. Ignatius Theiler. Dritte Auflage. Laumann. 8°. 499 S. Preis brosch. M. 2.40 = K 2.88.

Das Lebensbild einer Dienerin Gottes, welche im vorigen Jahrhunderte († 1744) gelebt hat, durch die Tiefe ihres Seelenlebens, durch ihre heroischen Tugenden ein Spiegel der Heiligkeit geworden und von Gott durch wunderbare Gaben verherrlicht worden ist. Zur Erbauung für Klosterfrauen und alle Christen.

Die ehrw. Dienerin Gottes Schwester Johanna Rodriguez von Jesus Maria. Lebensbild eines Franziskuskindes. Den Mitgliedern des dritten Ordens gewidmet von einem Mitgliede des Kapuzinerordens. Mit Bild. Kirchheim in Mainz. 1891. 8°. 134 S. Preis brosch. M. —.90 = K 1.08.

Johanna, im Jahre 1564 geboren zu Burgos in Spanien, wurde schon in frühesten Jugend von Gott als wahres Gnadenkind behandelt, mehrerer Erscheinungen Jesu Christi gewürdigt, war im Ethestande ein Beispiel des geduldigen Kreuztragens, im Ordensstande ein leuchtendes Vorbild der Vollkommenheit.

Louise Lateau, die wunderbar begnadigte Jungfrau von Vois d' Haine. Zur Belehrung und Erbauung für alle Stände von A. Joz. G. J. Manz. 1883. 8°. 128 S. Preis brosch. M. 1.20 = K 1.44.

Louise Lateau, die Stigmatisierte von Vois d' Haine. Nach authentischen medizinischen und theologischen Dokumenten für Juden und Christen aller Bekenntnisse dargestellt von Professor Dr. August Rohling. Vierte Auflage. Fr. Schöningh in Paderborn. 1874. 8°. 80 S. Preis brosch. M. 1.— = K 1.20.

Die Wunder der Gnade. Von einem Apostel der Liebe. Habbel in Amberg. 1875.

Handelt im Hauptteile auch von Louise Lateau. Auch die kirchliche Lehre von der Ewigkeit wird behandelt und ein Überblick über die Stigmatisierten gehalten. Beide Büchlein für Christen aller Stände.

Ein Besuch bei Louise Lateau, der mit den Wundmalen des Heilandes begnadeten Jungfrau. Ein Trostbüchlein für das katholische Volk. Laumann. 12°. 64 S. Preis brosch. M. —.30 = K —.36.

Die hochbegnadete Ordensschwester Columba im Kloster der Dominikanerinnen zum heiligen Grabe in Bamberg. Von Josef Heel. Pustet in Regensburg. 1880. 8°. 226 S. Preis brosch. M. 1.40 = K 1.68.

Auch diese Nonne war stigmatisiert. Ihr Leben fällt in die Jahre 1730—1787. Wie sie sich durch ein besonderes Feuer göttlicher Liebe auszeichnete, so ward auch sie von Gott durch Visionen und die Wundergabe auszeichnet.

Leben der ehrw. Dienerin Gottes Mutter Magd. Sophie Barat und Gründung der Gesellschaft vom heiligsten Herzen Jesu. Von Dr. C. P. J. Baumard. Aus dem Französischen. Vorwort von Dr. Otto Zardetti. Pustet in Regensburg. 1880. gr. 8°. Zwei Bände. 484 und 492 S. Preis brosch. M. 4.60 = K 5.52.

Barat gehört der neuesten Zeit an († 1865). Sie war Klosterfrau. Der Ruf ihrer Heiligkeit hat selbst die Bewunderung der Päpste Leo XII., Gregor XVI. und Pius IX. erregt: Leo XIII. hat die Seligsprechung eingeleitet. Sophie Barat wird hinsichtlich ihrer Tugenden, ihres Wirkens, ihrer bewundernswerten Weisheit, ihrer vielen Leiden mit Recht mit der heiligen Theresia verglichen. Die Gründung ihres Ordens, dessen Ausbreitung, die vielen Reisen, welche die Ordensstifterin im Interesse der Ordenshäuser machen mußte, sind eingehend und anziehend beschrieben. Viele geschichtliche Ereignisse der neueren Zeit sind geschickt mit eingeslochten. Seinerzeit hatte der Orden wegen seiner Sympathien für Österreich manche Verfolgung zu ertragen.

Maria Wards, der Stifterin des Institutes der englischen Fräulein, Leben und Wirken. Von Ottmar Lauteñschlager. Otto Manz in Straubing. 1880. 8°. 168 S. Preis kartoniert M. 1.20 = K 1.44.

Ein Spiegel eifriger Wirkens und der Ausdauer bei großen Widerwärtigkeiten und Leiden

Lebensgeschichte der ehrw. Dienerin Gottes Anna Maria Taigi (1769—1837). Von P. Philipp Balzofiore, Konsultor der Kongregation der Bischöfe. Aus dem Italienischen von P. Bonifaz Wimmer O. S. B., Abt zu St. Vincent. Zweite Auflage. Pustet in Regensburg. 1873. 12°. 135 S. Preis brosch. M. — .60 = K — .72.

Auf diese Lebensbeschreibung legen wir deshalb besonderen Wert, weil sie von einer Frau handelt aus dem Volke: sie war Gattin, Mutter, auf harte Arbeit angewiesen, mit Kranklichkeit behaftet, und doch erreichte sie eine so hohe Stufe der Heiligkeit, daß sie weit und breit bekannt, selbst in den höchsten Ständen hoch verehrt und nach ihrem Tode durch Wunder verherrlicht worden ist.

Maria Felicia Drösi (Herzogin Montmorency). Ein Lebensbild von Fr. von Hoffnaajs. L. Auer in Donauwörth. 1883. 12°. 183 S. Preis gbd. M. — .90 = K 1.08.

Für Kreuzträger eine vorzügliche Lehrschule. Wahre Liebe zu Gott macht das menschliche Herz übermenschlich stark für die trübseligen Stunden; das lehrt M. F. Drösis Beispiel. Ein eminentes Büchlein für Erwachsene.

Leben der seligen Marianna von Jesu, genannt die Lilie von Quito. Aus dem Spanischen des Moran de Butron S. J. Von Therese Gräfin Loë. Pustet in Regensburg. 1878. 8°. 404 S. Preis brosch. M. 1.50 = K 1.80.

Wegen des erbaulichen Inhaltes besonders dem Frauengeschlechte empfohlen.

Die Klosterfrauen Maria Viktoria und Marianna Josefa (Gräfinnen von Welsersheimb). Zwei Lebensbilder aus dem beschaulichen Orden der Redemptoristinnen. Nebst Mitteilungen über die Entstehung, Verbreitung und Einrichtung dieses Ordens. Von P. M. A. Hugues C. SS. R. Herder. 1883. 12°. 204 S. Preis brosch. M. 1.— = K 1.20, gbd. M. 1.80 = K 2.16.

Für Klosterfrauen und innerliche Seelen.

Bernardette Soubirous, mit dem Klosternamen Schwester Marie Bernard. Ihre letzten Lebenstage und ihr Tod. Aus dem Französischen. Von Fr. v. A. Fünf Illustrationen. Benziger in Einsiedeln. 1880. 8°. 38 S. Brosch.

Deutsche Frauen der christlichen Vorzeit. Von Christoph von Schmid. G. J. Manz. 1885. 8°. 223 S. Gbd.

Das empfehlenswerte Buch enthält die Legenden der heiligen Mathilde, heiligen Abelheid, heiligen Ottilia, heiligen Odda, heiligen Elisabeth, heiligen Nothburga, der heiligen Magd Radegunde.

Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. (Präsentationsrecht.) Es kommt die Pfarrei A. zur Erledigung, welche zwar unter dem Patronat des Landesfürsten steht, jedoch so, daß das Präsentationsrecht dem Pfarrer X. zukommt. Pfarrer X. aber hat, nicht infolge eines Vergehens, sondern Mißhelligkeiten halber, die durch sein heftiges Temperament teilweise veranlaßt sind, vor längerer Zeit einen Administrator in spiritualibus erhalten, so daß er zwar Messe liest, predigt, Beicht hört u. s. w., allein der pfarramtlichen Geschäfte enthoben ist, und diese durch den Administrator besorgt werden. Es entsteht nun die Frage: Hat Pfarrer X. auch das Präsentationsrecht auf die Pfarrei A. verloren?

Erörterung. Es ist von vornehmesten klar, daß diejenige Präsentation gültig sein würde, welche entweder vom Administrator des Pfarrers X. unter Zustimmung des Pfarrers selbst, oder vom Pfarrer X. unter Zustimmung seines Administrators geschiehe. Einer von beiden hat unzweifelhaft in allen Fällen das Recht zur Präsentation; sobald also dieselbe unter Einigung und Zustimmung beider geschieht, ist ein Zweifel an der Gültigkeit nicht mehr möglich.

Bewickelter wird die Frage, wer von beiden für sich und eventuell gegen den andern das Präsentationsrecht beanspruchen kann. Da möchte auf den ersten Blick scheinen, daß dem Administrator das Recht zufiele, weil die amtlichen Befugnisse als Pfarrer ihm zufließen, das Präsentationsrecht aber dem Pfarrer X. vermöge seines Amtes, nicht wegen seiner Person zukommt.

Dennoch glaube ich, daß dies nicht richtig ist. Zuerst drängt sich die Frage auf, auf welchen Grund hier das Präsentationsrecht an das Pfarramt X. geknüpft sei. Ist es vielleicht auf Grund der Benefizialgüter, denen es als Realrecht anhaftet? Alsdann wäre es ganz klar, daß der Pfarrer X., und nicht der Administrator, im Besitz des Präsentationsrechtes geblieben ist und bleibt.

Aber abgesehen davon, läßt sich ein anderer Grund geltend machen. Die Bestellung eines Administrators für Pfarrer X. und die Entziehung der pfarramtlichen Geschäfte ist etwas Diözeses. Schon für den Fall, daß es eine Strafe für Vergehen wäre, wäre eine möglichst enge Auslegung am Platze; umso mehr, da ein eigentliches Vergehen nicht vorliegt, sondern nur die Hebung von Mißhelligkeiten bezweckt wird. Diese beschränken sich jedenfalls auf das Verhältnis zu den Pfarrkindern. Daher ist auch die Entziehung der Administration auf diese pfarramtlichen Geschäfte und Befugnisse zu

beschränken, und nicht auf dasjenige auszudehnen, was zufällig mit dem Pfarramt verbunden ist. Die Präsentation zur Pfarrei A. ist aber nur zufällig mit dem Pfarramt X. verbunden, es ist nicht ein seiner Natur nach pfarramtliches Geschäft der Pfarrei X.

Eine weitere Erwägung oder ein dritter Grund ist folgender: Durch die Bestellung eines Administrators hat der Pfarrer X. nicht aufgehört, Pfarrer zu sein, wenn ihm auch zeitweilig die Ausübung gewisser Funktionen entzogen ist. Zweifelsohne assistiert er gültigerweise (ob erlaubterweise, kommt hier nicht in Frage) dem Eheabschluß seiner Pfarrangehörigen; gültigerweise selbst gegen das Verbot des Administrators. Vgl. darüber Theol. mor. II n. 777. In ähnlicher Weise ist das in Frage stehende Präsentationsrecht an das Amt als Pfarrer geknüpft; so lange er Pfarrer bleibt, bleibt ihm dieses Recht, falls es nicht durch kirchliche Strafe verwirkt ist; allein einer derartigen kirchlichen Strafe ist er ja nicht unterworfen.

Durch das Gesagte wird die Gültigkeit einer durch den Pfarrer X. etwa erfolgenden Präsentation begründet. Allein wenn die Gültigkeit dargetan ist, so braucht an der Erlaubtheit um so weniger gezweifelt zu werden. Diese bleibt bestehen, so lange nicht ein unzweifelhaftes Verbot ergangen ist. Daz aber ein solches nicht vorliegt, dürfte aus Vorstehendem und aus dem Zweifel über die Ausdehnung der Administrationsbefugnis klargestellt sein.

Wolkenburg (Holland). Aug. Lehmkohl S. J.

II. (**Staatsbetrug?**) Vor Jahren bestanden bei uns noch die Wegmauten, und wurden vielfach vom Staate mittels Lizitation an Private verpachtet. Die Lizitanten waren mehrenteils Angehörige jenes Volkes, das schon zu Christi Zeiten die Römlner bestellte. Einmal versuchte nun auch ein Christ (A) in dieser Gesellschaft sein Glück, und sogleich behelligte ihn einer (B) der übrigen Lizitanten mit dem Vorwölfe, ihn nicht überbieten zu wollen, wenn derselbe eine bestimmte Geldsumme an ihn zahle. Frage: Was sagt die Moral zu diesem Vertrage?

Antwort. Der besagte Vertrag scheint allerdings einen Betrug des Staates zu involvieren; denn ohne denselben hätte B höchstwahrscheinlich mitliziziert und vielleicht sogar den Pachtzins in die Höhe getrieben, der Staat erscheint sohin durch obige Handlungsweise benachteiligt. Aber ganz sicher ist die Teilnahme des B an der Lizitation ohne jenen Vertrag durchaus nicht: denkbar und leicht möglich ist vielmehr, daß B gar nicht die Intention zu steigern gehabt und nur diese Gelegenheit zu einem Privat-Profitchen gesucht und gefunden hat. In diesem Falle ist dann nicht der Staat, nur A der Betrogene. — Seien wir indes den weiteren Fall, B sei ein ernster Steigerer gewesen; auch dann läßt sich im angebotenen und angenommenen Vertrage noch immer nicht ein Staatsbetrug, ein Verstoß gegen die Gerechtigkeit konstatieren. Denn der Staat hat gewiß nicht das Recht

zu fordern, daß jedermann oder bestimmte Personen an der Lizitation sich beteiligen; aber jedermann hat das Recht mitzulizitieren, und kann in voller Unabhängigkeit vom Staafe, der ihm ja nur zur Ausübung dieses Rechtes Gelegenheit bietet, also ohne Rechtsverletzung für ihn entweder freiwillig oder gegen Entgelt darauf auch verzichten. Wohl hat jeder Versteigerer, also in casu der Staat das Recht zu fordern, daß die Steigernden frei und ungehindert bieten, daß daher kein Rauf- lustiger durch Einschüchterung, Gewalt oder List vom Bieten abge halten werde. Und auch dieses Recht ist in unserem Falle nicht verlegt worden, weil A nicht durch unrechte Mittel den B beeinflußte, vielmehr letzterer freiwillig — wenn gleich gegen eine Vergütung — sich zum Schweigen anbot.

Aber eine Schwierigkeit bleibt trotz allem noch zu erörtern. Müllers Moraltheologie (Lib. II § 118 n. 2 in allen Auflagen) sagt betreffs der öffentlichen Feilbietung: *Fraudulenter agit emptor. si dolo aut minis alios impedit, ut licent aut plus offerant. Non autem peccat emptor, qui alios rogit, ne licent aut majus pretium offerant.* Diesen Worten ist jedoch auszüglich die weitere Lehre des heiligen Alfons angefügt: *Pactum inire cum aliis, ne licitando pretium angeant, emptori non licet, quia venditor impeditur a consequendo pretio majori, ad quod jus habet.* Und der Heilige beruft sich dabei auf Kardinal Lugo indem er schließt: *Idem videtur sentire Lugo dist. 26 n. 45 in fine, ubi licet permittat rogare, non tamen admittit pactum inire.* Hiemit scheint unser fraglicher Vertrag schlechthin verwerflich zu sein. — Doch schwindet auch dieses Bedenken durch den Hinweis, daß der heilige Alfons ausdrücklich Zwangsversteigerungen im Auge hat. Er sagt (I. 4. n. 808 dub. 2): *Id valet saltem in casu quo per sententiam judicis res ad subhastationem exponitur.* Und der Grund hiefür ist, weil dann der Eigentümer oder Verkäufer die Sache unbedingt an den Meistbietenden abtreten muß, auch wenn er den erhofften oder gar den mindesten Preis nicht erhält, daher jeder geheime Vertrag zu seinen Ungunsten zugleich ein Unrecht gegen ihn einschließt.¹⁾ Nun ist aber in unserem Falle der Staat in keiner Zwangslage; er handelt frei und gestützt auf die Erfahrung, daß er mittels der Verpachtung einen höheren Gewinn erzielt oder im schlimmsten Falle einen größeren Verlust hintanhält, als wenn er die Verwaltung der Mauten selbst übernähme. Folgerichtig erscheint denn auch, was Dr. Ernst Müller den obigen Zitaten hinzufügt, daß nämlich nach Ansicht mancher (heute wohl schon der mehreren) Theologen ein Steigernder durch Eingehung des fraglichen Vertrages nicht sündige, sobald auch der Versteigerer seine Sache wegen Ungunst des Angebotes zurückziehen darf.

¹⁾ Die Moralisten Lehmkühl (I n. 1122) und Génicot (I n. 638) finden auch da nur eine Sünde gegen die Liebe, insoferne die Notlage des Verkäufers missbraucht wird, aber keine Sünde gegen die Gerechtigkeit, außer es wäre auf den Mitkontrahenten ein auch nur indirekter Zwang verübt worden.

Der anfänglich proponierte Vertrag verletzt demnach weder die Gerechtigkeit noch die Liebe, und ist dagegen mindestens post factum nichts zu erinnern.

Linz.

Prof. Adolf Schmuckenschläger.

III. (Die Sakramente der Sterbenden satrilegisch empfangen.) Der schwerkranke Emmerich wurde am Morgen von seiner Pfarrkirche aus mit den Sakramenten der Sterbenden versiehen. Im Verlaufe desselben Vormittags lässt er Raymund, einen anderen Beichtvater, zu sich bitten und bekennt ihm unter Tränen, daß er in seiner heute abgelegten Beichte eine Todsünde vorsätzlich verschwiegen und damit die Sterbesakramente unwürdig empfangen habe.

Frage: welche Pflichten erwachsen daraus 1. für den kranken Emmerich? und 2. für den gerufenen Beichtvater Raymund?

1. Emmerich hat sich offenbar eines dreifachen Sakrilegiums schuldig gemacht und das göttliche und kirchliche Gebot, in der nächsten Todesgefahr seine schweren Sünden zu beichten und die letzte Wegzehrung zu empfangen, nicht erfüllt; denn es gibt hier umso mehr als bei dem Gebote der österlichen Kommunion, daß demselben durch den unwürdigen Empfang nicht genuggetan werde, wie aus der Natur der Sache und aus der 55. der von Innozenz dem XI. verworfenen Sentenzen klar hervorgeht. Darum ist Emmerich unter schwerer Sünde verpflichtet, nun seine Sünden gütig zu beichten und das hochheilige Biatikum würdig zu empfangen. Was das Sakrament der letzten Oelung anbelangt, so ist der Sterbende zum Empfange desselben per se überhaupt nicht streng verpflichtet, wie der heilige Thomas und der heilige Alfonkus I. VI. n. 733 u. s. w. cum sententia communi lehren, obwohl der Fall, daß er per accidens dazu ursprünglich verpflichtet ist, nicht selten vorkommen kann, wie derselbe Heilige dort weiter ausführt.

Hat auch Emmerich die letzte Oelung unwürdig empfangen, so war das Sakrament doch gültig und nur die Wirkungen desselben bleiben durch den Mangel der nötigen Disposition des Empfängers suspendiert und treten erst dann in Wirksamkeit, wenn in demselben die früher fehlende Disposition durch die unvollkommene Neue (attritio) und den wirklichen Empfang des Bussakramentes oder durch die vollkommene Neue mit dem Willen zu beichten (per contritionem cum voto sacramenti), hergestellt ist, wie eine so gut begründete Meinung der Theologen lehrt, daß sie praktisch als sicher betrachtet werden kann. Vergl. S. Alph. I. VI. n. 87 u. s. w. darum ist in unjarem Falle die Wiederholung der letzten Oelung nicht notwendig und nach dem Rituale auch durchaus unerlaubt: „in einer und derselben Krankheit darf das Sakrament (der letzten Oelung) nicht wiederholt werden, außer sie wäre langwierig oder der Kranke wieder genesen und wieder in Todesgefahr gekommen.“

2. Über die Pflichten, welche in unserem Falle der zum Sterbenden gerufene Beichtvater Raymund zu erfüllen hat, ist folgendes zu bemerken:

a) ist er, weil nicht Seelsorger (pastor) des Kranken, nicht aus Gerechtigkeit, wohl aber aus dem Gebote der Nächstenliebe verpflichtet, demselben in seiner geistlichen Not zu Hilfe zu kommen.

b) Diese Hilfe besteht vorerst darin, daß er dem Kranken zur Ablegung einer guten Beichte seinen Beistand leistet. Er darf das auch ohne Wissen und Erlaubnis des Ortspfarrers, wie unter andern P. Schüch in seiner Pastoraltheologie § 292, c, Anmerkung 2 ausdrücklich lehrt mit den Worten: „Was die Krankenbeicht insbesondere betrifft, so darf jeder approbierte Priester, namentlich auch jeder vom Bischofe approbierte Regularpriester innerhalb der Diözese approbantis episcopi jederzeit und überall seine Jurisdiktion ausüben, ohne hiezu einer speziellen Erlaubnis des Pfarrers des Kranken oder seines Bischofes zu bedürfen: nur ist gegebenen Falles der Pfarrer von der Aufnahme der Beicht in Kenntnis zu setzen „saltem per scripturam apud ipsum infirmum relinquendam“. Clemens X. 21. Juli 1670. Diese Anzeige beim Pfarrer muß in unserm Falle offenbar unterlassen werden, um nicht den Pönitenten bei demselben in Verdacht zu bringen.

c) Was die nochmalige Spendung des Biatikums anbelangt, so ist es gewiß, daß die sakrilegisch empfangene Kommunion nicht ähnlich wie die letzte Oelung nach erlangter Disposition des Empfängers noch ihre Gnadenwirkungen hervorbringt (S. Alph. I. VI. n. 87 cum sententia communi), und darum ist dieselbe geboten, wenn nicht besondere Schwierigkeiten, die eine moralische Unmöglichkeit bilden, davon entschuldigen. Auch ist dieses Gebot der Wiederholung des Biatikums bei einem Kranken, der sich dieser Pflicht nicht bewußt ist, nicht zu urgieren, wenn zu befürchten wäre, daß er dann zu offensbarer Gefahr seines Heiles dasselbe male fide nicht erfüllen wollte, wie Lehmkühl n. 145, (3) und andere mit Recht bemerken.

Eine Schwierigkeit, welche in unserem Falle dann eintritt, wenn der Sterbende den folgenden Tag kaum mehr erleben dürfte, ist das kirchliche Verbot, die heilige Kommunion an einem und demselben Tage zweimal zu empfangen. Allein diese Schwierigkeit verschwindet, wenn man hier sicher den richtigen Grundsatz anwendet: „majus est praeceptum divinum sumendi viaticum, quam prohibitio ecclesiae bis in die communicandi.“

Eine andere Schwierigkeit liegt in der Gefahr für das Beichtgeheimnis und den guten Ruf des Emmerich, wenn er heute oder morgen zum zweiten Male mit dem Biatikum versehen werden soll. Allein wenn sich zur Vermeidung dieser Gefahr kein anderer Ausweg findet, so ist es nach dem heiligen Alfonso, I. VI. n. 241, Aerthys, I. VI. n. 91, quaer 9 und anderen erlaubt, in diesem Notfalle dem Kranken die heilige Kommunion ganz heimlich zu bringen und zu reichen. Endlich könnte man auch noch im kirchlichen Verboote, das Biatikum ohne Erlaubnis des Pfarrers zu spenden, eine neue Schwierigkeit finden. Diese Erlaubnis kann und muß aber in unserm

Falle einfach präsumiert werden, wie die Autoren einstimmig lehren: „quia tunc praesumitur voluntas episcopi aut Papae“. S. Alph. I. VI. n. 236. Uebrigens hat der Pfarrer hier schon bei der ersten Spendung des Biatikums sein Recht ausgeübt, das also bei Wiederholung desselben nicht mehr in Kraft steht, wie in dem ganz analogen Falle derjenige, welcher die österliche Kommunion in seiner Pfarrkirche unwürdig empfangen hat, zwar verpflichtet ist, dieselbe auf würdige Weise zu wiederholen, dies aber in jeder beliebigen Kirche tun kann, „quia jam a pastore sufficienter agnoscitur“. (Marc. n. 1572).

Wien.

P. Johann Schwierbacher. C. SS. R.

IV. (Provision eines Sterbenden mit Hindernissen.) Zu einem Sterbenden wird plötzlich ein Ordenspriester, dessen Kloster sich in nächster Nähe befindet, gerufen. Schnell nimmt dieser die heiligen Oele, versieht sich jedoch und nimmt anstatt Oleum infirmorum, oleum catechumenorum und eilt hin zu dem Sterbenden. Da er denselben schon sehr schwach findet, schickt er sich sofort an, die heilige Beicht zu hören. Da erfährt er nun, daß dieser Mann nicht kirchlich, sondern nur ziviler getraut sei. Obwohl der Ordenspriester sofort zum Pfarrer geschickt, so befürchtet er doch, daß der Kranke bei seiner Ankunft nicht mehr leben werde, nimmt daher den Konsens entgegen und spendet ihm die heilige Oelung. Raum waren diese Handlungen vorbei, da schien die Todesgefahr wenigstens für einige Zeit vorüber zu sein, und der Ordenspriester begibt sich nach seinem Kloster. Dort angekommen merkt er mit Bestürzung, daß er das falsche Oel gebraucht. Schnell eilt er zurück und will die heilige Oelung mit dem Krankenöl wiederholen; inzwischen aber ist der Kranke gestorben.

Durfte der Ordenspriester den Konsens entgegennehmen?

Was ist von der von ihm gespendeten heiligen Oelung zu halten?

Damit ein jeder Mensch, selbst in der Stunde seines Todes, noch sein Heil in Sicherheit bringen kann, hat unsere heilige Kirche mit weiser Umsicht für das Wohl ihrer Kinder verschiedene Maßregeln getroffen. Diese ihre Mutterliebe erstreckt sich auch auf jene, die in Zivilehe oder Konkubinat leben, damit sie noch auf dem Todesbett vor der heiligen Kirche gültig getraut werden und ihr Heil wirken können. Wir haben daher ein Dekret des heiligen Offiziums vom 22. Februar 1888, in welchem der heilige Stuhl den Diözesanbischöfen die Vollmacht erteilt, entweder selbst oder durch andere ein Ehehindernis aufzuheben, falls keine Zeit des Rekurrirens an den heiligen Stuhl vorhanden ist. Dieses Dekret erstreckt sich auf alle Ehehindernisse, mit Ausnahme der Priesterweihe und legitimen Schwägerschaft der geraden Linie. Es kann sogar von der durch das caput „Tametsi“ vorgeschriebenen Form dispensiert werden, wenn die Befolgung unmöglich wird, oder daß die Gegenwart nur eines oder keines Zeugen ratsam oder möglich ist.

Aber in dieser Vollmacht ist nicht die Dispensation von dem nur ausschließenden Hindernis in „mixta religione“ enthalten.

Wer nun hat die Vollmacht zu dispensieren? Das Dekret verleiht zunächst, wie schon oben gesagt, den Diözesanbischoßen diese Vollmacht, und diese können die Dispensen entweder selbst erteilen, oder andere kirchliche Personen im Notfalle damit betrauen. Hierin sind jedoch die Bischöfe nicht nur auf die Pfarrer angewiesen, sondern sie können sich auch des Beichtvaters des Kranken bedienen. Wohl können auch die Bischöfe diese Vollmacht habitualiter subdelegieren; dann jedoch nur an Pfarrer, nicht zum Beispiel an Kapläne. Ein subdelegierter Pfarrer dürfte also auf dem Todesbett den Konsens zur kirchlichen Ehe entgegennehmen; ein Kaplan nur nach erfolgter Dispens vom Pfarrer.

Demgemäß hätte der Ordenspriester keine Vollmacht den Konsens entgegenzunehmen.

Was nun die Giltigkeit der heiligen Ölung betrifft, welche er mit dem Katechumen-Öle gespendet, so haben wir hervorragende Autoren, welche lehren, daß das Krankenöl nicht zum Wesen des Sakramentes gehöre, und daß die Ausspendung der heiligen Ölung mittels anderer Öle zwar unerlaubt, aber nicht ungültig wäre. Nach der Meinung dieser Autoren wäre jedes Öl, das vom Bischof geweiht ist, hierzu verwendbar, saltem quoad validitatem; gemäß dem Konzil von Trient, welches zur heiligen Ölung „oleum ab Episcopo benedictum“ vorschreibt. Wäre hier nur Krankenöl gemeint, so hätte das Konzil die Materie näher bestimmen müssen. Der heilige Alfons nennt diese Sentenz probabel.

Aber bei weitem größer ist die Zahl der Gelehrten, welche die entgegengesetzte Meinung vertreten, und das Krankenöl als wesentliche Materie der letzten Ölung bezeichnen. Obgleich die heilige Kirche das oleum infirmorum und catechumenorum unter verschiedenen Ceremonien und Weisungen weiht, so stützen sich doch diese Autoren vorzüglich auf den Gebrauch der heiligen Kirche und auf verschiedene kirchliche Anordnungen, welche im Halle einer Verwechslung der heiligen Öle, die Wiederholung der letzten Ölung zur strengen Pflicht machen. Auch diese Sentenz bezeichnet der heilige Alfons als probabel. Andere jedoch wie Elbel (z. B. theol. m. saec. conf. IX. n. 34) legen ihr eine größere Wahrscheinlichkeit bei. Soviel jedoch ist gewiß, daß das Katechumen-Öl eine zweifelhafte Materie ist und nur in Ermangelung des Krankenöles im Notfall angewendet werden dürfte. Wo aber die Giltigkeit der Sakramente in Betracht kommt, muß der Ausspender derselben stets den sicherer Weg gehen wie das aus der verurteilten Sentenz durch Innozenz XI. hervorgeht: „Non est illicitum in Sacramentis conferendis sequi opinionem probabilem de valore Sacramenti, reicta tutiore.“

Müsste aber die heilige Ölung gespendet werden und es wäre kein Krankenöl vorhanden, dann könnte nach der Weisung des

heiligen Alfons das Sakrament mit Katechumen-Öl gespendet werden.

Was ist nun hier in unserem Falle zu tun, da das Sakrament mit Materia dubia gespendet wurde? Der heilige Alfons sagt, daß die letzte Ölung bedingsweise mit Krankenöl wiederholt werden müßte. Andere dagegen sagen, daß der Priester nicht die Pflicht habe es zu wiederholen, da das Sakrament wahrscheinlich gültig gespendet sei und zudem nicht ohne Alergernis wiederholt werden könne. Besser dagegen scheint uns ein Mittelweg: Entweder hat der Kranke die anderen Sterbesakramente empfangen oder die heilige Ölung war das einzige, welches er empfangen hat; im ersten Falle würde ein großes Alergernis den Priester entbinden sic zu wiederholen; im zweiten Falle jedoch nicht, weil, obgleich die letzte Ölung nicht absolut notwendig, doch sicherlich sehr heilsam für den Kranke ist.

Somit wäre in unserem Falle der Priester von der Pflicht die letzte Ölung bedingsweise zu wiederholen, entbunden gewesen, weil der Kranke schon das heilige Fußsakrament empfangen hatte, und er durch die unmittelbare Wiederholung großes Alergernis geben hätte.

Welkenraedt (Belgien).

P. J. B. Berg.

V. (Ein Fall betreffend die Applikationspflicht eines Benefiziaten.) Der Benefiziat Laurentius wurde ersucht, am Feste der sieben Schmerzen Mariens in honor. B. M. V. dolorosissimae und für eine schwerfranke Person eine heilige Messe zu lesen, und wurde ihm zu diesem Zwecke auch ein größeres Stipendium als das übliche verabreicht. Laurentius sagte zu. Später aber fiel ihm ein, daß für eben diesen Tag bereits eine Messe pro uno defuncto geistiftet war. Da er sich aber weder dieses Stipendium entgehen, noch die Stiftmesse, für die gleichfalls ein höheres Stipendium bestimmt war, durch einen anderen Priester lesen lassen wollte, was ihm in unserem Falle erlaubt gewesen wäre, so kam er auf den Einsatz, an diesem Tage nach beiden Intentionen zu applizieren und hernach durch einen anderen Priester für das gewöhnliche Stipendium noch eine Messe nach ebendenselben Intentionen zelebrieren zu lassen. — Es fragt sich nun: 1. Hat Laurentius seiner doppelten Applikationspflicht Genüge geleistet, und 2. kann er sich in diesem Falle den Überschuß des Stipendiums zurück behalten?

Ad 1. Bekanntlich bezieht sich die Verpflichtung, welche dem Priester durch Annahme von Stipendien erwächst, nicht bloß auf die richtige Applikation und die Zahl, sondern auch auf Zeit, Ort und Ritus. Wie der Status liegt, werden wir uns aber hier nur mit der Applikation und dem Umstände der Zeit zu beschäftigen haben, beziehungsweise, ob der Benefiziat Laurentius betreffs dieser beiden seiner Verpflichtung genügt hat.

a) Was die Applikation anbelangt, so hat dieser nach Alfonsus derselben Genüge geleistet. Dieser heilige Lehrer bringt nämlich in seiner Theol. mor. I. VI. n. 335 qu. 2. fast den gleichen Fall, wie der vorliegende, indem er sagt, daß ein Priester, welcher von zehn verschiedenen Personen zehn Messintentionen erhalten hat, seiner Applikationspflicht dadurch nachkomme, daß er für sämtliche Intentionen zusammen zehn heilige Messen liest und so in jeder den zehnten Teil des fructus jeder einzelnen Intention zuwendet, und gibt auch den Grund hieron an, denn „non videtur ratio, cur non satisfaciat, cum nemo dubitet, quin fructus sacrificii sit divisibilis; et ideo tribuitur uniuersum, quod debetur; unusquisque enim in singulis missis decimam partem accipiendo, in celebratione decimae missae jam totum fructum suum percipit.“ Nach diesem hätte also Laurentius ohne Zweifel seine Pflicht bezüglich der Applikation erfüllt, aber auch

b) bezüglich der Zeit? — Um beide Messen an einem Tage lesen zu können, hat er beide Intentionen vereinigt und dadurch erreicht, daß er der an sich unerfüllbaren Doppelverpflichtung zur Hälfte gerecht wurde. Es mag ja dies schlau gewesen sein, ob es aber auch richtig war, ist freilich eine andere Frage. Laurentius hätte eben vorher untersuchen sollen, ob die Applikation pro infirma dringlicher war als die pro defuneto oder nicht. Wenn nicht, so hätte er jedenfalls die Stiftsmesse pro defuneto zuerst lesen sollen, weil diese auf die Zelebration an jenem Tage schon friher ein Recht hatte als die kurz vorher bezahlte. Die andere heilige Messe hätte er lesen können beziehungsweise sollen, sobald der Ritus des Tages eine Votivmesse in honor. Matris dolorosissimae zuließ und würde er so wenigstens quoad substantiam seiner Verpflichtung bezüglich dieser Messe nachgekommen sein. Hätte aber Laurentius längere Zeit warten müssen, bis ein dies non impeditus eintraf, so würde er sich freilich bezüglich der Zelebration respektive des Stipendiums mit der persona donans in ein näheres Einvernehmen haben setzen müssen. Da es sich jedoch in unserem Falle nicht um eine einfach, sondern um eine schwer franke Person handelt, so hätte er, da ja eine causa justa et vere rationabilis vorliegt, die Messe für diese lesen und die Stiftsmesse entweder antizipieren (v. Ferraris sub „Missa prout est sacrificium“ art. 5. n. 41.) oder am nächsten freien Tage nachholen können. — Im Kasus ist nebenbei noch bemerkt, daß Laurentius die Stiftsmesse auch durch einen anderen Priester persolvieren lassen konnte. Nehmen wir aber an, er wäre persönlich zur Zelebration und Applikation der Messe verpflichtet gewesen, weil dies ausdrücklich vom Stifter des Benefiziums verlangt ist (vgl. Schüch, Handb. d. Pastoral-Theol., § 227, 10. Aufl. S. 483—484), würde unser Benefiziat auch in diesem Falle der Applikationspflicht Genüge geleistet haben? Gewiß; aber etwas anderes ist es, ob er sich nicht dadurch versündigt hätte, daß er die Messe nicht ad totam intentionem persönlich gelesen

hat; denn bekanntlich ist der Benefiziat sub gravi verpflichtet zur persönlichen Zelebration, falls dies vom Stifter ausdrücklich verlangt ist; denn voluntas institutoris habenda est pro lege. Da jedoch Laurentius, falls dies wirklich verlangt gewesen wäre, doch wenigstens zur Hälfte dieser Verpflichtung nachgekommen ist, und diese lex überhaupt eine parvitas materiae zuläßt, so werden wir ihm wohl nur ein peccatum veniale imputieren dürfen.

Ad 2. Da Laurentius beide Intentionen verbunden und auf zwei Messen verteilt hat, wovon er die zweite durch einen anderen Priester zelebrieren ließ, so hätte letzterem, falls das Stipendium beider Messen nur das gewöhnliche war, selbstverständlich auch die Hälfte von jedem der beiden gebührt. In unserem Falle ist aber ein jedes größer als das ortsübliche. Müsste nun Laurentius auch den excessus von beiden Stipendien zur Hälfte abtreten oder durfte er diesen ganz für sich behalten? Wir werden unterscheiden müssen. Bezuglich des Stipendiums der fundierten Messe, falls letztere, wie in unserem Kasus, nicht vom Benefiziaten selbst, sondern durch einen anderen Priester gelesen wird, ist einsach folgendes zu beobachten: „In der Regel ist der stellvertretende Priester nur berechtigt, das gewöhnliche, in der Diözese gesetzmäßige Handstipendium anzusprechen, und der Benefiziat ist nicht verpflichtet, seinem Stellvertreter in der Zelebration der gestifteten Messe ein nach der Größe der Einkünfte seines Benefiziums berechnetes Stipendium zu verabreichen Nur dann, wenn in der Stiftungsurkunde für jede einzelne Messe ein höheres Stipendium ausdrücklich normiert („si capellano pro qualibet missa celebranda certa detur eleemosyna“ S. C. C. 15. Mart. 1745) und nicht offenbar in favorem Beneficiati bestimmt ist, wenn es von diesem nur als ein einzelnes Messstipendium, nicht aber (als dem „beneficio inhaerens“) als ein Teil seines fixen Salärs bezogen wird (was alles nach dem Wortlaut der Stiftungsurkunde beurteilt werden muß): nur in diesem Falle muß dem stellvertretenden Priester jene für jede einzelne Messe vom Stifter ausgesetzte Summe ganz übergeben werden.“ (Schüch 1. c. 10. Aufl. S. 483. Anmerk. 4.) Würde also in unserem Falle das höhere Stipendium zum eigentlichen Benefizialeinkommen des Laurentius gehören, so könnte er den Mehrbetrag deselben für sich behalten. Bezuglich des „besseren“ Manualstipendiums aber wird unterschieden werden müssen, ob der Überschuß etwa aus rein persönlichen Rücksichten gegen den Benefiziaten (z. B. wegen Verwandtschaft, Freundschaft, Dankbarkeit u. s. w.) motiviert war oder nicht. Sollte letzteres der Fall sein, so dürfte Laurentius den Mehrbetrag nur zur Hälfte für sich behalten. P. D. G. O. F. M.

VI. (Zwei Kasus „de iustitia“ nach Cicero [Do off. I. III.]) Die Grundsätze des sittlichen Handelns, die Prinzipien des Rechtes und der Gerechtigkeit sind schon vom Naturgesetze dem Menschen ins Herz geschrieben; es darf uns deshalb nicht wundernehmen, wenn wir schon bei den alten Klassikern Ausprüche finden,

die fast christlich klingen und mit unserm Gewissen und unserer Ueberzeugung im Einklang stehen.

Ein Schatz von heidnischer Weisheit, so sagt ein neuerer Schriftsteller, ist aus der Wurzel göttlicher Uroffenbarung geflossen und gerade bei den größten Männern, wie Plato, Cicero, Seneca, kann man so manchen sittlichen Kernspruch finden, der aus der einen unbestreitbaren Quelle göttlicher Offenbarung — welche „jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt“ — hervorquillt.

Wie schön spricht sich zum Beispiel Cicero im III. B. (De off.) aus, wo er sagt: „Es kann niemals nützlich sein, unrecht zu tun, weil es immer moralisch häßlich ist (quia turpe est); und weil es immer eine moralische Vollkommenheit ist, als ein ehrlicher Mann zu handeln, so ist dies auch immer unser Vorteil. (c. 16.) Oder: „Der Rechtschaffene aber, der Mann, welchen wir nach unserm Gefühle einen braven Mann nennen, wird gewiß kein Mittel gebrauchen, wodurch er an sich brächte, was einem andern gehört; wer sich hierüber wundert, der zeigt, daß er noch gar nicht weiß, was ein rechtschaffener Mann sei.“ (c. 19.) Cicero handelt im erwähnten Buche etwas ausführlicher über die Pflichten der Gerechtigkeit und bespricht auch einige Fälle, wo scheinbar eine Kollision eintritt zwischen unserm Vorteil und den Pflichten der Gerechtigkeit und Seligkeit. Im 12. Kap. schreibt er, es können Fälle vorkommen, wo etwas Nützliches den Schein des Unrechtes hat; hier muß man dann untersuchen, ob es sich mit der Pflicht vereinigen lasse, oder derselben wirklich widerspreche. Nun bringt er die folgenden zwei Beispiele.

A) Ein Mann — der sonst gut und rechtschaffen ist — hat von Alexandria nach Rhodus, zu einer Zeit, wo im letzteren Orte Teuerung und Mangel herrschte, eine große Menge Getreide gebracht; er weiß nun, daß viele andere Kornhändler von Alexandria abgefahren sind und hat unterwegs eine Anzahl Getreideschiffe gesehen, die ebenso nach Rhodus segelten. Was soll er nun tun? Soll er die Rhodier davon benachrichtigen oder schweigen und auf diese Art sein Getreide teurer verkaufen? Wir nehmen hier einen verständigen tugendhaften Mann an, einen Mann, der den Rhodiern gewiß nichts verböhnen wird, wenn er weiß, daß es schimpflich ist; wie aber, wenn er zweifelt, ob diese Handlungsweise schimpflich sei; eines solchen Mannes Ueberlegung und Entscheidung wollen wir näher prüfen. Hier teilen sich nun die stoischen Philosophen in zwei Parteien; anders wird diese Frage von Diogenes von Babylon, einem berühmten Lehrer dieser Schule, und einem gründlichen Philosophen, anders von Antipater, einem seiner scharfsinnigsten Schüler, beantwortet.

Antipater glaubt, es sei Pflicht, alles aufzudecken. Was der Verkäufer betreffs der Ware wisse, das dürfe auch dem Käufer nicht unbekannt bleiben. Diogenes hingegen behauptet, soweit es die Gesetze jedes Landes erfordern, sei der Verkäufer verpflichtet anzugeben, was seine Ware herabsetzen könnte; im übrigen könne er tun und lassen,

was er wolle, wenn er nur keine Münke anwende; es sei natürlich, daß er, da er einmal verkaufe, so teuer zu verkaufen suche, als möglich. „Auf meine Unkosten und Gefahren“ — so kann jener Kaufmann sagen — „habe ich das Getreide hergeführt; ich biete es aus, ohne jemand zu zwingen; ich verkaufe das meinige nicht teurer, als andere, vielleicht wohlfeiler, weil die Menge der Ware größer ist. Wem tue ich dabei Unrecht?“ Antipater führt dagegen nicht weniger starke Gründe ins Feld. „Wie? Du ein Mensch, der verpflichtet war, sich anderer Menschen freiwillig anzunehmen und der Gesellschaft ohne Belohnung zu dienen; der auf diese Bedingungen sein Dasein empfangen hat; dessen natürliche Veranlagung ihn darauf führen soll, den allgemeinen Nutzen als seinen eigenen, seinen Nutzen als den Nutzen aller anzusehen: Du willst andern Menschen verhehlen, welcher Vorrat und welche Vorteile für sie vorhanden seien?“ Darauf wird Diogenes vielleicht antworten: „Etwas anderes heißt „verhehlen“, etwas anderes heißt „schweigen“. Wenn ich dir jetzt nicht sage, was das höchste Gut, oder was das Wesen Gottes sei, verhehle ich es dir deswegen? Und doch wäre es dir unendlich nützlicher, dieses zu wissen, als, wie wohlfeil der Weizen sein wird. Aber nicht jedesmal, wenn du einen Vorteil hättest eine Sache zu wissen, habe ich eine Schuldigkeit sie dir zu sagen.“ „Ja freilich, hast du sie,“ erwidert Antipater, wenn du anders noch weißt, daß alle Menschen von der Natur selbst zu einer allgemeinen Gesellschaft verbunden sind.“ „Das weiß ich wohl“, antwortet jener; aber erstreckt sich diese Verbindung so weit, daß keiner mehr etwas das Seinige nennen dürfe? Wenn dem so ist, so darf ich gar nicht einmal meine Ware verkaufen; ich muß sie verschenken.“ Man sieht, daß bei diesem Streite keiner sagt: „Obwohl die Sache etwas Schimpfliches an sich hat, will ich sie doch tun, weil sie Nutzen bringt; sondern der eine behauptet, die Sache sei nützlich, ohne unrecht zu sein; der andere, man dürfe sie nicht tun, weil sie doch etwas Häßliches an sich trage. — Ein anderes Beispiel.

B) Ein redlicher Mann will sein Haus verkaufen und zwar wegen gewisser Fehler und Mängel, die er selbst kennt, andere aber nicht wissen; nehmen wir an, das Haus sei ungefähr und werde für gesund gehalten; niemand wisse, daß in allen Gemächern giftige Tiere sich zeigen; es sei aus schlechtem Material aufgeführt, baufällig, dies aber wäre niemandem bekannt als dem Eigentümer. Ich frage, wenn der Verkäufer dem Käufer dieses nicht anzeigt und dadurch sein Haus besser verkauft, als er hoffen konnte: handelt er ungerecht und unredlich? „Allerdings“, antwortet Antipater. „Denn was heißt es wohl anders, einem Verirrten den Weg nicht zeigen — was nach Athenischen Gesetzen mit einem feierlichen Fluch belegt war — wenn es dies nicht ist: man läßt den Verkäufer ins Verderben geraten und aus Irrtum recht arg zu Schaden kommen. Ja, es ist noch mehr, als den Weg nicht zeigen: es heißt, wissenschaftlich den andern auf einen

falschen Weg führen.“ Dagegen erwidert Diogenes: „Hat derjenige dich gezwungen zu kaufen, der nicht einmal dich dazu aufgefordert hat? Jener hat feilgeboten, was ihm nicht mehr gefiel; du hast es gekauft, weil es dir gefiel.“

Wenn diejenigen, welche auf den Anhängezettel eines Gutes schreiben: „Ein Gut im besten Boden und mit tauglichen Gebäuden versehen“ nicht für Betrüger gehalten werden, obgleich weder der Boden noch die Gebäude gut sind: wie viel weniger wird der zu tadeln sein, welcher von seinem Hause, das er verkaufen will, weder Gutes noch Böses gesagt hat. „Denn wo dem Käufer die Untersuchung der Sache freistehet, wo kann da ein Betrug des Verkäufers stattfinden? Warum soll ich etwas leisten, wozu ich nicht verpflichtet bin? Was wäre ferners törichter, als die Fehler einer Sache, die man verkaufen will, selbst bekannt zu machen. Wer würde sich des Lachens enthalten können, wenn jemand sein Haus auf folgende Art ausbieten ließe: „Es ist ein ganz ungesundes, unwohlliches Haus zu verkaufen.“ Aus diesen Beispielen sieht man, daß in einzelnen, zweifelhaften Fällen eine Kollision zwischen Pflicht und Nutzen vorhanden zu sein scheint, indem auf der einen Seite auf die Grundsätze der Rechtschaffenheit gedrungen wird, welche die Handlung verbieten, auf der andern Seite der Nutzen verteidigt wird, wobei man zu zeigen sucht, daß es nicht nur erlaubt sei, ihn zu beanspruchen, sondern daß es pflichtwidrig sein würde, ihn zu vernachlässigen. Doch, ich habe diese Fülle erzählt, nicht bloß um zu erklären, worüber der Streit ist, sondern um ihn zu entscheiden. Ich muß also mein eigenes Urteil darüber hinzufügen.

Nach diesem durfte jener Kornhändler den Rhodiern, noch dieser Hausbesitzer seinen Käufern die erwähnten Dinge verhehlen. Denn Schweigen heißt freilich nicht verhehlen; aber das heißt verhehlen, den andern geflissentlich in einer Unwissenheit erhalten, welcher wir abhelfen könnten und welche uns vorteilhaft, ihm aber nachteilig ist. Ledermann empfindet bei sich selbst, was ein solches Verhehlen für einen Charakter anzeigen und wie der Mann beschaffen sein müsse, der sich dasselbe erlauben kann. Gewiß kein Mann von einem offenen, launtern Charakter, kein edeldenkender, gerechter, redlicher, sondern ein listiger, versteckter, ränkevoller, verschlagener, abgefeimter, schadenfroher Mann. — Kann dasjenige wohl nützlich sein, was uns soviele verhaftete Benennungen zuzieht?

Soweit Cicero. Wie man sieht, hatte der große Philosoph und Redner in puncto iustitiae ziemlich strenge Ansichten und was ihm nicht ganz ehrlich und redlich schien, hielt er auch für unerlaubt. — Zwar müßte man noch hier — von unserm Standpunkt aus — berichtigend hinzufügen, daß die zwei angeführten Beispiele nicht ganz gleich zu beurteilen sind, sondern daß man in Fällen, wie der zweite ist, die Fehler der Sache, die man verkaufen will, unter gewissen Umständen angeben muß. [Die errores essentiales nämlich, während

man die errores accidentales — wenn man nicht gefragt wird, — nicht anzugeben braucht, aber immerhin mit Ausschluß jeder List. (cf. Noldin II. D. P. 580.) Zudem wäre noch — von unserm heutigen Standpunkt aus, zu bemerken, daß jetzt auch die weltlichen Gesetze anders sind und daß in vielen Fällen das ius civile auch im Gewissen bindend und verpflichtend ist, wobei im einzelnen Falle wieder unterschieden werden muß, inwiefern die Gerechtigkeit wirklich verletzt wird, inwiefern also die Sache „ungerecht“ ist; denn in einem gewissen Falle kann etwas vielleicht „unbillig“ sein, aber es muß deswegen noch nicht „ungerecht“ sein.¹⁾

Hall i. T.

P. Prudentius Covi O. F. M.

Gymn.-Prof.

VII. (**Ausschub der Buße.**) Es wird bei Missionen und auch sonst gelegentlich mit aller Kraft darauf gedrungen, daß man, wenn man sich schwerer Sünde bewußt sei, die Buße dafür ja nicht auf die lange Bank schiebe. Auch Eccli. 5, 8 wird eingeschärft: Non tardes converti ad Dominum, et ne differas de die in diem.

Frage man nun weiter, ob das nur ein dringlicher Rat oder aber eine eigentliche Pflicht und inwieweit es sittliche Pflicht sei, die Buße nicht zu verschieben, oder ein wie langer Ausschub etwa schwer sündhaft sei; so trifft man bei den Moraltheologen nicht geringe Unklarheit. Alle stimmen ja jetzt überein, daß man infolge des Kirchengebotes der jährlichen Beicht die nötige Buße keinesfalls über ein Jahr aufschieben dürfe. So ziemlich alle werden auch zugeben, daß der Beichtwarter nicht erste lange werde nachfragen müssen, wie lange einer (z. B. wie viele Monate) in der schweren Sünde zugebracht habe, sei es nun, weil die Leute darauf nicht zu achten pflegen, oder weil der Ausschub als bloße Fortsetzung der Sünde eben nur einen erschwerenden Umstand hinzufügt oder dergleichen. Dessenungeachtet ist die Frage nicht unpraktisch, ob man z. B. sofort nach der schweren Sünde verpflichtet und auch schwer verpflichtet sei, sofort die Sünde zu tilgen, das Gott zugefügte Unrecht gutzumachen, die Feindschaft mit ihm zu beheben. Es könnte der Fall eintreten, daß ein Prediger aus den hiemit angedeuteten Gründen jene Pflicht bejahte und einschärfe und dann sielen Mitbrüder oder andere gescheite Leute über ihn her, daß er übertreibe und Pflichten auferlege, die gar nicht bestünden, wozu ja allerdings kein Prediger das Recht hat. Persönliche Erfahrungen in dieser Richtung veranlaßten diese Zeilen.

Dass der Sünder nicht sofort nach begangener Sünde zur Bekehrung verpflichtet sei, das heißt sich sofort zu bekehren, dafür pflegt man folgende Gründe vorzubringen. Man beruft sich auf den heiligen Thomas (in 4. d 17. q. 3. a. 1. qq. 4. ad 2.): Non est de necessitate salutis corporalis, quod infirmus statim medicum quaerat,

¹⁾ Vgl.: Diese Zeitsch. 1907. I. S. p. 121, wo ein diesbezüglicher, lehrreicher Zusatz erklärt und gelöst ist.

nisi quando necessitas curationis incumbit; similiter est de morbo spirituali. Doch darauf läßt sich erwidern: Nego paritatem; nam peccatum mortale non est infirmitas, sed mors, quam sequitur corruptio, nisi mox fiat resuscitatio. Außerdem ist die Sünde nicht bloß ein Unglück des Menschen, sondern in erster Linie eine Gott zugefügte Unbill und Störung seiner Ordnung. Laymann (l. 5, tr. 6. c. 2. n. 5) fügt zur Stelle aus Thomas hinzu: *Ratio autem peti debet ex natura praeceptorum affirmativorum non nisi in temporis oportunitate ac necessitate obligantium...* — Atqui, könnte man bemerken, posito peccato mortali adest eiusmodi necessitas; wie so, das wurde soeben gezeigt. Es ist freilich ein bejahendes Gebot, jemandem in der äußersten Not zuhilfe zu kommen und verpflichtet daher nur dann, wenn ich einem in der äußersten Not antreffe, aber dann auch sofort. Ebenso ist es bejahendes Gebot, Buße zu tun und verpflichtet daher nur für den Fall, daß man eine Sünde begangen hat, aber dann auch sofort; denn die gestörte Ordnung fordert jogleich ihre Wiederherstellung, wie ein ausgerenkter Arm sogleich wieder eingerichtet sein will.

Dat Deus peccatori inducias, sagt man (Henriq. l. 4. c. 3. n. 2). Das kann aber zunächst nur so viel heißen, als Gott wirft den Sünder nicht sofort in die Hölle, das heißt immer, denn manchmal geschieht es doch. Formlichen Waffenstillstand hat er doch gewiß mit keinem seiner Feinde geschlossen! Im Gegenteil wird nicht selten mit Recht betont: Gott, der jedem Sünder, der sich aufrichtig bekehrt, Verzeihung (und die notwendige Gnade, „oportunitas“) versprochen hat, hat keinem doch auch nur einen Augenblick Zeit dazu versprochen. Damit will man zu verstehen geben, daß er eben auch keinen dazu berechtigen will, nicht jeden Augenblick, den er gibt, zur Buße zu benützen. Und da es sich um eine Sache von höchster Wichtigkeit handelt, kann man die Verpflichtung natürlicherweise an und für sich auch nicht als eine geringfügige ansehen.

Ziemlich daselbe gilt von der Bemerkung Lehmkuhls (II. n. 278. R. 1): *Deus statim retractationem peccati... de facto non exegit neque ius suum cum illo rigore urget.* Mit Verlaub, woher weiß man denn das? Gott dispensiert sicher nicht von einer Forderung des Naturgesetzes, kann es nicht einmal. Immerhin folgt auch er der strengeren Ansicht des heiligen Liguori, daß poenitentiam differre per notabile tempus, etwa ultra mensem schwer sündhaft wäre. Daß, wer seine Jahresbeicht nur verrichtet, dem göttlichen Gebot der Buße auch jedenfalls entsprochen habe, wie Layman und andere recht weitherzig annehmen, ist wohl für einen jeden, der das Geschäft des Heiles ein wenig nach Gebühr würdigt, so wie die Furchtbarkeit der Gott durch die schwere Sünde zugefügten Unbill, schlechterdings unerträglich. Daß viel Gedankenlosigkeit die Leute, die die Buße verschieben, mehr oder minder entschuldigt, soll nicht geleugnet werden; aber es handelt sich hier darum, wie die Sache an und für sich und

ernstlich betrachtet sich verhält. Und da dürfte auch die Meinung von Concina, die der heilige Alfons als nimis rigida taxiert (Hom. apost. tr. 16, 10), gar nicht als zu streng erscheinen, nämlich daß etwa eine Woche als Maß gelten könne.

Uns will bedünken, als ob es überhaupt von vornherein verfehlt wäre, die Schwere des Bußschubs der einmal notwendig gewordenen Buße nach der Zeit bemessen zu wollen, die der Aufschub umfaßt. Dies umso mehr, als die genannten Theologen und andere gerade den Grund zu übersehen pflegen, den die im Sündenstand für Gott und die Ewigkeit verlorne Zeit für die Beurteilung der Sache darbietet. Die Verwendung der Zeit wird einmal zweifelsohne Gegenstand der Verantwortung beim Gerichte sein. Das „müßige Wort“ und der „faule Knecht“, der sein Talent in die Erde vergräbt, bürgen uns dafür. Und die in der Sünde verbrachte Zeit samt ihrem Inhalt wiegt dort gar nichts — und sollte es doch; denn dazu würde sie gegeben, daß sie ewige Zinsen bringe. Da ließe sich denn fragen, wie viel Zeit für den Himmel verloren einen schweren Verlust bedeute, so daß man dafür überhaupt vom Himmel ausgeschlossen zu werden verdiene. Aber woher da den Maßstab nehmen? Und wiegt für einen Sünder nicht ein Augenblick die ganze Ewigkeit? — Sonst aber dürfte die Schwere des Bußaufschubes vielmehr zu bemessen sein nach der Erkenntnis, die der Sünder von seinem Zustande hat oder haben soll (nicht gerade von der Dauer desselben), und nach der häufigeren oder selteneren, stärkeren oder schwächeren Einladung zur Buße, die ihm von der zuvorkommenden Gnade zuteil wird. *Hodie si vocem eius audieritis, nolite obdurare corda vestra . . .* Kennt er seinen Zustand zur Genüge (und die Schwere der Gott zugefügten Bekleidigung) und regt ihn die Gnade an, dem ein Ende zu machen, dann und nur dann und dann immer begeht er eine neue formelle an und für sich schwere Sünde — gut oder gleich gütig kann das doch nicht sein — der Unbußfertigkeit (Verachtung Gottes . . .) durch seinen Widerstand. *Vocavi, et renuistis . . .* Das aber kann sofort nach der Sünde, kann aber auch später geschehen; die Pflicht zur Buße aber besteht nach vollbrachter Sünde (in abstracto) sogleich.

Wenn man jedoch als Maßstab der Beurteilung, wie Liguori und Lehmkühl, die Gefahr in neue schwere Sünden zu fallen nimmt, die im Stande der Todsünde schon erfahrungsgemäß vorhanden ist, so ist jene Gefahr je nach Geschlecht, Alter, Lebensstellung u. s. w. des Sünder derart verschieden und zwischen weiten Grenzen schwankend, daß man wieder kaum irgend welche bestimmte Frist als ungefähr im Mittel zutreffend bezeichnen könnte. Nur die eine Gefahr der Unbußfertigkeit selber ist allen Sündern gemeinsam und wächst mit der Zeit, in der sich der Sünder in seinen Zustand gewöhnt und die inneren und äußeren Mahnungen zur Buße immer weniger empfindet,

vielleicht im geraden, vielleicht im geometrischen Verhältnisse: ein Grund mehr, sogleich Buße zu tun, weil sonst die geringere Fühlbarkeit der späteren gewöhnlichen Gnaden selbstverschuldet ist; bona fides nennt man es dann nur zu leicht, was eigentlich schuldbare Unwissenheit, eingeschlafertes Gewissen und fühllose Verstocktheit ist.

Ist es nun so, wie wir gesagt, daß gerade die Mißachtung der Gnadenanregung zur Buße nach vollbrachter Sünde die besondere Sünde der Unbußfertigkeit ausmacht, gleichviel ob die zu büßende Sünde schon lange oder erst kürzlich geschehen ist: so dürfte leicht einzusehen sein, warum dieselbe in der Regel nicht eigens gebeichtet werden muß. Sie ist nämlich teils selbstverständlich, ähnlich wie die den Tatsünden in einem entsprechenden Verhältnisse vorausgehenden Gedankensünden, namentlich wo ohnehin lange Zeit nicht gebeichtet worden ist, indem nicht anzunehmen ist, daß die Gnade ihrerseits sich nicht oft genug geregt habe; anderseits wird die Beicht derselben genau nach der Zahl nicht möglich sein, sowie ihre Beurteilung auch vonseiten des Beichtvaters, weil sie so tief innerlich und ganz abhängig vom Maße der Erkenntnis und der Stärke der betreffenden Anregung war, wofür uns schließlich ein einigermaßen genauer Maßstab fehlt.

Vielleicht wäre mit diesen Ausführungen zur weiterer Grörterung einige Auffregung gegeben, was nur erfreulich wäre. Jedenfalls aber dürfte klar sein, daß Aengsten wegen Uebertreibung sofortiger Bußpflicht nach begangener Sünde überflüssig sind, zumal damit ja nicht gesagt sein will, daß, wer nicht sogleich Buße tut, in jedem Augenblick eine neue (schwere) Unterlassungssünde begehe, da die übrigen Voraussetzungen subjektiver Art nicht jeden Augenblick aufs neue gegeben sind. Auch wenn die Unterlassung der Buße nichts anderes wäre, als die bloße Fortsetzung des sündigen Zustandes, der gestörten Ordnung und der Feindschaft mit Gott und nicht ein speciale peccatum, wie die Moraltheologen (hl. Alfons u. a.) vorsichtig das bezeichnen, was sie verneinen wollen, so ist es doch gewiß Pflicht im eigentlichen Sinne, so etwas nicht fortsetzen, wo man es beenden kann. Das kann man aber dann sicher, wo einen die Gnade selber dazu treibt. Wenn man es dann unterläßt, so tut man eben, was Conc. Trid. sess. 6 c. 5 nennt, „gratiam abicere“ und can. 4 „dissentire Deo excitanti atque vocanti.“ Das ist aber doch offenbar nicht unverantwortlich, das heißt sicher einst beim Gerichte zu verantworten, wie jeder Mißbrauch der Gnade. Die Furcht, ne parentur novi laquei conscientiis (Notus bei Ballerini-Palmieri T. V. n. 1039. 3. Lehmkühl l. c. u. a.), ist damit wohl auch auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Gewissenhaftigkeit kann — nur nützen! Und wirklich gewissenhafte Christen finden tatsächlich keine Ruhe, bevor sie eine etwaige Todsünde nicht bloß bereut, sondern sogar gebeichtet haben. Haben sie Unrecht? —

Wien.

Jos. Schellauf S. J.

Literatur.

A) Neue Werke.

1) **Der Josefinische Klostersturm im Lande ob der Enns.**

Von Dr. Rudolf Hittmair, Theologieprofessor und Seminarregens in Linz. Herders Verlag 1907. XXX und 576 S. 8°. K 12.—.

Reich an Naturschönheiten ist Oberösterreich, auch an Schönheiten der Gnade reich. Mit mächtigen und weitverbreiteten Wurzeln ist die Eiche befestigt im Erdereich. Der Himmel spiegelt sein Antlitz in der klaren Flut. Doch brausender Sturm fällt ein, entwurzelt fällt der Baum, die Wellen verschlingen Schiffer und Kahn. Sicherlich würde aber die 1000jährige Eiche in Mondsee den josefinischen Klostersturm ausgehalten haben, wenn sie ganz gesund gewesen wäre, ihre Schwester in Kremsmünster hat er lang und heftig erschüttert, vermochte sie aber nicht zu brechen. 22 heilige Eichen hat jener arge Sturm im Lande ums Leben gebracht, alle andern im gesunden Gedeihen geschädigt. Das eine wie das andere zeigt uns Hittmair mit ergreifender Naturwahrheit und Anschaulichkeit. Ja fast möchten wir wünschen, daß er unsere angebliche Aufmerksamkeit während des ganzen schauerlichen Gewittersturmes auf das Heiligtum gerichtet sei ließe, das uns besonders am Herzen liegt, und uns nicht nötigte, die verheerenden Wirkungen jedes einzelnen Anfalles des tobenden Sturmes Stoß um Stoß für das Ganze anzuschauen.

Sehr gut hat Hittmair daran getan, daß er nicht nur den verhängnisvollen Gewittersturm schildert, sondern auch angibt, wie er sich vorbereitet hat und welche verheerenden Wirkungen er zurückließ. Der geistige Verband mit diesen Ereignissen vermittelte sich dem Verfasser durch das gewissenhafte Studium der handschriftlichen Quellen und der reichen Literatur. Je näher die Begebenheiten dem Gemüte gehen, desto begreiflicher würde es sein, wenn Kopf und Herz des Erzählers dadurch sich zu erleichtern suchten, daß er den ihn bewegenden Gedanken und Gefühlen Ausdruck verleihe, seine Darstellung also den Charakter einer Herzensergiebung an sich trüge. Die vorliegende Schrift zeichnet sich aber durchwegs durch mas- und taftvolle Haltung aus. Sie legt ein anerkanntes Zeugnis ab, daß ihr Verfasser tüchtige, historische und literarische Kenntnisse sowie eine schäßbare Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck besitzt und dabei von einer warmen patriotischen Gesinnung, insbesondere aber von lebendigem Eifer für die Würde und die Interessen der Kirche beseelt ist. Das hindert ihn nicht, recht deutlich durchzimmern zu lassen, wie es nicht die Schuld des Staates ist, wenn beispielsweise das Linzer Gymnasium heuer nicht das Jubiläum seines hundertjährigen Bestandes als geistliches Gymnasium feiern kann.

Wenn es wahr ist, daß die Geschichte die Lehrerin des Lebens ist, sollte man nicht versäumen, sich von dieser Geschichte belehren zu lassen. Hittmairs Arbeit trägt in ihrer reinen Wahrheit und ruhigen Klarheit den Charakter einer abschließenden Arbeit an sich und gar sehr wünschten wir auf diesem Arbeitsfeld jedem Kronland einen Hittmair.

Wien. Universitätsprofessor Dr. Coelestin Wolfsgruber.

2) **Historia ecclesiastica.** Auctore Dr. Antonio Weiss, hist. eccl. et Patrol. Professore P. O. in Universitate Graecensi Tom. I. Graecii et Viennae 1907. 8°. pp. 798. K 14.—.

An Kirchengeschichtskompendien in deutscher Sprache herrscht gegenwärtig keine Not. Wir nennen beispielsweise nur die vortrefflichen von Brück-Schmidt in neunter Auflage, von Marx, von Knöpfler, von Funk: nun erscheint ein solches auch in lateinischer Sprache. Ist das gut? Warum nicht? Es ist zwar Tatsache, daß über den Vortrag der Kirchengeschichte

in lateinischer Sprache die Ansichten geteilt sind, was jedoch keinen durchschlagenden Grund abgibt zugunsten der Muttersprache; es ist ferner Tatsache, daß seit den Tagen des seligen Leo Thun am Lehrplan unserer Gymnasien so viel herumgemodelt worden ist, daß das Latein der heutigen jungen Generation einem lateinischen Vortrag im theologischen Hörsaal nicht mehr recht gewachsen ist; aber die Erfahrung lehrt, daß bei konsequenter Handhabung des Latein die jungen Theologen ganz prächtiges zu Stande bringen können. Endlich ist es Tatsache, daß die Vernachlässigung der Kirchensprache im Theologischen Unterricht schuldträchtig an den traurigen Erscheinungen der Begriffsverwirrung, Unklarheit und Verirrung, die heute vielfach herrschen und großen Schaden anrichten. Wie ganz anders stünden manche Gelehrte da, wenn sie bei ihrer Ausbildung und Forschung das Latein nicht verschmäht hätten! Die Probe wurde, abgesehen von anderen Gelegenheiten, beim Vatikanischen Konzil gemacht. Bischöfe, die nicht lateinisch reden konnten, brachten sich eben nicht zur Geltung. Nimmt man dazu, daß eine Lehranstalt von Schülern aus verschiedenen Nationalitäten besucht wird, wie das in Graz der Fall ist, so ist die Berechtigung zum lateinischen Vortrag auch der Kirchengeschichte dargetan, und somit die Auffassung eines Kompendiums derjelben legitimiert.

Und nun zum Buch. Die Auswahl und Anordnung des Stoffes ist ähnlich wie bei den oben genannten deutschen Kompendien getroffen, bef. des von Funk, Knöpfler und wie die Seitenzahl des Buches schon andeutet, ist der Verfasser mit der Darbietung desselben keineswegs sparsam umgegangen. Es liegt ein gewaltiger Band vor uns, der das erste Jahrtausend (bis 1073) umfaßt, mit mehrfachem Druck, besonders viel Kleindruck und sehr ausgiebiger Literaturangabe. Wie sehr gerade letztere dem Verfasser am Herzen lag, geht schon daraus hervor, daß er am Schlusse noch mehrere Seiten voll Werke anführt, die er an Ort und Stelle aus verschiedenen Gründen nicht untergebracht hatte. Der heutigen Gepflogenheit, alle möglichen Autoren aus allen Ländern unterschiedlos anzugeben, ist er gleichfalls gefolgt. Nach meiner Ansicht wäre wohl diesbezüglich eine kritische Sonderung und Sichtung der Schüler wegen wünschenswert. Die Zitate aus den großen Historikern, den Kirchenvätern, den Konziliensammlungen und den Monumenta Germ. etc. sind sorgfältig kontrolliert, so daß sich wenige Ungenauigkeiten finden dürften. Man darf den Verfasser mit gutem Gewissen das Zeugnis geben, daß er mit großem Fleize und Geschick an seinem Werke gearbeitet und ein Lehrbuch geliefert hat, das sich dem Inhalte und dem Geiste nach den besten Kompendien an die Seite stellen darf und vollkommen auf der Höhe der Zeit steht, wie man zu sagen pflegt. Wir wünschen daher dem Buche von Herzen Glückauf zu seinem Gang in die Welt.

Vinz.

Dr. M. Hiptmair.

3) **Christliche Apologetik.** In Grundzügen für Studierende von Simon Weber, Dr. der Theologie, Professor der Apologetik an der Universität Freiburg i. Br. Freiburg i. Br. 1907. Herderische Verlagshandlung. Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg und St. Louis. 19 und 347 S. M. 4.80 = K 5.76.

Der Verfasser zergliedert das Werk in drei Hauptteile. Im ersten Hauptteil (S. 19—134) behandelt er die Lehre von der göttlichen Vorbereitung der Offenbarung. Er gibt einen Überblick über die Religionen der Erde: eine Kritik falscher, philosophischer Systeme, wie Materialismus, damit verwandter Deszendenztheorie, Pantheismus und Monismus. Er führt einige Beweise für das Dasein Gottes an. Er handelt über die Geistigkeit der Seele, über die Willensfreiheit, die Einheit des Menschengeschlechtes, das Wesen und Notwendigkeit der Religion. — Der

zweite Hauptteil (S. 134—235) behandelt die Lehre von der Verwirklichung der göttlichen Offenbarung. Es wird gegeben der Begriff der Offenbarung, deren Bedingungen werden angeführt, klar gelegt wird der gleichheitliche Charakter der Offenbarung des Alten und Neuen Bundes. Behandelt werden die Kriterien der Offenbarung, wie Wunder und Weissagungen; der Offenbarungsinhalt wird im besondern behandelt als Beweismittel für die Götterlichkeit der Offenbarung: eingehend wird gehandelt über die Gottheit Christi und seine Auferstehung von den Toten. Angeführt wird kurz der Beweis über die Notwendigkeit der Offenbarung. Der dritte Hauptteil (S. 235—322) handelt über die Lehre von der Erhaltung und Vermittlung der Offenbarung (Theorie des Kirchentums). Gegeben wird der Begriff der Kirche, deren historische Begründung seit der Stiftung derselben. Der Primat des apostolischen Stuhles, die Merkmale der Kirche, insbesondere die Uniehbarkeit des kirchlichen Lehramtes werden behandelt. Beigegeben wurde als Anhang (S. 323—337) der Gottesbeweis ex motu geführt ex Summa s. Thomae contra gentiles l. 1. c. 13.

Der gelehrte Verfasser verfügte über eine sehr reiche Literatur, die er trefflich verwertete. Daraus kann man abnehmen, mit welch reisem Ernst und eingehendem Studium er dieses sehr zeitgemäße Werk verfaßte. Es führt auch nicht selten rationalistische Werke an, welche die berüchtigten Kämpfen in Berlin, Leipzig, Jena veröfentlichen, an diesen Machwerken mag sich der Scharfsinn des Apologeten erproben, bedeutenden Nutzen wird er kaum stiftet, denn bei derartigen glaubenslosen und irreligiösen Herren wird menschliche Neuerlegigkeit und Klarstellung der ungeheuerlichen Irrtümer wenig, ja nichts fruchten; da kann nur göttliches Licht und große Gnade Wandel schaffen.

Was dem Rezensenten besonders gefiel, war der weitausgreisende Überblick über die Religionen der Erde: der Verfasser berücksichtigt selbst die ägyptische, chinesische, japanische, indische, persische Religionsform: er behandelt inbetreff religiöser Begriffe die Slaven, Mexikaner, Peruaner, Polynesier: er hat also diesbezüglich mehr und besseres geleistet als gewöhnlich die Apologeten zu tun pflegen. Besonders gut ist die Abhandlung über die Wunder und Weissagungen; vorzüglich gefiel der Beweis über die Gottheit Jesu Christi, über den Primat, obwohl kurz gefaßt und über die Merkmale der Kirche. — Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gesetzt die Grundlagen des katholischen Glaubens durch die Vernunft und Geschichte zu beweisen: gewiß ein schönes Vorhaben, aber nicht durchgängig erreichbar: denn sehr häufig wie bei Wundern, Weissagungen, Gotttheit Christi, seine Auferstehung, Primat, Merkmale der Kirche müssen notwendig die Quellen der Offenbarung herangezogen werden. Das tut aber der Gründlichkeit des Werkes keinen Eintrag, denn jeder Autor hat ja seine Eigentümlichkeiten. — Doch der Verfasser möge es dem Rezensenten nicht als unbescheidene Dreistigkeit anrechnen, wenn er es wagt, das anzuführen, was ihm weniger gefiel, ja nicht gefallen konnte. Dem gelehrten Werke fehlt völlig sichtlich die Deutlichkeit und Klarheit. Fürs erste bedient sich der Verfasser ganz eigentümlicher, unbestimmter Ausdrücke, wie Religions-tum S. 5. 114. 163, geschichtliches Religionstum 138; Kirchentum 6. 294. 313; Ichweisen 45, Selbstbekundung 61. 146; die Seele besteht in der Welt für sich als ein Summand der Weltsumme 84; das kirchliche Schriftum 308. Dazu kommt die lange und schwerfällige Säbstellung, so daß der Rezensent völlig mit Anstrengung und Studium den Sinn des Autors entwirren konnte. Es ist völlig unglaublich anzunehmen, daß sich die Zuhörer über den Sinn durchgängig und vollends klar werden könnten. Der Rezensent erlaubt sich diesbezüglich eine nicht unwichtige Bemerkung zu machen; für rein theologische Materien eignet sich schlecht die Volks-sprache, ja es scheint ein eigenes Verhängnis zu sein, daß die deutsche Sprache völlig am wenigsten am Platze ist, außer die Säbbildung ist recht

abgerundet, kurz, und die Ausdrucksweise recht bestimmt und klar. Die gewählte, scharfsinnige, durchsichtige Kirchensprache, nämlich die lateinische ist durch keine andere zu ersetzen. Der liebe Gott hat sie völlig als eigentlich streng theologische Sprache gegeben, die sich durch die Jahrhunderte nicht ändert.

Als Anhang behandelt der Autor die Textfrage im Gottesbeweis aus der Bewegung bei Thomas von Aquin aus der Summa contra gentiles I. 1. c. 13. Der heilige Thomas hat bekanntlich den Beweis für das Dasein Gottes ex motu doppelt erbracht, und zwar erstens in der Summa theologiae I. q. 2. a. 3. Dort führt er unter den fünf Beweisen für das Dasein Gottes den Beweis aus der Bewegung an erster Stelle an; er ist leicht fasslich, und eigentlich eine bündige, bestimzte Fassung des zweiten: *Ex ratione causae efficientis*. Diesen Gottesbeweis führt nun der heilige Lehrer des weiteren aus in dem Werke contra gentiles I. 1. c. 13 mit dem eingehenden Kommentar von Franziskus Sylvesteris von Ferrara, General des Dominikanerordens. Der Autor versuchte nun eine Abhandlung: „Der Gottesbeweis der Bewegung bei Thomas von Aquin auf seinen Wortlaut untersucht.“ Freiburg 1902. Dr. Eugen Rölfes hat aber im Commerischen Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie, 20. Jahrgang, gegen ihn Stellung genommen. Die Kontroverse dreht sich nur um einen Text. Unser Verfasser will nun den Vorwurf, daß er den Standpunkt des Textes nicht richtig erfaßte, von sich ablehnen. Der Rezensent fühlt sich nicht bestimmt in diese Kontroverse einzugehen, durch die weder der Wahrheit noch der Liebe viel gebient ist. Für derartige theologische Nergleien und Zänkereien paßt das Wort des Apostels: „Non plus sapere, quam oportet sapere, sed sapere ad sobrietatem.“ Röm. 12, 3.

Innsbruck.

P. Gottfried Noggler, Ord. Cap.

Lektor der Dogmatik.

4) **Die Briefe des heiligen Johannes.** Uebersetzt und erklärt von Dr. Joh. Ev. Besser, ord. Prof. der Theol. zu Tübingen. gr. 8°. (X u. 166 S.) Freiburg 1906. Herder. M. 3.— = K 3,60, in Leinwand M. 4.— = K 4,80.

In diesem kurzen, aber an neuen Gesichtspunkten reichen Kommentar berücksichtigt Besser auch die Studierenden und den Seelsorgeklerus (Vorwort) und er bedient sie wirklich vortrefflich. Als selbstverständlich ist vorausgesetzt, daß dem Leser der griechische Text zur Hand ist.

Was die wissenschaftliche Bedeutung des Kommentars anbelangt, so tritt Besser mit aller Entschiedenheit an die Seite Wurms („Die Irrlehrer im 1. Joh.-Brief“) in der Bekämpfung des angeblichen doletischen Charakters der „Falschlehrer“: Die eigentlichen Gegner waren Juden, die zur Zeit einer unter Domitian in Palästina herrschenden starken messianischen Bewegung die Agitation auch nach Kleinasien trugen, christliche Juden und Proselyten mit sich rissen und zum Abfall verleiteten. Ihre Leugnung der Gottheit und Messianität Jesu führte sie „zum ausgesprochenen Antinomismus“ (S. 6) gleich den Irrlehrern des Jakobus-, Hebräer- und Judas-Briefes. Ihre Ansicht war folgende: „Gerecht sind wir und heißen wir; denn infolge der Aufnahme des christlichen Glaubens ist uns Gerechtigkeit und Heiligkeit zu eigen geworden; Gesetze oder Gebote für die sittliche Lebensführung anerkennen wir nicht; Ehebruch, Mord, Diebstahl, falsches Zeugnis vor Gericht sind ja gewiß Verbrechen, beruhen aber auf dem Naturgesetze und werden daher auch vor dem weltlichen Gericht bestraft: wenn man uns aber von anderen Sünden (ταυτα:τι) oder Gesetzwidrigkeiten reden will, so kümmern wir uns darum nicht.“ (S. 74.)

Meiner Ansicht nach hätte Besser besser daran getan, an seiner in der „Einleitung“, S. 341 f., vorgetragenen Ansicht festzuhalten und die Hypothese Wurms nicht gänzlich abzulehnen, sondern sie nur einigermaßen zu modi-

szieren: Daß die Irrlehrer Nomisten waren, konnte er nicht entkräften! Daß sie aber sittlich anrüchiger waren als Wurm sie darstellt, ist ebenso gewiß und in diesem Punkte hat Belsler entschieden Recht. Nomismus und Unsißlichkeit sind keine absoluten Gegensätze. In den weiten Maßchen der im jüdischen Geiste erkläarten Thora hatte nicht bloß der von Jesus gebrandmarkte Pharisäismus, sondern auch die sadduzäische Freudenmoral Raum. Wer daher die Gottheit und Messianität Jesu verwarf, war demgemäß, wie es von jenen Irrlehrern gewiß ist, die im Beispiel und der Lehre Christi liegende Interpretation des Gesetzes ignorierte, für den war weder Lieblosigkeit noch die einfache πονεῖ eine πονεῖ. Daß es aber rücksichtlich der πονεῖ gefehlt haben wird, geht nirgends aus dem Texte selbst mit Sicherheit hervor, auch nicht aus 2, 16, obwohl Wurms Erklärung dieser Stelle von Belsler mit Recht zurückgewiesen wird; jedoch darf man dies ohne weiteres voraussehen aus den Erfahrungen, die zu allen Zeiten mit Salomoralisten gemacht wurden.

Belslers Auffassung erscheint mir nicht völlig abgellärt zu sein: wenigstens kann ich mir nicht recht plausibel machen, daß jemand, der Jesu Messiasrechte schlankweg leugnet, also kalkulieren könnte: „Gesetze, ja solche hat der A B; aber Jesus Christus (!?) hat durch seinen Kreuzestod den A B mit seinen Gesetzen abgeschafft, und er selbst hat keine neuen Gebote gegeben . . .“ (S. 36.) Oder ist die Restriktion, welcher Belsler gegenüber der Wurmischen Identifizierung der Antichristen und moralischen Irrlehrer das Wort redet, (S. 4) bis zur Annahme einer bloßen moralischen Einflussnahme der ersteren auf die letzteren auszudehnen bei Ablehnung ihres christologischen Irrtums? Nach Belsler scheint es nicht!

Dies sind Erwägungen, die wir, wie ähnliche in früheren Besprechungen der Werke Belslers, einer freundlichen Würdigung, besonders für eine neue Auflage, empfohlen. An dem Werte des Kommentares sollen sie nicht den geringsten Zweifel erheben. Wir begrüßen denselben umso freudiger, als wir Katholiken an modernen Auslegungen der herrlichen Johannesbriefe bisher soviel wie nichts aufzuweisen hatten.

St. Florian.

Dr. Vinz. Hartl.

5) **Die Allerseligste Jungfrau bei den Vätern der ersten sechs Jahrhunderte.** Von Thomas Livius M. A., C. SS. R. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Philipp Prinz von Aremberg und Dr. Heinrich Dom. Trier, Paulinus-Druckerei. 1. Band 1901, gr. 8°, XXVIII und 327 S., geh. M. 3.— = K 3.60; 2. Band 1907, VI u. 416 S., M. 4.— = K 4.80.

Das Werk des berühmten Redemptoristen, welcher schon vor seiner Konversion aus dem Anglicanismus zu Oxford die höheren Studien gemacht hatte und in der Seelsorge tätig gewesen war, machte schon beim ersten Erscheinen in englischer Sprache einen so günstigen Eindruck, daß es vom Kardinal-Erzbischof Vaughan mit einer eigenen Vorrede eingeleitet und als „klassisches Werk“ bezeichnet wurde. Es ist „eine Kornkammer“ voll kostlichen Getreides für die Katholiken, worin Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Liebe zu Maria sich in dieser Ernte findet und die Katholiken in ihrer Andacht zu Maria sich auf denselben Standpunkt seien, wie die Väter und Gläubigen der ersten Jahrhunderte. Indem aber Livius bis zur Urkirche aufstieg, lieferte er zugleich für die Nicht-Katholiken den Beweis, daß der Glaube der katholischen Kirche der gleiche geblieben und die jespige Marienverehrung von der ursprünglichen nicht verschieden ist.

Wie der Autor in der Vorrede (S. XXIII) hervorhebt, war es nicht seine Absicht, die Lehrpunkte der Kirche über Maria zu beweisen, sondern nur zu zeigen, wie die Väter darüber gedacht haben, deren eigene Worte er anführt. Die Zitate sind daher die Hauptzache des Werkes; was

darüber in Form von Prolegomena angeführt wird, ist Nebensache. Nur das 1. Kapitel des 1. Bandes ist deswegen ausführlicher behandelt, weil nach des Autors Ueberzeugung die Lehre von Maria als der zweiten Eva die Grundlage für die einzelnen Privilegien der Gottes- und Menschenmutter bildet. Desgleichen sind die einleitenden Kapitel über die Lehrentwicklung in der katholischen Kirche ausführlicher gegeben und enthalten viel Belehrendes auch für Andersgläubige; sehr eingehend ist besonders das Commonitorium Vincentii Lirinensis besprochen.

Nachdem die ursprüngliche Idee, welche die Väter von Maria als der zweiten besseren Eva haben (S. 51—90), dargelegt worden, folgen die Stellen der kirchlichen Schriftsteller der ersten sechs Jahrhunderte zu den Schrifttexten des Alten Testamens, welche nach der Ordnung der Bücher angegeben werden. Die Väterstellen zu den Schrifttexten des Neuen Testamens sind nach den Lebensgeheimnissen Mariä geordnet (S. 195—308). Zum Schluß sind noch in zwei Paragraphen einige wichtige Lehrpunkte und schwierige Texte zusammengestellt. Die Reihenfolge der Väter ist durch die Chronologie bestimmt. Der Autor macht es sich zur Norm, nur echten Schriften seine Zitate zu entnehmen, oder wenn zweifelhafte oder unechte hereinbezogen werden, es ausdrücklich zu erwähnen. Es geschieht dieses regelmäßig in Anmerkungen, worin auch die Väterstellen nach Migne, dessen Ausgaben als Norm benutzt werden, näher angegeben.

Nach den gleichen Grundzügen ist der zweite Band abgefaßt, dessen deutsche Uebersetzung im Jahre 1907 erschien. Es wird zuerst die Würde und Heiligkeit der allerheiligsten Jungfrau aus den Väterstellen dargelegt und zwar im 1. Kap. ihre habituelle Gnade, im 2. Kap. ihre Sündenlosigkeit, auch die Freiheit von der Erbsünde, besonders aus Augustinus, im 3. Kap. ihre erworbene Heiligkeit und Tugendfülle, speziell ihre Jungfräulichkeit, wobei uns die schönsten Texte aus Ambrosius begegnen. Das 4. Kap. zeigt Maria in der Stellung zur Kirche, das 5. Kap. die Anrufung und Fürbitte gemäß den Vätern. Das 6. Kap. enthält eine Sammlung von Begebenheiten, welche die Andacht zu Maria und anderen Heiligen in der ältesten Zeit der Kirche darlegen, auch die Wunder und anderen Gnadenweise, welche durch ihre Anrufung erlangt wurden. Nicht alle diese Geschichten sind jedoch vor der geschichtlichen Kritik gesichert; auch sind sie (wie der Autor selbst S. 127 bemerkt), nur als Anekdoten eingefreut. Das 7. Kap. mustert die Väterstellen über die leibliche Aufnahme Mariä in den Himmel; Vivius nimmt gemäß denselben die alte Tradition vom Grabe Mariä in Jerusalem an. Das 8. Kap. bespricht die Marienverehrung gemäß ihrer Stellung zu uns als Mutter der Menschen; hierzu werden fast nur die innigen und erhabenen Ausführungen des heiligen Ephräm aus seinen Sermones gebracht, die noch viel zu wenig bekannt sind; wunderschön ist von demselben z. B. das Verhältnis Mariens zur Eucharistie geschildert (S. 285—290). Im 9. Kap. sind die mariischen Hymnen des heiligen Ephräm in deutscher Uebersetzung gegeben, namentlich die sich auf Mariä Verkündigung und die Geburt und Erscheinung des Herrn beziehen. Das 10. Kap. enthält in lateinischen und deutschem Texte mariische Hymnen und andere Gedichte verschiedener alter Verfasser (Sedulius, Prudentius, Juvencus, Ennodius, Arator, Venantius und Euchumneus) und zum Schluß noch eine äthiopische Hymne eines unbekannten Verfassers zwischen den Jahren 431—451.

Was nun die Uebersetzung dieses kostbaren Werkes ins Deutsche betrifft, muß der Sorgfalt in Bezug auf den genauen Ausdruck und auf die fließende Sprache alles Lob gespendet werden. Nur einige leicht mißverständliche Worte wären durch andere zu ersetzen; so soll namentlich im 1. Bande S. 157 statt „Maria ist umso anbetungswürdiger“ es heißen „umso verehrungswürdiger“. Dem Autor selbst ist wohl S. 35 die Ausdrucksweise zuzuschreiben: „die Begriffe werden zu Vorstellungen gestaltet“, während die jetzige Sprachweise der Logik „die Begriffe aus den Vorstellungen“ gebildet

werden läßt. Jeder, der in Predigten, Betrachtungen oder eingehenderen Studien sich mit den Gnadenvorzügen Mariens beschäftigt, wird dem gelehrteten Verfasser und den bewährten Uebersezern zu großem Danke verpflichtet sein. Er findet so ausführlich und unverändert die Wörterstellen der ersten sechs Jahrhunderte über die Gottesmutter, wie sie wohl in keinem deutschen Werke bisher existieren und auch im lateinischen Werke der *Summa aurea* von Bourassé nicht so verlässlich gegeben sind.

Linz, Freinberg.

P. Georg Kolb S. J.

6 Die Mariologie des heiligen Augustinus. Von Dr. th. Philipp Friedrich. Köln, Bachem. 1907. gr. 8°. 279 S. M. 3.80 = K 4.56.

Obwohl der nächste Zweck dieser gediegenen Schrift für den Verfasser die Eröffnung der akademischen Laufbahn war, so reihte sich doch weiterhin zur Bevollständigung des Ganzen der lebhafte Wunsch desselben an, „das reiche Edelmetall schöner und tiefer Gedanken aus Augustins Schriften zur gangbaren Münze und zum Nutzen vieler darzubieten“. Es wurden dabei alle verdächtigen und falschen Zitate ausgeschlossen. Der Autor zeigt in den 8 Abschüttten, in welche er das Werk einteilt, eine außerordentliche Belesenheit und eine Uebersfülle von Angaben der Literatur mit kritischer Unterscheidung. — Nach einer Skizze der voraugustinischen Mariologie wird aus Augustins Schriften die Davidische Abstammung Mariä erwiesen, wofür auch der Autor gegen den Erlanger Professor Zahn u. a. (S. 41 ff.) eintritt. Im 3. Abschnitt wird klar und gründlich Mariens Jungfräulichkeit vor, in und nach der Geburt des Erlösers aus vielen Stellen des Kirchenlehrers erwiesen; ebenso schön und klar im folgenden Abschnitt die Gottesmutterhaft, wenn auch Augustin (weil vor dem ephesinischen Konzil) noch nicht die prägnanten Ausdrücke *Dei genitrix*, *Deipara*, *theotokos* gebraucht (vgl. S. 275). Für Mariens Gnaden und Tugenden galt Augustin das ambrosianische Ideal der jungfräulichen Gottesmutter als Grundlage, aber er bleibt bei den Offenbarungsberichten über die einzelnen Tugenden stehen und verschmäht die legendarischen Angaben von Apokryphen und die Schilderungen einer wuchernden Phantasie. Bei Mariens Sündenlosigkeit wird eingehend (S. 183–233) über die Freiheit von der Erbsünde gemäß dem Texte und Kontexte der klassischen, auch vom Trierer Konzil erwähnten Stelle *de natura et gratia* 36, n° 42 gehandelt, da die Interpreten derselben auch jetzt noch verschiedener Meinung sind. Friedrich bringt sie in drei Massen. Deren erste behauptet, daß Augustin hierin bestimmt Mariens Freiheit von der Erbsünde annimmt (15 Autoren der Zeitzeit); die zweite (5 Autoren) behauptet dieses durch Beziehung der späteren *Sentenz contra Julianum* V. 15; die dritte (13 Autoren) behauptet, daß Augustin nur die Freiheit Mariens von jeder persönlichen Sünde lehre; dieser Meinung schließt sich auch Friedrich an, was er von Seite 202–210 zu begründen sucht. Es folgt die Untersuchung der noch schwierigeren Stelle im *Opus imperiale* Jul. IV. 122 („tu ispani Mariam diabolo nascendi conditione transcribis“), welcher Vorwurf wirklich in etwas den großen Kirchenvater in Verlegenheit bringt, ungeachtet seiner Antwort „ipsa conditio solvitur gratia renascendi.“ deshalb meint auch Friedrich, daß Augustin die Probleme der Allgemeinheit der Erbsünde und Erlösungsbedürftigkeit und andererseits Mariens Freiheit von der Erbsünde nicht zu vereinbaren wußte (S. 222). Eine andere Schwierigkeit erwuchs für Augustin aus dessen Ansicht über den Generationismus der menschlichen Seelen. Im 7. Abschnitt „Maria im göttlichen Heilsplan“ erklärt Friedrich im Gegensatz zu Morgott, Scheeben, Stamm, Malou u. c. die Worte Augustin: „Maria ist die geistige Mutter der Mitglieder des (mystischen) Christus; denn sie hat durch ihre Liebe mitgewirkt, daß Mäntlige in der Kirche geboren wurden“ nicht von einer unverstellten Mutterhaft Mariä für alle Menschen, sondern nur für jede

Seele, welche den Willen Gottes tut. (S. 258 ff.) Im kurzen 8. Abschnitt wird Mariens Würde und Verehrung nach Augustins Bezeugnissen zusammengefaßt, aber auch aus denselben gezeigt, daß zu seiner Zeit in Afrika weder ein besonderes Marienfest, noch eine Marienkirche, noch ein Marienbildnis bestand. Der vorzüglichste liturgische Ritus galt damals den heiligen Martherrn. Als die vier hervorragenden Thesen der augustinischen Mariologie stellt Friedrich (S. 273) zusammen: 1. Die virginitas Mariae in partu. 2. Das votum virginitatis, welches Augustinus zuerst bestimmt aus Mariens Worten „Quomodo“ usw. folgert. 3. Die geistige Mutterlichkeit Mariä für die Glieder des Leibes Christi. 4. Die Freiheit von jeder persönlichen Sünde.

Linz, Freinberg.

P. Georg Kolb S. J.

7) **Handbuch der Patrologie** und der kirchlichen Literaturgeschichte von Fr. Karl Magon. Mainz, Regensburg. M. 2.— = K 2.40.

Auf dieses Werk ist von den Berufenen noch viel zu wenig aufmerksam gemacht worden. Wir haben gute patrologische Werke, aber sie sind zu umfangreich für viele: wir haben Auszüge, sie sind abgerissen und bieten zu wenig. Dieses Werk hält eine glückliche Mitte ein und ist darum vorzüglich brauchbar. Das möchten wir besonders all denen vom Klerus ans Herz legen, die sehr mit äußerer Arbeit belastet sind. Ein Werk wie die Patrologie von Magon kann jeder leicht bewältigen und bleibt dann kein Fremdling auf diesem Gebiet.

Der Verfasser wollte besonders den Predigern und Katecheten geeigneten Stoff ermitteln. Darum sind die Vätertexte auch alle übersetzt worden. Wohl verstehen alle Theologen ihr Latein; gewiß aber ist, daß sie ihre Muttersprache noch besser verstehen, und daß eine deutsche Wiedergabe jedem handlicher erscheint, besonders wenn man rasch arbeiten muß.

Wir empfehlen dies sehr brauchbare Werk besonders dem Landklerus und allen mit Arbeit Neberbürdeten, sie haben ihr Väterstudium und doch ist es leicht.

Bruneck, Tirol.

Lektor Gaudentius Koch, Kapuziner.

8) **Engeln's Geschichte der christlichen Kirche**. Für Schule und Haus. Bearbeitet von Dr. theol. Degen, Domkapitular u. Seminar-direktor in Osnabrück. Mit bishöfl. Approbation. 16. Auflage. Osnabrück 1907. Verlag von Wehberg. 8°. 128 S. M. —.60 = K —.72 gebd. M. —.75 = K —.90.

Schon für die Volksschule pflegt man in der Gegenwart den Katechismen einen kurzen Abriß der Religionsgeschichte beizufügen, für Mittelschulen, wie z. B. Lehrerseminarien, höhere Töchterschulen bedarf es aber gewiß einer eingehenderen Einführung in die Geschichte der Kirche, deren reiches inneres Leben sich in den Ereignissen der einzelnen Zeitepochen nach verschiedenen Seiten widerspiegelt. Der ursprüngliche Verfasser, der (†) Osnabrücker Diözesanpriester Engeln, hat in seiner Stellung als Missionsgeistlicher in Bremen das Bedürfnis eines solchen Buches, besonders für die Katholiken der Diaspora empfunden. Das überaus volkstümliche Büchlein hat der neue Herausgeber Seminar-direktor Degen noch mehr für Schulzwecke bearbeitet und bis auf die neueste Zeit (Papst Pius X.) in der jetzigen 16. Auflage weitergeführt. Uebrigens kann diese kleine Kirchengeschichte auch sonst bei ihrer populären Darstellung mit großem Nutzen gelesen werden, und ist deren Verbreitung in weiten Volkskreisen sehr zu empfehlen. In sechs Hauptabschnitten wird der Stoff behandelt, trefflich auch die Zeit der großen Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert. Das Buch hat in der katholischen Presse wiederholt Anerkennung gefunden, so in den „Stimmen aus Maria Laach“, in der „Königlichen Volkszeitung“ und anderen. Der äußerst billige Preis erleichtert die Einführung für Schulen.

Osnabrück.

Rhotert, Domkapitular.

9) **Katholische Schulbibel.** Von Dr. Jakob Eder. Trier, Schaar und Tathe, 1906. 8°. 391 S. und zwei Karton. In Leinwand gebd. M. 1.20 = K 1.44.

Dieses Buch erregt durch seine prächtige, von Philipp Schuhmacher herrührende Illustrirung und durch die sonstige splendide und geschmackvolle Ausstattung Aufsehen. Hierin darfste ihm kaum ein anderes dem Religionsunterricht dienendes Schulbuch gleichkommen. Manche Illustrationen wären freilich besser weggeblieben, damit die Aufmerksamkeit der Kinder nicht auf Nebendinge abgelenkt werde, so die Heigenblätter (S. 4), das Schaf (zu „Kain und Abel“, S. 6), die Handmühle („zu Abrahams Gastfreundschaft“, S. 19), der Reitesel zu „Prüfung Abrahams“, S. 23), die Ziekuh zur „Beschreibung des heiligen Zeltes“, wo „Ziekuhselle“ erwähnt werden, S. 77) u. s. w., im ganzen aber ist die Illustrirung sowohl vom künstlerischen, als vom unterrichtlichen Standpunkte musterhaft und eine wahre Augenweide.

Der allgemeinen Einführung des Buches steht aber, soweit die Volkss- und Bürgerschule in Betracht kommt — in der Mittelschule mag es anders sein — die allzu große Stofffülle entgegen. Das Buch enthält je 125 Stücke aus dem Alten und Neuen Testamente einzhließlich 15 Auszüge aus den Briefen der Apostel und aus der Offenbarung und die einzelnen Stücke enthalten zu viel Details. Überdies ist die Ausdrucksweise der heiligen Schrift mit ihren Wiederholungen und Hebraismen zu slavisch beibehalten, so daß die Sprache oft eine undentsche ist und viele Stücke sich zum Memorieren nicht eignen.

Hierfür einige Proben. „Dieser (Enos) sing an, den Namen des Herren anzurufen.“ (7.) „Und weil er (Enoch) mit Gott gewandelt, war er nicht mehr.“ (7.) „Da gedachte Gott des Noe und aller Tiere und alles Viehes.“ (9.) „Er ließ den Josef ins Gefängnis werfen, an den Ort, wo die Staatsgefangenen in Haft gehalten wurden.“ (Der Zusatz überflüssig: S. 37.) „Er (Gott) wendete ihm (Josef) Huld zu. . . . Alles, was dort geschah, mußte er anordnen“ (38.) „Dann werden die Vögel das Fleisch von Dir fressen.“ (39.) „Als Jakob hörte, daß in Aegypten Metreide zu laufen sei, sprach er zu seinen Söhnen: Was säumet ihr? Ich höre, in Aegypten hält man Metreide seit.“ (42.) „Unser zwölf sind deine Söhne, wir sind Brüder, Söhne eines Mannes in Kanaan.“ (42.) „Er (Joseph) ward einbalsamiert und in der Wade beigesetzt in Aegypten.“ (52.) „Vergeben sind dir (Magdalena) deine Sünden!“ (222.) „Gottes Sohn bin ich!“ (301.) „So kamen hinzu an jenem Tage ungefähr 3000 Seelen.“ (318.) „Der Gott unserer Väter hat verherrlicht seinen Sohn Jesus.“ (319.) „Der Glaube, der durch Jesus kommt, hat diesem die Gesundheit geschenkt.“ (319.) „Woll von Heiligem Geist und Weisheit.“ (323.) „Was ist, Herr?“ (331.) „Diesen hat Gott auferweckt und hat ihm verliehen zu erscheinen uns, die wir mit ihm gegessen . . .“ (332.)

Dem Käscheten wird das Buch bei der Vorbereitung treffliche Dienste leisten. Wenn ihm die Zeit nicht erlaubt, die biblischen Geschichten in der Heiligen Schrift selbst nachzulesen, so findet er sie hier ausführlicher und anschaulicher, als sie im Schulbuche geboten werden können. Auch aus den Illustrationen besonders aus den naturgeschichtlichen und geographischen wird er manches lernen können. Der Preis muß im Verhältnisse zur Ausstattung ein äußerst billiger genannt werden.

Wien.

Joh. Ev. Pichler.

10) **Didactica magna** oder Große Unterrichtslehre von Johann Amos Comenius. Bearbeitet von Wilhelm Altemöller. (Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften, XXX. Band.) 8. LXXX. und 189 S. Paderborn, J. Schöningh, 1905. M. 2.— = K 2.40.

Der erste Teil des Buches bietet eine 72 Seiten umfassende Lebensgeschichte Comenius. Zu dieser wurden hauptsächlich protestantische Quellen benutzt und dabei scheinen die protestantischen Anschauungen den Verfasser stark beeinflusst zu haben. Er nennt Comenius den „Bischof einer grausam verfolgten Gemeinde“, der böhmischen Brüder (LXVII.). Die „grauame Verfolgung“ bestand darin, daß die böhmischen Brüder in den habsburgischen Landen nicht geduldet wurden. Dazu hatten die Habsburger gewiß schwerwiegende Gründe, und zwar nicht nur religiöse, sondern auch politische. Denn im 30jährigen Kriege waren die böhmischen Brüder und auch Comenius mit ihren Sympathien ganz auf Seite der Schweden. (LIII f.) Comenius übersegte und verfocht die Weissagungen (Notters) über den Untergang des habsburgischen Herrscherhauses (XX), verteidigte auch die gleichfalls gegen das Haus Habsburg gerichteten Visionen der Christina Poniatowska (XIXL), ging als Gefandter, wenn auch nicht gerade in politischen Angelegenheiten, zum Winterkönig (XX), forderte später sogar Georg Rakoczy auf, sich mit dem Auslande gegen den Kaiser zu verbünden (LXIV). Wenn Comenius in der Zeit, wo der Kaiser gegen die Protestanten siegreich war (1626), sagt: „Zwar frohlocken gegenwärtig die Gottlosen, aber ihr Glück ist von kurzer Dauer“, so stimmt ihm der Verfasser unserer Biographie mit den Worten bei: „Wie pastet der Inhalt der Dichtung für die damalige Zeit!“ (XX). Wenn endlich der Herausgeber (S. LXXI) ein Wort Georg Müllers über die allgemeine Unterdrückung „der Wahrheit und Religionsfreiheit“ zur Zeit Comenius zustimmend anführt, so kann nach dem Zusammenhang unter „Wahrheit“ nicht die katholische Lehre verstanden sein!

Hiemit soll die persönliche Frömmigkeit Comenius, von der uns die vorliegende Biographie viele erhebende Beispiele bringt, keineswegs in Zweifel gezogen werden. Als pädagogischer Korinphä ist er allgemein anerkannt und es ist zu begrüßen, daß hier sein Hauptwerk, mit Auslassung überflüssiger Weitschweifigkeiten aufs neue ins Deutsche übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen, auch katholischen Kreisen zugänglicher gemacht wird. Denn daselbe enthält eine Fülle von Anregungen und Winken auch für den heutigen Katecheten und Lehrer. Für eine wahrhaft christliche Erziehung tritt Comenius mit aller Kraft und Innigkeit ein. Möge er darum, sowie er in methodischer Beziehung, besonders durch Betonung des Anschauungsunterrichtes, der Wegweiser unseres heutigen Schulwesens geworden ist, es auch in Bezug auf den religiösen Grundton der Erziehung wieder werden! — Die Uebersetzung ist derart, daß der Leser gar nicht merkt, daß er eine solche vor sich hat.

Wien.

Joh. Ev. Pichler.

11) **Zur Reform des Katechismus und der Katechese.**

Von Johann Valerian Schubert, Lehrer an der städtischen Volkschule in Würzburg. Paderborn 1906, Schöningh. 8°. 127 S. M. 1.50 = K 1.80.

In diesem Buche tritt Schubert zunächst mit überzeugenden Gründen und unter Anführung zahlreicher Beispiele (hauptsächlich aus dem Kölner Katechismus) für Vereinfachung unserer Katechismen ein. „Deharbe hat unseren Kindern eine zu schwere Bürde aufgelegt. Er hat übersehen, daß der Katechismus kein theologisches Lehrbuch, kein religiöses Handbuch, sondern ein bescheidenes Lernbuch für Kinder sei. Wenn der Religionsunterricht Herzenssache sein und für das Leben nachhaltig wirken soll, dann haben wir nicht Zeit, allen Pfaden der Religionswissenschaft nachzugehen, dann

müssen wir uns begnügen, die Kernpunkte und Hauptwahrheiten klarzulegen: mit theologischen Rüsten dürfen wir nicht unsere Zeit verlieren." (S. 14.) „Es ist nur schade, daß nicht jeder Katechismusbearbeiter seine Fragen und Antworten selbst erst einmal memorieren muß.“ (S. 18.) Hierin wird dem Verfasser jeder Katechet rechtgeben müssen, und zwar nicht nur bezüglich des Deharbeschen Katechismus!

Schubert empfiehlt weiter, zur Einteilung in vier Hauptstücke, wie sie der römische Katechismus befolgt, zurückzukehren, was der Rottenburger Katechismus bereits getan hat. Im einzelnen solle der Katechismus den „synthetischen“ Gang gehen („synthetisch nicht im Willmannschen Sinne, sondern in der landläufigen Bedeutung genommen, also: vom Konkreten zum Abstrakten). Es ist sehr richtig, daß z. B. der Begriff „Sacrament“ erst behandelt werden soll, wenn die Kinder schon einzelne Sacramente kennen (S. 26; die vorherige Kenntnis aller Sacramente ist jedoch gerade nicht notwendig), daß der Lehre über den Glauben die Behandlung des Glaubensbekenntnisses vorangehen soll (S. 28), daß überhaupt der Unterricht im allgemeinen vom Konkreten zum Abstrakten schreiten soll. Daraus folgert aber der Verfasser mit Unrecht, wie mir scheint, daß auch der Katechismus den synthetischen Lehrgang einhalten müsse. Der Katechet ist ja bezüglich der Reihenfolge, in der er die einzelnen Fragen behandelt, nicht an den Katechismus gebunden. Anderseits ist es wünschenswert, daß der Katechismus für den, dem die Religionswahrheiten bereits erklärt worden sind, eine geordnete Übersicht derselben biete, und dazu ist die „analytische“ (das Wort im Sinne Schuberts genommen, also: die vom Abstrakten ausgebende) Anordnung des Stoffes die entsprechendere. Die Forderung, daß der Katechismus die Frage in derselben Reihenfolge bringe, wie sie der Katechet zu behandeln hat, ist überdies unerfüllbar. Denn diese Reihenfolge ist eine andere auf der Mittel-, eine andere auf der Oberstufe; sie ändert sich auch, je nachdem der Lehrstoff in eine geringere oder größere Anzahl von Lektionen zerlegt wird.

Als ein Hauptübel der gegenwärtigen Katechese bekämpft Schubert die „konzentrische“ Stoffverteilung, nach welcher auf den unteren Stufen das wichtigste aus der gesamten Religionslehre mitgeteilt, auf den höheren Stufen der bisher behandelte Stoff erweitert wird. „So wird der Katechismus in sechs Jahren viermal durchgeheist, niemals gründlich, immer im Eittempo. Hast und Heute, Kühelosigkeit und Uebereilung, lückenhaftes und sprungweises Unterrichten, Seichtheit, Oberflächlichkeit, hohles Wortmachen ohne anschauliche psychische Unterlagen sind die Zeichen eines solchen Unterrichtes. Der Religionsstoff wird nicht recht geistiger Besitz, sondern hafet nur an den Worten des Katechismus und schwindet und fällt bald wieder mit diesem. Religiöse Unwissenheit, mangelndes religiöses Denken und Fühlen machen sich bemerkbar: den angelernten Sätzen fehlt die treibende Kraft zum religiösen Handeln; daneben fehlt jede Zeit, für die Uebung und Anwendung der erlernten Lehren im Leben der Kinder Sorge zu tragen.“ (S. 37.) Das sind allerdings Uebelstände, die im Religionsunterrichte nicht selten sind. Sie lassen sich aber auch bei konzentrischer Stoffverteilung vermeiden, wenn der konzentrischen Kreise nicht zu viele gemacht werden und den einzelnen Kreisen ein weniger umfangreicher Stoff zugeteilt wird, als es tatsächlich meist geschieht.

Lebrigens kann auch Schubert der konzentrischen Kreise nicht völlig entraten, indem er in den ersten drei Schuljahren das wichtigste aus der gesamten Religionslehre behandelt und im vierten Schuljahr eine erweiterte Behandlung des nämlichen Stoffes beginnt. Daß er aber diese Behandlung auf vier Jahre ausdehnt (4. - 7. Schuljahr; im achten folgt ein „Ueberblick“ über den ganzen Lehrstoff), hat verchia eine Uebelstände zur Folge, insbesondere den, daß oftmals Schüler, die längere Zeit von der Schule abwesend sind oder diese vor Erreichung der höheren Klassen verlassen, von wichtigen

Partien des Unterrichtes nichts hören, ferner, daß diejenigen Partien des Lehrstoffes, die den ersten Jahren des vierjährigen Kurses zugewiesen sind, wegen der noch geringen Fassungskraft der Kinder niemals mit der nötigen Gründlichkeit durchgenommen werden können. Die zehn Gebote z. B. können im vierten Schuljahr, für welches sie Schubert ansetzt, unmöglich in der Weise behandelt werden, wie es Schubert in seinen — an und für sich ausgezeichneten — „Katechesen für katholische Volksschulen“ tut. (Auch die Lehre vom Bußsakrament und vom heiligen Messopfer ist in der Form, wie sie Schubert für das dritte Schuljahr S. 108 ff. vorschlägt, viel zu schwierig.) Längstens alle zwei Jahre soll meines Erachtens der gesamte Lehrstoff zur Sprache kommen.

Der Grund, daß Schubert für die Durchnahme des gesamten Lehrstoffes vier Jahre beansprucht, liegt wohl darin, daß er biblische Geschichte und Katechismus in einen gemeinsamen Lehrgang verslicht, dessen Hauptgesichtspunkte sind: 1. Gott Vater, 2. Gott Sohn, 3. Gott der heilige Geist, 4. die Kirche, 5. das Jenseits. Diese gänzliche Verquickung der biblischen Geschichte und des Katechismus muß wohl auch die Folge haben, daß die Schüler weder über die erstere noch über den letzteren eine klare Uebersicht gewinnen können.

So viel Beherzigenswertes daher die vorliegende Schrift auch enthält, namentlich über die Notwendigkeit der Vereinfachung unserer Katechismen, so hat doch in zwei Hauptpunkten meiner Ansicht nach der Verfasser nicht das Richtige getroffen, nämlich 1. in seinem Begehr nach „synthetischer“ Anordnung des Lehrstoffes im Katechismus und 2. in dem vorgeschlagenen Lehrplane.

Wien.

Joh. Ev. Pichler.

12) **Katechesen für katholische Volksschulen. II. Das Gebot der Nächstenliebe** von Johann Valerian Schubert, Lehrer an der städtischen Volksschule zu Würzburg. Paderborn, Schöningh, 1906. M. 2. -- = K 2.40.

Diese ganz originelle Arbeit enthält ein überaus reiches Material, namentlich an biblischem Anschauungsstoffe, aber auch an schönen und erhabenden Gedanken, Vergleichen, Anwendungen für die Katechese auf der Oberstufe und für die Christenlehre.

Kürmliche Katechesen, wie man nach dem Titel vermuten möchte, sind es nicht; es ist nicht einmal deutlich zu ersehen, in wie viel Katechesen der vorliegende Stoff behandelt werden soll; wir meinen, es wären zur Bewältigung desselben wenigstens 50 Katechesen notwendig. In Österreich können wir nicht daran denken, den sieben letzten Geboten — denn diese werden in der vorliegenden Schrift behandelt — 50 Katechesen zu widmen. Dies dürfte aber auch in Bayern unmöglich sein, selbst dann, wenn nach dem vom Verfasser in seiner Schrift „Zur Reform des Katechismus und der Katechese“ vorgeschlagenen Lehrplane der gesamte Lehrstoff des Religionsunterrichtes vom 4. bis zum 7. Schuljahr nur einmal zur Behandlung kommt. Der Verfasser scheint sich übrigens an diesen Lehrplan selbst nicht zu halten. Denn in denselben sind die zehn Gebote dem 4. Schuljahr zugewiesen; für dieses Schuljahr aber wären die vorliegenden Katechesen bei weitem zu schwierig.

An Methodik enthalten diese Katechesen mehr als die meisten in den letzten Jahrzehnten erschienenen. Sie sind nicht nach einer und derselben Schablone gearbeitet. Zumeist gehen sie von der Anschauung (biblischen

Beispielen aus (nach Willman: „entwickelnde Analyse“, öfters aber auch von Lehrreden des Heilandes („erklärende Analyse“) oder vom innersten Kerne der Sache „Synthese“); letzteres ist z. B. beim 7. Gebote der Fall, wo vom Begriffe des Eigentums ausgegangen wird. Von der Münchener Methode weichen sie auch dadurch ab, daß sie nicht nach „Einheit der Anschauung“, sondern nach begrifflicher Einheit streben und daß sie Gemüt und Willen nicht bloß durch Anschauung (Erzählungen, sondern noch mehr durch Motive belegen wollen.

Die Sprache ist herzlich und kräftig und verrät einen Lehrer, dem die religiöse Erziehung der Kinder Herzenssache und Lebensaufgabe geworden ist.

Die einzelnen Pflichten werden allerdings aus der Offenbarung, aber zu wenig aus dem Wortlauten der zehn Gebote selbst abgeleitet; dadurch tritt die Bedeutsamkeit der Gebote zurück und geschieht ihrer Wirksamkeit Eintrag. Wenn ein Gebot Jesu angeführt wird, darf man wohl nicht unmittelbar nachher fragen: „Ist es aber nicht töricht, denen Gutes zu tun, die uns Böses erweisen?“ (S. 45.) oder: „Zeige mir, daß dieser Satz richtig sei!“ (S. 165). Das Gebot der Nächstenliebe wird aus den sieben letzten der zehn Gebote abgeleitet. Daß Jesus die Nächstenliebe unmittelbar befohlen hat, wird nur ganz nebenbei erwähnt (S. 165) und kaum zum Beweggrund der Nächstenliebe gemacht! Der Verfasser hält das Gebot der Liebe überhaupt nur für eine Abstraktion aus den zehn Geboten und nennt es eine „Verkehrsrittheit“, das Hauptgebot vor den zehn Geboten zu behandeln (S. XI). Das Gebot der Liebe ist aber doch für sich vollkommen verständlich; ja es wirkt kräftiger, wenn es als selbständiges Gebot und nicht bloß als Hauptinhalt der zehn Gebote behandelt wird.

Beim vierten Gebote wird als Hauptbeweggrund zur Ehrfurcht vor den Eltern angeführt: „Jeder von uns ehrt sein eigenes Bild, seine Photographie; . . . so und in viel größerem Maße mußt du deine Eltern ehren. Nach ihrem Bilde bist du erschaffen worden; darum sagt die heilige Schrift: „Ehre deinen Vater und deine Mutter.“ Wenn dem so ist, dann sind in demselben Maße die Eltern zur Ehrfurcht gegenüber den Kindern verpflichtet! Die Behandlung des vierten Gebotes ist überhaupt viel zu kompliziert, wenigstens im ersten Kapitel, betitelt „I. Elternwürde“ mit den Untertiteln: „1. Gott der Schöpfer — der Mensch sein Ebenbild. 2. Gott der Erhalter. 3. Gott der Regierer“ und der „Zusammenfassung: Gott hat den Eltern alle Rechte gegeben, welche er selbst über die Kinder ausübt“ u. s. w. (S. 2 ff.)

Beim sechsten Gebote wird von der Ehe ausgegangen. Der Zusammenhang zwischen der Ehe und dem sechsten Gebote wird aber den Kindern nicht erklärt und kann ihnen auch nicht erklärt werden. Es ist daher kein Grund vorhanden, die Ehe — in der Volksschule nämlich — beim sechsten Gebote zu behandeln; es könnte dadurch vielmehr in den Kindern eine gefährliche Neugierde erregt werden.

Die leiblichen Werke der Barmherzigkeit werden an das siebente, die geistlichen an das achte Gebot angeschlossen. Die Beziehung der geistlichen Werke der Barmherzigkeit zum achten Gebote läßt sich aber meist nur gezwungen herstellen und dürfte den Kindern kaum klar werden.

S. XIII sagt der Verfasser: „Die Form der Darstellung wollte sich halb und halb jener des direkten Unterrichtes nähern.“ Wir wünschten, daß dieses noch mehr der Fall wäre und daß insbesondere jede Katechese deutlich abgegrenzt wäre, da es sich auch darum handelt, über die Methode des Religionunterrichtes Klarheit zu schaffen, wozu der Verfasser gewiß ein guter Teil beitragen könnte. Die Darstellung müßte aber dann auch einfacher und fächerlicher sein.

Unter dem vielen, was dem Rezensenten besonders gefallen hat, sei hervorgehoben die kräftige und mässvolle Warning vor dem Alkohol (S. 32 ff.), die ausgezeichnete Behandlung des sechsten Gebotes, das, was beim siebenten Gebote von der Fürsorge für unser Eigentum und der Verwendung des selben gesagt wird, die staunenswerte Kenntnis der heiligen Schrift und Vertiefung in dieselbe, die der Verfasser in allerweg befunden; ferner folgende Stelle, die nach der Absicht Schuberts die Verwerflichkeit der konzentrischen Kreise beweisen soll, unserer Ansicht aber nur die Unzulänglichkeit von zwei oder (in den unteren Klassen) gar nur einer Religionsstunde in der Woche und die Notwendigkeit der Einschränkung des vorgeschriebenen Lehrstoffes dargetut: „Unser flüchtiger, hastender, ruheloser Unterricht, der immer vorwärts und vorwärts eilt, ohne den Schüler zur ruhigen Besinnung gelangen zu lassen, ist eines der Hauptübel unserer heutigen Katechese. Wer in der Schule steht, kann täglich erfahren, daß nur ein in die Tiefe gehender Unterricht, der dem Kinde Klarheit von einer Sache gibt, dauernden Erfolg sichert. Unser bisheriger Unterricht im Schnellzugtempo liefert nur Resultate für kurze Zeit, für einige Wochen oder Monate; er gibt vielleicht glänzende Ergebnisse für die Prüfungsarbeit, dann verfliegt wieder alles bis auf kümmerliche Reste. Unser Religionsunterricht muß aber nachwirken für das ganze Leben; er soll den ganzen Menschen ergreifen und ihn innerlich umgestalten; er soll Fleisch und Blut, Tat und Leben werden. Da hilft keine Unterrichtsheze, keine Presse, da heißt es, dem Geiste Zeit und Ruhe lassen, bis er die Ideen in sich aufgenommen, innerlich verarbeitet und praktisch betätigt. Da erreicht man nichts durch einen flüchtigen, oberflächlichen Unterricht, der etwas mehr gibt als die Texterläuterung, da heißt es sehr gründlich zu Werke gehen, um sich dauernde Erfolge zu sichern.“ (S. XIII.)

Wien.

Joh. C. Pichler.

13) **Ob wir Ihn finden?** Zweites Heft der Sammlung „Brennende Fragen“. Gedankenwanderungen durch Großwelt und Kleinwelt, Innenvelt und Außenwelt. Von A. Meyenberg. Luzern. Näber & Komp. 1907. gr. 8°. 216 S. Brosch. M. 1.50 = K 1.80.

Dem ersten Heft der brennenden Fragen „Die Pflicht der Katholiken zur Anteilnahme an Kunst und Wissenschaft“, ein Werk, das diese wahrhaft brennende Frage programmatisch und prinzipiell in geistreicher Art mit großartigen Gedanken und in bilderreicher Sprache behandelt, ist rasch das zweite gefolgt. Wir sind gerne dem Verfasser auf seine Einladung hin gefolgt zur Hochlandfahrt. Wie sich einem Bergsteiger bald da, bald dort neue Naturschönheiten zeigen und der Ausblick umso prachtvoller und die Natur großartiger wird, je höher hinauf er klettert, so entrollt Meyenberg in scharfsinniger und ideenreicher Gedankenwanderung stufenartig die Beweise für die Existenz eines außerveltlichen, persönlichen Gottes. Uriache, Urtatsache (Kausalgesetz), Bedingtheit und Selbständigkeit, Bewegung und Bewegter, die Vollkommenheiten und der Vollkommene, Gesetzmäßigkeit und Gesetzgeber, In ihm sind und leben wir — das ist die trockene Aufzählung der Kapitelsüberschriften. Niemand ahnt hier, welche Fülle von erhabenen Gedanken und lieblichen Bildern sich hinter ihnen verbergen. Wo ist je die generatio aequivoqua so überzeugend zurückgewiesen worden? Wie streng logisch wird aus der Trägheit des Stoffes auf eine allmächtige geistige Persönlichkeit geschlossen, wie interessant und anregend sind im 5. Abschnitt „Gesetzgeber und Gesetzmäßigkeit“ die Schönheit und Gesetzmäßigkeiten im Universum geschildert, wie eingehend beim Mikrokosmos Gewissen und Gesetz, Pflichtbewußtsein und Pflichtgefühl, Rechtsgefühl, Glücksgefühl, Liebe und Humanität. Aus jeder Betrachtung leuchtet dem Leser eine Schriftstelle entgegen, ja, er muß sie logischer Weise herauslesen, daß nur ein Tor in seinem Herzen sprechen könne, es gebe keinen Gott. Verfasser nimmt

Seite 123 auch Stellung für Deszendenztheorie und stellt in wenigen Sätzen den grundsätzlichen Standpunkt des katholischen Glaubens fest.

Der Name Meyenberg hat einen sehr guten Klang in der gebildeten Welt, das vorliegende Werk wird ihn noch erhöhen. Sehr zu stellen für eine Materie wie die behandelte kommt Meyenberg sein reiches naturgeschichtliches Wissen und seine Liebe und Begeisterung für Naturschönheiten. Da müßte er kein freier Schweizer sein! Er geht mit liebevollem Verständnis durch die blühend-grüne Frühlingslandschaft und mit Verständnis und sinnendem Ernst zugleich durch Wald und Feld, wenn die Natur im Herbstkleid prangt. Der Stil hat mich stellenweise lebhaft an Schell erinnert, so großhartig, tiefdringig, packend und wortreich. Dem vornehm ausgestatteten Buch viel Glück auf allen Wegen!

Lasberg an der Feistritz.

Gspann.

14) **Manuale Lin copense, Breviarium Scarense, Manuale Aboense.** Katholische Ritualbücher Schwedens und Finnlands im Mittelalter. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Josef Freisen, Dr. der Theologie und beider Rechte, Professor des Kirchenrechts in Paderborn. Paderborn. 1904. Junfermannsche Buchhandlung. LXXXIII u. 260 S. M. 7.50 = K 9.—

Die Reformation hat in den skandinavischen Reichen mit dem katholischen Kultus nicht so gründlich aufgeräumt, wie in Deutschland. Dafür suchte man um so gründlicher die liturgischen Bücher, Missalien, Breviere und vor allem die Ritualbücher zu vernichten. Von letzteren sind daher trotz der wohl auf 20 sich belaufenden einstigen Diözesen der drei nordischen Reiche nur mehr fünf gedruckte, aber keine handschriftlichen Exemplare erhalten geblieben. Diese „fünf kostbaren Talente“, lauter Drucke aus der Zeit kurz vor der Reformation, hat Dr. Freisen zum Gemeingut aller gemacht. Bereits gab er 1898 in zwei Monographien den Liber agendarum ecclesie et diocesis Sleszwicensis vom Jahre 1512 und das Manuale Curatorum secundum usum ecclesie Rosekildensis vom Jahre 1513 bei Junfermann heraus. Nun hat er das freudigst begrüßte Versprechen, das er auf dem Kongreß katholischer Gelehrten zu München 1900 (Alten S. 241) gegeben, eingelöst und damit das corpus scandinavicorum ritualium abgeschlossen und gewiß zur großen Befriedigung der interessierten Kreise, vorab der Liturgiker und Historiker.

Dem vollständigen Abdruck der drei Manualien schickt Freisen eine interessante Einleitung voraus (I—LXXXIII), die zuerst von den noch erhaltenen liturgischen Büchern Schwedens aus dem katholischen Mittelalter handelt. Manualia, Brevaria und Missalia unterscheidend, bespricht er das Manuale Aboense. Die Diözese Abo in Finnland gehörte eben bis 1808 noch zu Schweden. Es ist knapp vor dem Abschluß 1522 gedruckt; denn 1528 treffen wir schon den Dominikaner Martin Slytte als protestantischen Bischof in Abo. Darauf schließt Freisen den Bericht über das Manuale Lin copense, das der letzte katholische Bischof von Linköping Brasko 1525 drucken ließ. Darauf reiht sich die Erörterung über acht Brevierausgaben, unter denen das Breviarium Scarense a 1498 des Bistums Skara in Westgotland jülich von Wennersee von besonderer Bedeutung ist, da es unter dem Titel *actus sacerdotales* eine Art Rituale enthält, welches der Herausgeber zum Abdruck bringt. Schwedische Missalien weiß er nur vier anzuführen und zu besprechen, zwei von Uppsala (1483 u. 1513), eines von Strengnäs 1487 und eines von Abo 1484, dazu ein Graduale von 1490. — An zweiter Stelle handelt Freisen kurz über die liturgischen Bücher aus dem katholischen Mittelalter in der Erzdiözese Lund, der die dänischen Bischöfe alle unterstanden, und über die in Norwegen. — Der dritte Abschnitt handelt

über die Bedeutung der Neuherausgabe der drei Manualien und über die Art und Weise derselben.

Es sind alle drei mit vollständigem Text abgedruckt. Voran stellte Freisen das Manuale Lincopense wohl wegen seines reicherer Inhaltes und größerer Selbständigkeit. Er glossiert dasselbe Schritt für Schritt und zwar unterm Strich, wobei er in erster Linie auf die gleichen oder abweichenden Riten der zwei anderen wie auch der früher herausgegebenen Manualien von Schleswig und Roskilde Rücksicht nimmt. Daher entfällt bei den zwei ersten ein weiterer Kommentar und genügt die Rückverweisung aufs Linköpinger Manuale. Damit bietet der Herausgeber eine übersichtliche Darlegung der Sakramentenspende, der Krankenseelsorge, des Begräbnisritus u. s. w., kurz der seelsorglich liturgischen Handlungen in den nordischen Reichen am Ausgang des Mittelalters. Er prüft jedoch auch die Riten auf ihren Ursprung, und er muß — worauf bereits bei der Besprechung der zwei zuerst erschienenen Manualien Dr. Reichsfreiherr von Hackelberg-Landau hingewiesen — das Geständnis ablegen, daß dieselben ihre hauptsächlichste Quelle im englischen Ritus, vor allem in dem Manuale Sarisburicense haben. Wegen des engen Zusammenhanges, in dem die nordischen Reiche nicht bloß mit England, sondern auch mit Norddeutschland standen, zwang sich dem Herausgeber der Vergleich mit den Manualien norddeutscher Kirchen von selber auf. Um ein möglichst vollständiges Bild der Apostolizität und der Katholizität dieser Ritualien nebst der Darlegung ihrer Selbständigkeit zu bieten, zog Freisen auch das Rituale Romanum und die alten liturgischen Bücher Roms, wie einige aus Spanien zur Vergleichung heran. Diesmal kann ihn wohl nicht mehr der Vorwurf treffen, daß er Maskell und Martène nicht berücksichtigt hat.

Weil aber diese Manualien an der Grenzscheide zweier Zeiten stehen und die nordischen Katholiken so recht durch die Täuschung in der Liturgie um ihren Glauben betrogen worden sind, mußte Freisen sich der Mühe unterziehen, darzutun, inwieweit diese Riten anfangs von den Reformatorien beibehalten, wie ein Ritus um den andern nach und nach ausgeschaltet oder umgestaltet wurde, wie man aber gerade in Schweden am wenigsten radikal vorgegangen ist. Diese Glossen bilden einen wahren Schatz und eine reiche Fundgrube katholischer und protestantischer Riten im Norden. Der gelehrte Forsther verdient daher kaum einen kleineren Dank, als dem Prälaten Adolf Franz für die nach allen Seiten hin klassische Herausgabe und Kommentierung des Rituale von St. Florian zu teil geworden ist. Freisen konnte noch nach Abschluß seiner Arbeit letzteres benützen und sich manche Bemerkungen besonders über den Tausritus ersparen.

Findet sich auch das meiste dieser nordischen Riten da und dort in anderen Manualien zerstreut, so ist doch manches ganz eigentümlich. So wurde in Linköping der Täufling nicht mit Speichel, sondern *de humo* berührt und zwar *ad aurem destram, ad nares und dann ad aurem sinistram*. In den actus sacerdotales der Diözese Skara (1498) treffen wir den Ritus, daß der Pater bei der redditio orationis domini *ad* vor der Kirchentüre das Ave Maria zu beten halte, wogegen die drei anderen späteren Ritualien nur *Pr. nr. et Credo* kennen und nur das Schleswigsche vom Jahre 1512 *Pater, Ave und Credo* fordert. Auffällig, wenn nicht singulär zur damaligen Zeit ist der Brautsegen nach dem Linköpinger Manuale. Während alle anderen ihn nach der fractio pani, vor der Kommunion des Priesters haben, schreibt ihn jenes nach der Kommunion vor. Und merkwürdig, auch im Rituale von St. Florian (S. 45) finden wir ihn an dieser Stelle. Einzig dastehend dürfte wohl der Ritus „*Modus verus ad introducendum sponsum ed sponsam ad lectum*“ sein, wie ihn das Manuale Lincopense am Schlusse (Kap. XIV. S. 127) nebst der *Benedictio thalami* (Kap. V) bietet.

Aus all dem ergibt sich wohl ein dreifacher Wert dieser Herausgabe. Für die Liturgie des Mittelalters ist eine große Lücke ausge-

füllt, indem der ganze Schatz, der an nordischen Manualien noch erhalten geblieben, in einem ganzen Korpus vor uns liegt. Damit ist aber nicht bloß den Liturgikern, sondern auch den Historikern ein großer Dienst erwiesen, da sich ja kaum irgendwo das Leben, der Zusammenhang der christlichen Völker besser abspiegelt als in den gottesdienstlichen Gebräuchen. Aber auch der Apologie hat freilich keinen geringeren Dienst erwiesen. Denn diese Ritualien sind nicht bloß ein neuer Beweis, daß am Ausgange des Mittelalters die Riten der Kirche in den drei Reichen ihren Posten ausfüllten und der Seelsorge und der Disziplin des Clerus volle Aufmerksamkeit widmeten. Man lese nur die Vorrede des Bischofs Brynolph Gerlakssons zum Breviarium Scarensse (XXVIII.) und die Schlusshandlung des Bischofs Braske von Linköping: „Qui sacramenta conferat, fideliter intendat, quanta sunt, quae ministrat, ne seipsum seducat, qui alias prodesse videtur (XVI.). Sie sind der unumstößliche Beleg, daß die nordischen Reiche im Glauben und in Kultur trotz mancher Eigentümlichkeiten in den Riten vollkommen eins waren mit der katholischen Kirche und umgelehrt sind sie ein neuer Beweis für die unitas liturgica des Mittelalters. Es muß sich aber auch jedem, der diese Ritualien mit den jetzt von der protestantischen Kirche gebrauchten in Vergleich zieht, die Überzeugung aufdrängen, die 1899 der gelehrte Pastor der dänischen Volkskirche Christian Barfond in seinem Werke: Vor Højmesse (Unsere Hochmesse) ausgesprochen: „Die lutherische Kirche hat sich weit vom Glauben, dem Gottesdienste und dem ganzen Leben der apostolischen Kirche und dem ganzen kirchlichen Altertum entfernt.“ Und wenn er schreibt: „Wir haben bei den meisten (nicht bei allen?) unserer Hochmessen das Drama beseitigt und den Prolog (Lesung, Lied und Predigt) die Hauptfache sein lassen“, so kann man auch über die Ritualien sagen: „Der Kern, das Wesen, die Gnadenpendung ist bei den meisten Riten ausgeschaltet, nur die Schale, Nebensachen sind geblieben.“ Ob diese Arbeit nicht, wie so manche andere liturgische Werke einen neuen Steg bildet, der über die Klüft der Reformation zur Kirche herüberschreitet?

Zu bemerken wäre noch. S. 5 sind alle nordischen Manualien betreff des Ritus der Wasserweihe aufgeführt; das Breviarium Scarensse aber ist übergegangen, obwohl es fast ganz übereinstimmt (S. 144—146). — S. 32 lautet die Rubrik des Manuale Lincopense über die Beringung: „Dein ponens (sacerdos) annulum inter tres digitos sponsi teneat manum ejus et imponat eum super sollicem dicens In nomine patris, deinde in indicem et filii, deinde in medium dicens et spiritus sancti. Amen.“ Dem Wortlauten nach kann diese Rubrik kaum anders verstanden werden, als daß der Priester die Ringgebung vornimmt und zwar an den drei Fingern des Bräutigams. Allein alle anderen Ritualien kennen nur eine Beringung der Braut durch den Bräutigam, das Schleswigische allein zuerst die Beringung des Daumens und Zeigefingers des Bräutigams durch den Priester, dann der Braut am kleinen Finger durch den Sponsus. Dieser eigentümliche Ritus hätte wohl eine Erwähnung und bei der dunklen Fassung der Rubrik eine Erklärung verdient. — S. 48 Anmerkung 1. Der Hinweis auf S. 39, 1 ist nicht richtig. Es steht daselbst kein Wort, daß im Rituale Sarisburicense die Benedictio thalami verboten sei. Es heißt nur: *ordo thuris benedicti nunquam datur in ecclesia sponso et sponsae.* — S. 79, 1 wäre wohl der Hinweis am Platze, daß das Manuale Lincopense und Aboense die heilige Wegzehrung vor der letzten Delung ansehen.

Mautern in Steiermark.

P. Franz Mair, C. SS. R.

Pastorallektor.

15 **Die Sonntagsevangelien im Anschluß an die „Sonntagschule des Herrn“** von Dr. Benediktus Sauter O. S. B., Abt von Emmaus in Prag. Herausgegeben von seinen Mönchen. Mit

kirchlicher Approbation. Freiburg 1907. Herdersche Verlagshandlung. 8".
584 S. M. 4.— = K 4.80, gebd. in Leinwand M. 5.— = K 6.—

Die Sonntagsepisteln werden dem Volke beim Gottesdienst vorgelesen und deren Inhalt mit seinem tiefen Sinne und die gewaltige apostolische Darstellung werden ihre Wirkung vielfach nicht verfehlten, aber dessenungeachtet hat der Priester häufig auch die Empfindung, daß die Lesung über die Köpfe weggehe und ohne Verständnis angehört werde. Da ist eine Erklärung, die, ohne sich in exegetische Breite zu ergehen, das praktische Bedürfnis im Auge behält, die auf gut katholischer Grundlage stehend, fleißig bei den Vätern in die Schule gegangen ist, und die sich als reife Frucht eines geläuterten, Gott zugefehrten Lebens darstellt, hochwillkommen für Prediger und auch gebildete Laien. Und eine solche Erklärung haben wir in Sauters Sonntagsepisteln. Die einschlägigen Werke von Hirscher und Dieringer werden fleißig zurate gezogen, aber auch die modernen Verhältnisse und Bedürfnisse der Kirche durchwegs berücksichtigt. Die Form der Darstellung ist die des Dialogs zwischen Meister und Schüler. Häufig wird am Schluß eine spezielle Anwendung für Religiose besonders für Söhne des Ordensvaters Benedikt angefügt.

Wie herrlich liest sich z. B. nicht die Erklärung zu plenitudo legis est dilectio vom vierten Sonntag nach der Erscheinung? Wer wird nicht die Behandlung der Toleranz am zweiten Adventsonntag und des Ehelocks am ersten Fastensonntag zutreffend und zeitgemäß finden? Ungemein lieblich erscheint die Auslegung des Johanneischen „Deus caritas est“ am ersten Sonntag nach Pfingsten. Lichtbringend ist die Darstellung der Gnadengaben in der Kirche zur Epistel des zehnten Sonntags nach Pfingsten, anregend auch das am 15. Sonntag nach Pfingsten vom katechetischen Unterricht Gejagte. Wer wird auch der Abhandlung über die allgemeine Geltung des christlichen Sittengesetzes aktuelle Bedeutung absprechen zu einer Zeit, wo von der modernen antichristlichen Weltanschauung eine „Herrenmoral“, „Jenseits von Gut und Böse“ anempfohlen wird?

Seite 392 ganz unten finden wir einen Satz, der zum mindestens sprachlich schwerfällig ist. Sonst ist die Darstellung eine sorgfältige. Die Ausstattung macht der Verlagshandlung alle Ehre. Der Preis ist entsprechend.

Schwertberg.

Franz Hiptmair.

16) **Entwürfe zu Herz Jesu-Predigten.** Vier Zyklus. Von Hugo Hurter S J, Honorarprofessor an der Universität Innsbruck. Druck und Verlag von F. Nauch in Innsbruck.

Hurter hat Entwürfe zu Fastenpredigten und zu Marienpredigten herausgegeben, die ungemein brauchbar sind. Man hat ein fruchtbare Thema, eine vortreffliche Einteilung des Stoffes, eine kurze, aber sehr sachliche Begründung, infolge deren es ein leichtes ist, die Beweisführung zu machen, und endlich eine praktische Anwendung. Der Prediger braucht nur mehr seine eigene Individualität mit seinem eigenen Wissen und seiner eigenen Erfahrung tätig sein zu lassen, und er darf versichert sein, eine wirklich gute Predigt zustande gebracht zu haben.

Ganz das gleiche gilt von den vorliegenden Entwürfen zu Herz Jesu-Predigten, denen schon „Winke, Themen und Skizzen für Herz Jesu-Predigten“ vorausgegangen sind. Nebenbei läßt der Inhalt sich auch leicht auf verschiedene Dinge anwenden; es bedarf dazu nur kleiner Änderungen und praktischer Gewandtheit. Nach unserer Ansicht sind derartige Entwürfe viel nützlicher als ausgearbeitete Predigten. Diese gleichen doch nur der Rüstung Sauls, jene aber den Kieselsteinen Davids. Hurter verdient durch diese Arbeiten den Dank aller Prediger. Möchte die Vorlesung ihm noch Zeit und Kraft gewähren, recht viele solche Entwürfe herauszugeben, - recht gerne möchte unser einer Entwürfe über den Glauben, über dessen

Bernünftigkeit, Wichtigkeit, Schönheit und dergleichen und über die Motive zum Glauben re. sehn.

Linz.

Dr. M. Höptmair.

17) **Der junge Priester** von Kardinal Vaughan. Konferenzen über das apostolische Leben. Frei nach dem Englischen von Dr. M. Höhler. Domkapitular in Limburg a. d. L. Autoris. Uebersetzung. Freiburg, 1906. Herder. 16°. XII und 354 Z. brosch. K 2.60, gebd. K 3.60.

Domkapitular Höhler verpflichtet uns durch seine Uebersetzung dieses ebenso begeistert als begeistert geschriebenen Büchleins des † Kardinals Vaughan zu besonderem Dank. Jeder, nicht nur der junge Priester, wird daraus neue Freunde, Liebe und Eifer in seinem hohen Berufe sich holen. Einige Abhandlungen, z. B. „Die Mutter des Priesters“, sind von besonderer Schönheit; andere, die unserren Verhältnissen fremd, sind doch interessant, manche Bemerkung erinnert uns freudig, daß wir in Österreich doch manches haben, was andere noch sich wünschen. Man sieht es dem Büchlein an, daß es nicht eine wörtliche Uebersetzung, sondern eine freie Bearbeitung des englischen Originals ist. Einige stilistische Härten und grammatischen „Novitäten“ (z. B. „stetes Anteil“), sowie ausgebliebene Interpunktionen tun dem Werke keinen Eintrag. Nur der letzte Absatz auf Seite 136 über das heiligste Altarsakrament ist etwas unklar.

C. B. Kr.

18) **Die Vereinigung der Seele mit Jesus Christus.**

Heilige Abhandlungen vom heiligen Alfonso Rodriguez, Laienbruder der Gesellschaft Jesu. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit Vorwort von Prinz Max, Herzog zu Sachsen. 12°. XVI und 288 Z. Freiburg 1907. Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50 = K 1.80, gebd. in Leinwand M. 2.20 K 2.64.

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir das vorliegende Büchlein ein wahrhaft goldenes nennen sowohl dem Inhalte als der Ausstattung nach. Es weht darin der echte katholische Geist, wie wir ihn nur von einem Heiligen erwarten können, eine Frömmigkeit, die nicht etwa bloße Gefühls sprache, sondern festgegründetes, den ganzen Menschen durchdringendes Leben im Geiste und in der Wahrheit ist. Die hohe Wissenschaft des Heiligen und seine Kenntnis der heiligen Schrift sind hier ganz zum Dienste der Frömmigkeit verwendet.

19) **Ausgewählte Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres und für die Feste des Herrn** von Johann Heinrich Kardinal Newman. Ins Deutsche übertragen von Guido Maria Treves. Mit oberhürtl. Approbation. Kösel Memphen, 1907. Brosch. M. 4. K 4.80, in Leinwand gebd. M. 5.20 K 6.21.

Treves hat sich die Prediger zu großem Dank verpflichtet, da er ihnen diese wertvollen Aussäye der englischen katholischen Literatur in vorstehender vorzüglicher Uebersetzung zugänglich gemacht hat. Die Weise des hochgelehrten Kirchenfürsten, des Kardinal Newman, bedürfen keiner Empfehlung von uns. Seine Kraft liegt vorzüglich in dem Gedankenreichtum, seine Sprache dringt zu Herzen, sein Stil ist musterhaft, leicht, lebendig und mäßig geschrieben. Die Predigten, sichtvoll und überzeugend, gleichen einem laufenden Regen, der allmählich ins Erdreich dringt und es betrachtet mögeln in den Gauen Deutschlands und Österreichs der gleiche geistige Nutzen zeigen wie einst in England.

20) **Predigten auf die Sonntage des Kirchenjahres** von Dr. Philipp Hammer, Techant. Mit kirchlicher und weltanhafter. Baderborn. Erst und Verlag der Pontifikaldruckerei. M. 3.20 K 3.84

Wer den „Rosenkranz“ gelesen und benützt, wird mit derselben Freude und mit demselben Nutzen vorliegende Predigten zur Hand nehmen und ausbeuten. So geistreich sie einerseits, so einfach und ergreifend sind sie anderseits. Die aus der Geschichte oder aus dem Leben genommenen Beispiele sind sehr gut angewendet. Es dürfte auch hier wahr sein, was einmal ein Rezensent Hammerscher Predigten bemerkte: „Dechant Hammer war ein Prediger von Gottes Gnaden.“

Linz (Kalvarienberg).

P. F.

21) **Homilien** über die Evangelien der Sonntage und Feste des Herrn von Bischof de la Luzerne. Aus dem Französischen übersetzt von Wilhelm Müller, Priester der Diözese Rottenburg. Mit einer Einführung von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. Vom ersten Adventssonntag bis Epiphanie. Freiburg. Herder. M. 1.60 = K 1.82, geb. M. 2.40 = K 2.88.

Diese Homilien des Kardinals de la Luzerne werden besonders dem Anfänger im Predigtamte sehr gute Dienste leisten. Er kann ihnen ablernen, wie er in den Geist der Heiligen Schrift eindringen, wie er derselben eine Menge von Gefühlen, Willensanregungen und praktischen Anwendungen abgewinnen könne; sie sind geeignet, ihn zur Vertrautheit mit der Heiligen Schrift zu führen. Weil überhaupt nicht zu viele wirklich gute homiletische Arbeiten in der Neuzeit vorhanden sind, so ist diese Herausgabe, resp. Übersetzung mit Freude zu begrüßen.

Linz.

P. F.

22) **Die Grundlagen der Seelenstörungen.** Von P. Julius Beckmer S. J. Freiburg. 1906. Herder. M. 2.80 = K 3.36.

Das Werk ist in drei Teile geteilt: 1. körperliche Ursachen der psychischen Störungen; 2. seelische Ursachen und Prädispositionen; 3. die innere Beziehung zwischen Leib und Seele. Die Ausscheidung und Bearbeitung des reichen Materials ist einerseits so, daß sie auch den Nicht-Aerzten verständlich ist, anderseits aber auch Aerzten besonderes Interesse bietet, indem sich die philosophischen Erörterungen stets an die Tatsachen anschließen. Jeder gebildete Laie, besonders aber Scelsorger und Lehrer werden dieses Werk mit größtem Interesse lesen, und viele Zustände, die sich bei den ihrer Sorge Anvertrauten zeigen, mit ganz anderen Augen anschauen und solchen Erscheinungen gegenüber sich ruhig verhalten. Dieses ausgezeichnete Werk ist zugleich ein wirklich praktisches Werk.

Linz.

P. F.

23) **Der Glaube an die Kirche.** Von Julius Müllendorff S. J. Regensburg. Manz. M. 1.20 = K 1.44.

Sehr nützlich wie alle seine Werke. Ein Mahnwort für den katholischen Christen, wie er die heilige Kirche als seine Mutter hochhalten und Gott immer wieder für Auserwählung in sie danken soll: ein Unterricht für die Nichtkatholiken, daß sie die wahre Kirche erkennen und so durch Gottes Gnade in ihren Schoß gelangen können. Das Werkchen bleibt eine treffliche Erklärung zum neunten Glaubensartikel; alles ist mit Schrift- und Wärtertexten beleuchtet. Möge es vielen die Augen öffnen.

Bruneck.

Vektor Gundentius Koch, Kapuziner.

24) **Die Alkoholfrage der Gegenwart.** Sechs Vorträge von Anton Kertl. Regensburg. Manz. M. 1.20 = K 1.44.

Bei jedem ehrenhaften Menschen und umso mehr bei einem Christen muß das ganze Tun und Lassen nach den Grundsätzen der Vernunft oder des Glaubens geregelt sein; dies darum, daß er nicht töricht und sündhaft handle und seinen guten Namen verdiene. Das gilt auch von der Lebens-

weise in Speise und Trank. *Natura paucis contenta.* Darum die stete Warnung vor dem Mißbrauch geistiger Getränke. Man findet in dieser Schrift gutes Material zu Vereinsvorträgen und auch für Mäfigkeitspredigten. Gar manche Anknüpfung gibt sich ja ungesucht im Laufe des Kirchenjahres. Tue da doch jeder, was er nur kann.

Bruneck.

Lektor Gaudentius Koch, Kapuziner.

25 Das Geld und sein Paradies. Von Joh. Polifka C. SS. R. Manz, Regensburg. M. 1.20 = K 1.44.

„Das Geld sollen sie nicht höher als den Tod achten.“ Verstehst du diese Worte des heiligen Franziskus nicht, so nimm dies kleine Buch in die Hand. Die Macht des Geldes ist eine dämonische Gewalt, die den Fluch bringt über tausend und tausend. Diese aufklärende Schrift führt uns ein großes Stück der sozialen Zustände vor Augen. Der Christus sucht Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens. Die Verwertung des Geldes im Dienste der Religion dagegen bringt die edelsten Freuden: Ehre, Macht und Freundschaft; ja das Geld kann verklärt werden zum Werke der Charitas. Mögen das Ungezählte lesen. Lektor Gaudentius Koch, Kapuziner.

26 Die verleumdeten Mutter. Von L. Hofinger. Manz, Regensburg. M. —.80 = K —.96.

„Weil die Lüge hartnäckig wiederholt wird, darum muß man standhaft die Wahrheit sagen.“ Der Autor hat recht mit diesem Wort. Was werden nicht alle möglichen und unmöglichen Anwürfe gegen die Kirche zusammengesucht: wissenschaftliche Rückständigkeit, Niedergang katholischer Staaten und anderes mehr. Sie sei die Feindin des deutschen Volkes, ihr Einfluß durch die Beicht sei verderblich und was noch. Manche plappern das nach wie blöde Papageien. Sie haben dabei ebensowenig einen vernünftigen Gedanken, wie der Vogel im Käfig, und wissen auch keine Rechenschaft über das, was sie sagen. Wöchentlich solche doch dies Büchlein zur Hand nehmen.

Lektor Gaudentius Koch, Kapuziner.

27 Glauben oder Schauen. Von Augustin Hiersch. Manz, Regensburg. M. —.30 = K —.36.

Es ist gewiß, daß der Autor auf apologetischem Gebiet Vorzügliches leistet. Die ärmlichen Einwendungen gegen unsere heilige Religion werden sachlich und leicht verständlich widerlegt. Eine Taschenapologie, die sich jeder um den Preis von dreißig Pfennig beschaffen soll: er weiß dann manchem ungebildeten Schwäger die rechte Antwort zu geben.

Lektor Gaudentius Koch, Kapuziner.

28 Betrachtungen über das Leben, die Tugenden und Vorzüge der seligsten Jungfrau Maria auf alle Feste, für jeden Tag des Monats Mai und für alle Samstage des Jahres. Aus dem Französischen übersetzt von Fr. Philipp, Gen. Zsp. der christlichen Schulen. Regensburg, 1878. Manz, 12. XII, 755 Z.

Das Buch hält, was sein etwas langer Titel verspricht. Zu marianischen Vorträgen höchst praktisch. Der Preis ist von M. 5.40 auf M. 1. ermäßigt.

C. B. K.

29 Leben und Taten der zwei seligen Märtyrer Agatangelus und Cassian von P. Worb. Stoc. Amusbrud, Vereinsbuchhandlung. 1905. 16". 129 Z. Broich. K —.60.

Ein kurzer, interessanter Beitrag zur Missionsgeschichte des Kapuziner-Ordens.

C. B. K.

30) **St. Vinzenz v. Paul und die heiligste Eucharistie**
von Vinzenz Lüdwig, reg. Chorh. v. Klosterneuburg. Wien, 1905. Kirsch.
16°. 107 S. M. 1.— = K 1.20.

„Dem Klerus, und dem katholischen Volke zur Erbauung und den wackeren St. Vinzenz-Konferenzen zur geistlichen Læsung dargeboten“, um zur Betätigung des Glaubens in christlicher Charitas anzusefern.

C. B. K.

31) **Der hochselige Johannes Neumann**, ein heiligmäßiger Ordensmann und Bischof, von P. Schleinhofer. Im Selbstverlage des Verfassers im Redemptoristenkloster in Cham, Bayern. 1904. 24°.
96 S. brosch. M. — 15 = K — 18.

Ein etwas kurzes Bild eines vielbewegten interessanten Missionslebens.

C. B. K.

32) **Zwischen Volksschule und Kaserne**. Ein Mahnwort und Wegweiser für Geistliche, Lehrer und Jugendfreunde. Von Klaus von der Saar. Paderborn, Ferdinand Schöningh. M. — 50 = K — 60.

Alban Stoltz sagt: „Die Zwischenzeit von dem Jahre der Schulentlassung bis zur Zeit, da du allmählich einen Bart bekommst, das heißt die Jünglingsjahre, sind von der allergrößten Wichtigkeit für dieses Leben und für die ewige Entscheidung. Was der Mensch im Jünglingsalter für eine Richtung nimmt zu Gott, christliche Rechtschaffenheit oder zur Welt, dies bleibt meistens.“ Darum ermuntert der Verfasser dieses nützlichen Buches alle, sich der schulentlassenen männlichen Jugend recht anzunehmen und gibt für das „Wie“ kostbare Winke und wertvolle Ratschläge.

33) **Das Zeugnis der Kirchenväter**. Die Kernpunkte der christlichen Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre dargestellt in Zitaten aus den Väterschriften. Von Alois Hüllster, Rektor. Mit kirchlicher Druck Erlaubnis. Paderborn, 1907. Ferdinand Schöningh. Brosch. M. 2.20 = K 2.64.

Wir haben eine Arbeit vor uns, die wegen ihrer Gebiegenheit und Brauchbarkeit in den weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient. Wie froh ist jeder Prediger um passende Väterstellen. Hier sind sie in Hülle und Fülle geboten in korrekter Zitation, deutsch nach der in der „Bibliothek der Kirchenväter“ (Lösel-Kempten) gebotenen Uebertragung oder nach zuverlässigen lateinischen Texten. Sie betreffen der Reihe nach Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre. Ihre Auffindung ist sehr leicht durch das Richtwort am Kopfe jeder Seite, der Druck recht sauber. Möge diese kleine Auslese e thesauro inexhausto ss. Patrum von recht vielen benutzt werden!

34) **Der Kampf gegen die editio Vaticana**. Eine Abwehr von Dr. Peter Wagner, Mitglied der päpstlichen Kommission für die vatikanischen Choralbücher. Graz und Wien. 1907. Verlagsbuchhandlung „Styria“. 16°. 63 S. K 1.20.

Wie seinerzeit gegen die sogenannten Medicöischen Choralbücher eine starke Opposition sich erhoben hat, so sehen wir heutzutage, daß auch die neue auf unmittelbaren Einfluß des Papstes unternommene Reform des Chorals verschiedene Anseindungen erfährt. War der Widerspruch gegen die Medicöa einigermaßen erklärlich, weil deren Herausgabe ursprünglich ein Privatunternehmen war, weil ferner das Buch, wenn auch für „offiziell“ erklärt, nicht angenommen zu werden brauchte und tatsächlich selbst in Rom nicht allgemein im Gebrauche war und weil dasselbe mit mancherlei Mängel behaftet war, so ist es beinahe unbegreiflich, wie von Katholiken,

von Ordenspriestern, ja von Mitgliedern der zur Herausgabe des Chorals eingesetzten päpstlichen Kommission ein Werk bekämpft werden kann, welches vom Papst selbst angeordnet worden und für welches die besten Kräfte ihr ganzes Können und Wissen einsetzen. Die vorliegende Broschüre richtet sich gegen eine Schrift, worin ein Engländer, Beverunge, jüngst den Wert der *editio vaticana* herabzusezen suchte. Der Verfasser, Dr. Peter Wagner, selbst Mitglied der genannten päpstlichen Kommission, weist die Behauptungen Beverunges sachlich und würdevoll zurück. „Archaistischer“ und „traditioneller“ Choral sei durchaus nicht eins und dasselbe und eine Melodie brauche, um gut und traditionell zu sein, durchaus nicht aus dem 10. oder 12. Jahrhundert zu stammen. Das Älteste ist nicht immer das Beste und Praktischste. Würde die päpstliche Kommission nach dem Grundsatz handeln, den Beverunge und eine Anzahl Benediktinerbrüche zur Weltung bringen möchten, so würde auch nach hundert Jahren seine Choralausgabe zustande kommen. Wir empfehlen die vorliegende Broschüre allen Choralfreunden und -Forschern.

Linz.

Dr. Martin Fuchs.

35 Der himmlische Gärtner. Von Franz Büst. Zwei Bände. Regensburg. Manz. M. 4.— = K 4.80.

Dieses Werk verdient das Prädikat geistreich in jeder Hinsicht. Man kann es mit einem Blumenstrauß vergleichen, wo das Schönste aus allen Zonen zusammengeflochten worden. In der Literatur dürfte man es vielleicht mit den lieben Büchern von David S. S. zusammenstellen, und doch steht es über diesen, weil es viel reicher und mannigfaltiger ist. Es ist eigentlich eine Art Apologie vom ästhetischen Gesichtspunkte aus und zugleich eine sehr bildende Ause. Meiner Ansicht nach ein Kunstwerk und originell durch und durch. Das Sein und Wirken des Heilandes wird dargestellt unter demilde des Gärtner. Der Himmel ist sein Garten wie die Erde. Im Mittelgarten steht die Kirche erbaut. Dann werden die Prachtblumen bewundert, die der Heiligkeit, der Wundergabe, des Martyrums und des Ordenslebens. Und so ist schließlich das Menschenherz ein Garten Christi und wieder werden alle Beziehungen entfaltet. Was erst der Selergarten an neuen Ideen bietet mit seiner tiefen Betrachtung. Viele echt poetische Legenden, die der Verfasser aufgenommen, sind mir bis dahin ganz unbekannt gewesen und ich kann Büst nur danken dafür. Das Werk bietet nicht nur ästhetischen Genuss, sondern auch für Prediger und Lehrer viel pädagogischen Stoff.

Vektor Gaudenz Koch, Kapuziner.

36 Die Regel des heiligen Benediktus erklärt in ihrem geistlichen Zusammenhang und mit besonderer Rücksicht auf das geistliche Leben. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. Freiburg, 1907. Herdersche Verlagshandlung. gr. 8°. XVI u. 554 S. M. 7.— = K 8.40; gebd. in Leinwand M. 8.20 = K 9.84.

Im Jahre 1901 erschien die *Explication ascétique et historique de la Règle de St. Benoît par un Bénédictin* (Paris, Béthor Retz), welche alsbald auch in Deutschland viele Leser fand. „Wärme der Aussäffung, Freimüdigkeit und Lebendigkeit der Sprache“ empfahlen sie in gleicher Weise und vielseitig wurde eine Uebersetzung dieser von einem ungenannten, auch als Historiker hochgeschätzten französischen Benediktiner verfassten Regel-Erläuterung gewünscht. Nun hat die fleižige Hand eines deutschen Benediktiners aus dem Marianischen Etal für die zahlreichen Söhne und Töchter des heiligen Patriarchen diese Erläuterung gewissenhaft verdeutscht bis auf Gedankenstrich und Absatz (S. 26, n. 1) und sich erklärend und berichtigend aufs äußerste beschränkt. Die Anlage des Werkes ist folgende: unter äußerstem Maßhalten in Fragen des altehrwürdigen Textes galt es auf Grund der

Quellen und des Wortlautes der heiligen Regel anschließend an den buchstäblichen Sinn die leitenden Gedanken und damit die aszetische Methode des heiligen Benedikt und ebendadurch die monastische Tugendlehre zu fixieren. Bei allem Ernst und aller Tiefe der Erklärung entsprechen Begründung und Darstellung vollständig dem modernen Bedürfnisse. Die heiligen Väter Basilius, Augustin, Hieronymus, Cassian, Gregor der Große sind die Wegweiser. Nicht minder aber auch Thomas v. Aquin, die heilige Gertrud d. Gr. und der selige Suo und aus der nachtridentinischen Zeit neben Blosius und Häften der heilige Ignatius, Franz von Sales, die Schule der heiligen Theresia und der berühmte Oratorianer Faber u. a. Den Regelerklärern Menard, Martene, Calmet u. s. f. gegenüber steht die Kritik ein. Die Kirchendisziplin und klösterliche Observanz kommt voll zur Geltung, die kirchenrechtliche Würdigung tritt zurück — die treffliche Auseinandersetzung über die Kommende (S. 379) bietet eine kostbare Ausnahme. Vortrefflich sind die Erklärung des 7. Kapitels „über die Demut“ und die des 58. und 59. Kapitels (S. 397 ff. und S. 423 ff.) „von der Aufnahme der Brüder“ — nebst dem Anhang „über die Ordensgelübde im 4., 5. und 6. Jahrhundert des christlichen Altertums“ und „von den Söhnen der Vornehmnen und der Armen, welche Gott dargebracht werden“. Letztere versucht durchaus neue Wege. Das kostbarste wird jedoch in der Einleitung über den Ordensstand (S. 1 ff.) und in dem, man kann sagen epochemachenden Exkurs „über das Gebet“ (S. 506 ff.) geboten, welches in meisterhafter Weise über das Gebet, das Chorgebet und das innerliche Gebet unter dem höchst bescheidenen Titel „Einige für Ansänger bestimmte Anweisungen über das heilige Offizium und das Gebet“ handelt und dessen Separatausgabe geradezu eine Wohltat für die weitesten Kreise des Mönchstums wäre. Das Gebet des ehrwürdigen Ludwig Blosius (institutio spiritualis c. 11) — deutsch und lateinisch — (S. 533 ff.), so recht ein Gebet für unsere Zeit, bildet den Schluß. Mag vielleicht der Historiker und Kanonist manche Wünsche nicht durchaus im vorliegenden Buch erfüllt finden, der nach wahrer Aszese verlangende Mönch und die Nonne, denen das heilige Offizium und das innerliche Gebet untrennbare, gnabenvolle Pflicht sind, werden kaum ohne Frucht dieser Anleitung folgen.

Stadl-Paura.

P. Pius Schmieder.

37) **Geschichte und Beschreibung der Gnadenkirche Maria Zell in Steiermark** mit Illustrationen und Führer durch die Schatzkammer. Verfaßt von P. Gerhard Nödler, Kapitular des Stiftes St. Lambrecht und Schatzmeister der Kirche Maria Zell. Maria Zell. 1907. Selbstverlag des Verfassers. gr. 8°. VIII und 132 S. und 13 Tafeln. Brosch. K 1.80.

Das 750jährige Jubiläum des berühmten Wallfahrtsortes Maria Zell benützte der hochw. Herr Verfasser, um uns eine Geschichte des Gnadenortes und eine Beschreibung der Schatzkammer zu liefern. Der Verfasser behandelt im ersten Abschnitt die Gründung und Geschichte des Mutterklosters St. Lambrecht, im zweiten Abschnitt berichtet er uns die Gründung und Geschichte des Gnadenortes Maria Zell, der dritte Abschnitt ist der Beschreibung der Kirche gewidmet, der vierte Abschnitt behandelt das geistliche Haus und die innerhalb der Pfarre Maria Zell gelegenen Kapellen und Kirchen. Im Anhange ist ein ausgezeichneter Führer durch die Schatzkammer.

Wir empfehlen das ausgezeichnete Werkchen allen Freunden und Verehrern des mariäischen Wallfahrtsortes. Der Verfasser hat sich bemüht, durchaus nur geschichtlich zuverlässige Daten zu bringen. Wir sind ihm für dieses ausgezeichnete Werkchen sehr dankbar.

Wien, Pfarre Altlengenfeld.

Karl Kraja, Kooperator.

38. **P. Georg Freund C. SS. R.**, ein Mann der Tat, geschildert von P. Johannes Polifka C. SS. R., mit Approbation des f. e. Ordinariates Wien und Erlaubnis der Obern. Wien. 1907. Druck und Verlag der Buchhandlung Ambros Opiz' Nachfolger. Mit dem Bildnis des Verfassers und vielen dem Text eingestreuten Bildern. gr. 8°.
437 S. Brosch. K 4.—; gebd. K 5.—.

Vor uns liegt ein Werk „Das Leben eines eifriger Gottesmannes“, wahrhaftig eines Mannes der Tat. Wenn es schon schwer ist, eine gute Biographie über längst Verstorbene zu verfassen und auf Grund bereits vorhandener anderer Biographien zu arbeiten, so ist es umso schwerer, wenn der Held, dessen Leben man beschreiben will, erst vor kurzem diese Zeitlichkeit gezeugt hat. Nur eine einzige Lebensskizze lag dem Verfasser vor, die Biographie des P. Freund aus der gewandten Feder des Dr. Franz Hofer, und doch hat uns der Verfasser hier eine Lebensgeschichte des P. Freund geliefert, wie er sie selbst nannte, ein Mosaikbild. Mosaikbilder haben aber ihren Reiz und ihre Schwächen. Dem hochwürdigen Herrn Verfasser ist es gelungen, die Reize hervorzuheben und die Schwächen abzuschwächen. Reiner derjenigen, die noch am Leben sind, die mit P. Freund in Verkehr standen, werden sich durch die Biographie angegriffen fühlen. Der Biographie ist ein Anhang von Gedichten beigegeben, welche bei verschiedenen Anlässen im Leben des P. Freund vorgetragen wurden. Der zweite Anhang bringt uns die Schriften, mit welchen P. Freund dem katholischen Volke so viel genutzt hat. Es sind deren 61, die ihm zum Verfasser haben, Predigten, Flugschriften, Broschüren, Kalender, besonders aber auch die prächtigen Reisebilder, die der Verewigte veröffentlicht hat. Außerdem sind die zahllosen Artikel erwähnt, die P. Freund in katholischen Zeitungen veröffentlicht hat. Priester werden besonders den schönen Absatz über P. Freund als Freund der Priester lesen, wie sehr er namentlich Priester bei der Spendung des Fußsaltamentes so milde behandelt hat. Schreiber dieses kann als langjähriges Beichtkind des P. Freund jedes Wort unterschreiben und bestätigen. Musterhaft ist seine Wirksamkeit in Vereinen; die Jugend zu retten, war der gute P. Freund unermüdlich tätig.

Wien, Pfarrre Altlerchenfeld. Karl Krafa, Kooperator.

39. **Der Seelsorger und der Alkoholismus** von J. Neumann, Pfarrer in Mündt. Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn, 1906. M. 1.20 = K 1.44.

Von einem der ersten Kämpfer der Mäßigkeitbestrebungen verfaßt, wird das Büchlein das Interesse eines jeden Peiers fesseln. Er darf nicht fürchten, daß man die Abstinenz von ihm verlangen werde. Sie ist zwar manchen zu empfehlen, wird aber weder unter den Priestern noch unter den Männern überhaupt nach Ansicht des Rezensenten jemals allgemein werden. Auch als einfacher „Mäßiger“ kann man gegen den Alkoholismus wirken; dazu werden aber heute die Seelsorger mit wenigen Ausnahmen Aufschluß haben. Die Lesung wird sie lehren die geistigen Getränke weniger als vielleicht bisher zu schätzen; das heißt noch nicht sie verwerfen. Einen Feindzwang sollte es ebenso wenig geben, als es einen Lassizzwang gibt. Die Weinbänker und Brauer lassen ihre Interessen literarisch vertreten, und man wird ihnen, solange sie bei der Wahrheit bleiben, keinen Vorwurf daraus machen. Die Mäßigkeitsschrift verdient aber größere Beachtung, weil die Gegenseite an der Genügsucht einen starken Helfer hat. Wie empfehlen also das handliche Bändchen XVII der „Seelsorgerpraxis“ auf das Beste.

Vinz a. d. D.

Dr. Ignaz Wild.

40) **Die christliche Kunst.** Verlag München, Karlstraße 6. Vierteljährig M. 3.— = K 3.60.

Diese vornehme und sehr gebiegene Monatsschrift hat nun die zwei ersten Jahrgänge vollendet; wir bringen daher einen kurzen orientierenden Rückblick über das dankenswerte Unternehmen, das sich bereits in erfreulicherweise entwickelt hat, dank der geschickten und verdienstvollen Leitung des hochwürdigen Herrn Hofkanonikus S. Staudhammer. Die illustrative Ausstattung zu dem sehr reichhaltigen Text ist von tadelloser Ausführung in Mehrfarbendruck, Gravüre und Phototypie. Größere Aufsätze, sämtliche aus fachkundiger, formgewandter Feder, handeln über Dürer und Dufregger, die Brüder van Eyk und Lenbach, Tiepolo und A. Feuerbach. In den regelmäßigen Berichten aus den großen und kleineren Kunstzentren fällt bei aller Anerkennung gegenüber dem modernen können, doch auch manch scharfes Wort über neuzeitlichen Kunstbetrieb. Die zahlreichen Mitarbeiter zeigen in den Artikeln gesunde Anschauungen; Kunsthistorische Spezialarbeiten finden sich mehrere; ästhetische Fragen abstrakter Natur (wie z. B. Definition der Schönheit, der Kunst u.) wurden bisher nicht behandelt, dafür haben wir ja Spezialwerke. Die Zeitschrift führt uns vielmehr hinein in das volle Künstlerleben, mit dem sie in innigster Fühlung steht und das zu heben — ideal und materiell — einer ihrer Zwecke ist. Deswegen berücksichtigt sie auch hervorragende lebende Künstler; nach dem Tode sie zu feiern, nügt diesen nichts und unserer christlichen und religiösen Kunst zu wenig. In Wort und Bild hat sie uns Namen vorgeführt von bestem Klang wie: Feuerstein, Fugel, Kunz und Heldmann, Kolmsperger, Glözle und Schleibner, ferner Schiesl, Told und Huber-Feldkirch. Das Märzheft 1906 ist Samberger, unserm größten Porträtisten, als Monographie gewidmet mit 32 Abbildungen. Auch Papperitz und Becker-Gundahl haben ähnliche Biographien erhalten. Sehr dankenswert ist die Orientierung über die neuere religiöse Kunst in Russland. Monographienbeste sollen auch ferner die besten Kräfte auf unserer Seite ins rechte Licht setzen und ihnen die verdiente Anerkennung erlämpfen, von den zahlreichen Kunstschriften anderer Richtung dürfen wir das nicht erwarten. Die Kunst unserer Tage zeigt vielfach einen unchristlichen Geist; das von christlichen Prinzipien beseelte Kunstschaßen nimmt daher einen apologetischen Charakter an: Es zeigt der Welt, daß es etwas Höheres gibt, als ihre Idole und daß die Kunst selber nur gewinnen kann durch begeisterte Hingabe an Gott, den Urquell der Schönheit. — Auch in der Architektur ist Vergangenheit und Gegenwart verständnisvoll gewürdigt. Der Dom zu Meß wie St. Paul in München sind eingehend behandelt. Die durch beide Jahrgänge sich fortsezenden „Kunsthistorischen Wanderungen durch Katalonien“ von Dr. Fäh sind ungemein ergebnisreich. Die Kirchenprojekte von Professor Wagner, Wien und die neue Kirche in Zug zeigen beachtenswerte, meist glückliche Bestrebungen zur Lösung der modernen Aufgaben auf diesem Gebiete. Sehr erfreulich war auch das Resultat des Wettbewerbes bezüglich einer Kirche in der Nähe Münchens. — Die im Bilde vorgeführten Altäre, Statuen und Büsten, Reliefs und Schnitzereien, Grabmäler, Bierbrunnen und Medaillen befinden ein gereiftestes, oft hochentwickeltes können in religiöser und profaner Plastik. Daneben finden sich noch manche mehr moderne Landschaften, Tierstücke, Lichtmalerei u. z. Jeder Band — und das gilt auch von dem eben erscheinenden dritten Jahrgange — ist ein Werk der Freude und des Genusses im edelsten Sinne des Wortes und von bleibendem Wert für ferne Zeiten. Diese Monatsschrift eignet sich vorzüglich für katholische Familien, Bibliotheken, Erziehungsinstitute und sei auch dem hochwürdigen Welt- und Ordensklerus rücksichtlos empfohlen. Seine Heiligkeit, Papst Pius X., hat bereits zweimal seine Sympathie für „Die christliche Kunst“ lebhaft befunden.

41) **Das Weinkörbchen.** Unter diesem Titel ist im Verlage der St. Petrus Claver-Sodalität ein Drama erschienen, dessen Anlage und Durchführung eine Meisterhand verrät.

Die Verfasserin Maria Theresia Gräfin Ledochowska tritt hier wie in dem früheren rühmlichst bekannten Drama: „Zaïda, das Negermädchen“ unter dem Pseudonym „Alexander Halka“ auf. Der Schauplatz ist Wien. Rosa, die Tochter eines höheren Beamten, hat sich seit früher Jugend nach dem Wirken einer Missionsschwester in Afrika gesehnt und hat den festen Entschluß gefaßt, sich dem Heiland ganz und ausschließlich zu weihen. Ihre Eltern aber, in der Meinung, sie werde Max, einem ausgezeichneten jungen Manne gerne ihre Hand reichen, haben schon Vorbereitungen zur Verlobungsfeier getroffen, die noch an diesem Abend, dem Weihnachtsabend, stattfinden soll. Dadurch ist Rosa genötigt, ihrem Bewerber und den Eltern ihren Entschluß zu entdecken. Der Vater gibt insoweit ihren Bitten nach, als er ihr erlaubt, in ein europäisches Ordenshaus einzutreten, aber das Wirken einer Missionsschwester in Afrika schlägt er entschieden ab, besonders durch Hinweis auf ihre schwache Gesundheit. Was nun beginnen? War der innere Drang nach der Missionstätigkeit für Afrika eine Selbsttäuschung?

Der zweite Akt spielt in der Wiener Filiale der St. Petrus Claver-Sodalität, wo Rosa ein Weinkörbchen (afrikanischen Muskatweins) für den Weihnachtstisch kauft und mit der Sodalität näher bekannt wird. Ein eben zugereister afrikanischer Missionär rät ihr, sich der afrikanischen Hilfsmission in der Claver-Sodalität zu weihen, deren segensreiches Wirken er aus eigener Anschauung kennt. Dadurch ist nun Rosa auf eine neue Bahn gelenkt, die sie denn auch standhaft verfolgt. Ihr Entschluß, Sodalin zu werden, steht fest.

Der dritte Akt beim Weihnachtsbaum, wo auch der Missionär auf die Einladung Rosas hin erscheint, bringt eine glückliche Lösung, denn der Vater sieht keinen weiteren Widerstand entgegen. Auch Max ist Zeuge und seine früheren Jugendpläne für Afrika wachen beim Anblieke des Missionärs wieder auf: das heldenmütige Beispiel Rosas hat auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht und zum Lohne für das schwere Opfer, das er eben aus Liebe zum Heilande gebracht, gibt auch ihm Gott die Gnade des apostolischen Berufes. Seine Bitte an den Missionär, mit ihm nach Afrika reisen zu dürfen, wird gerne gewährt. An der Krippe des göttlichen Kindes findet die rührende Szene einen würdigen Abschluß.

Dieses Drama segt ob seiner idealen Richtung ein Bühnenpublikum voraus, wie es sich wohl nur in religiösen Instituten findet; es wird aber auch in weiteren Kreisen als Lese-Drama Anklang finden und wäre besonders anregend für die weibliche Jugend.

Freinberg.

P. Karl Friedrich S. J.

42) **Collectio Rituum pro Dioecesi Osnabrugensi** —

ad instar appendicis Ritualis Romani. Herausgegeben vom jetzigen Bischof von Osnabrück Dr. Hubertus Voß für seine Diözese und die ihr angegliederten Norddeutschen Missionen.

Die neue Agenda ist bei Büstet in Regensburg, dem bekannten deutschen Verlage liturgischer Werke, gedruckt und bietet sich in einer gut ausgestatteten Ausgabe dar. (180 S. gr. 8°); sie trägt als Datum der durch die Römische Ritenlongregation erfolgten Approbation den 24. Jänner 1908, ist also jüngsten Datums und dürfte schon darum bei folgenden ähnlichen Editionen anderer Diözesen Beachtung verdienen. Das frühere Diözesanritual, welches der um das kirchlich religiöse Leben des von den Stürmen des 16. Jahrhunderts so schwer betroffenen Hochstiftes so verdiente Fürstbischof Franz Wilhelm v. Wartemberg 1653 abschaffen ließ, war in seinen deutschen Teilen

wegen der inzwischen eingetretenen Sprachveränderungen veraltet, dazu vergriffen, so daß schon aus diesen Gründen ein neues Ritual sich vernotwendigte. Dazu kommt der stete Fortschritt, der, unbeschadet des festgelegten Grundkernes im kirchlichen Leben und so auch in der Entwicklung der Riten sich geltend macht. Zudem bildeten sich in den einzelnen Diözesen im Laufe der Zeit gewisse Besonderheiten aus, so auch in der von Kaiser Karl dem Großen im 8. Jahrhunderte gegründeten Osnabrücker Diözese, wie es in der Vorrede zum neuen Rituale heißt. Obwohl nun schon Franz Wilhelm von Wartemberg in seinem Diözesanrituale von 1653 bereits stark auf das 1614 vom Papst Paul in Gemäßheit eines Wunsches des Konzils von Trient herausgegebenen Römischen Ritual Rücksicht genommen hat, so gibt nun der hochwürdige Bischof von Osnabrück als Ziel der jetzigen neuen Ausgabe an, „peculiare ritus in Dioecesi nostra Osnabrugensi ex temporibus immemorabilibus quoad sanctorum functionum administrationem usu venientes, unitati catholicae, in quantum fieri potest, adaequare.“ Dadurch wird natürlich die neue Osnabrücker Agenda, denen der Nachbardiözesen, die schon vor mehreren Jahren zu einer Neuauflage übergegangen sind, mehr konform, und auffallende Verschiedenheiten für die Gläubigen werden vermieden. Doch seien auch noch einige zeitgemäße Verbesserungen, respektive Besonderheiten in dem Osnabrücker Diözesanritual hervorgehoben.

Gemäß den neuesten Entscheidungen der Ritenkongregation mußten beim Taufritus abgesehen von den Fragen an die Paten, dem Glaubensbekenntnis u. für mehrere Gebete: Si vis ad vitam ingredi — Accipe vestem candidam — lampadem ardenter — die deutschen Texte (als Liebersehung) fortlassen. Denn in dem Ritus der Sakramentspendung selbst oder in den eigentlichen liturgischen Funktionen z. B. der Beerdigung soll nur die liturgische Sprache der Kirche (also hiemit die lateinische) angewandt werden, ausgenommen dort, wo wie beim Taufritus für das Fragen und der Abschließung der Ehe das Verständnis unbedingt zu erreichen ist. Dagegen ist es nicht verworrt, den Riten deutsche Gebete voraus- oder nachgehen zu lassen, wie dies mehrfach in unserer neuen Agenda geschieht, z. B. nach ersterter Taufe, vor Einsegnung einer Wöchnerin, nach den Esequien, da die Anwendung deutscher Gebete namentlich in gemischten Gegenden sich öfters empfiehlt.

Bei der Absolution in foro exteriori ist von einigen schwer in der Zeitzeit auszuführenden Bestimmungen des Römischen Rituales, auf dessen Titel überall verwiesen wird (Titel III, Kap. 3, Absatz 4), dispensiert. Praktisch geordnet sind auch die Vorschriften über die Aufnahme in die Kirche. (De recipiendis Neogonversis.)

Bezüglich der feierlichen Spendung der heiligen Wegzehrung heißt es zu Titel IV. Kap. 4: „Consuetudo populo in ilinere pie obvio genuflectenti cum S. Sacramento benedictionem aliquoties impertendi retineatur.“ Dieser Gebrauch, dessen Beibehaltung hier indulgiert ist, fand sich von alters her in der Osnabrücker Diözese. In anderen Gegenden der Diözese mit gemischter Bevölkerung überwiegt die Gewohnheit, daß allerheiligste Sakrament feierlich zum Kranken zu tragen, ein Gebrauch, den der Bischof auf Grund der Quinquenialakultäten weiterkonzentrierte. Bei Spendung der heiligen Tüpfelung ist von der unctione renum ausdrücklich Abstand genommen. Abgesehen von einzelnen Rubriken sind die Funktionen, welche an den Kranken und Sterbenden zu vollziehen sind, nicht in die Agenda selbst aufgenommen, weil der Bearbeiter der Bücher, Mons. Bohmeier, Regens des Priesterseminars in Osnabrück, für diese und einige andere Funktionen, die außerhalb der Kirche häufiger zu vollziehen sind, ein eigenes kleines Handbuch herausgegeben hat. Bei den Esequien ist wieder auf das alte Osnabrücker Diözesanrituale zurückgegriffen: beim Ritus der Eheschließung ist, abgesehen von der Brautmesse, die Form für Mischehen dieselbe wie für rein katholische Brautpaare. Die Monita für die Miserere-

rienten sind nach der Konst. Provida vom 18. Januar 1906 abgesetzt. Für die Prozession zum Grabe am Karfreitag, die einem dem Römischen Rituale unbekannten alten Gebräuch der biesigen Gegenden entspricht, ferner in der Osternacht, am Kronsleichenfest, wo hier vier Altäre errichtet zu werden pflegen, ist jetzt in der Diözese ein einheitlicher Ritus herbeigeführt. Der mittelalterliche Ritus in der Osternacht, den Gueranger, das Kirchenjahr (Band 7.) schildert, der sich zum Teil auch im Osnabrücker Dome erhalten hatte, ist wegen des Fortfalls der theophorischen Prozession vom Grabe aus geändert; jedoch wird, wie es immer geschah, das Kreuzifix processionaliter aus dem sepulcrum erhoben. Dem Begräbnisritus, den Prozessionen, den (4) liturgischen Litaneien, dem Tedeum, dem Ritus zum kirchlichen Empfange des Bischofes u. a. sind, was ja sehr wünschenswert ist, Gesangnoten beigegeben, doch wurden im Approbationsdecreto der Ritenkongregation die Gesangnoten ausgenommen (extra tamen eantus approbationem), weil noch die Frage über die Gesangweise in Rom obhängt. — Auch ein Diözesanproprium als Zugabe zum Römischen Brevier (Officia Propria Sanctorum Dioecesis Osnab.) mit einem Calendarium perpetuum hat der Bischof 1905 — mit Approbation der Ritenkongregation — edieren lassen. Es finden sich darin auch solche Patronatsfeste angegeben, die in der Diözese vorkommen, sich aber im Römischen Brevier nicht finden. Einige althergebrachte Feste in der Diözese z. B. Karls des Großen, das in manchen deutschen Sprengeln z. B. Paderborn gefeiert wird u. a., die sich im Martyrologium Romanum nicht finden, werden in einem besonderen Kalendarium (Anhange) weitergeführt, „dum per aequipollentem Processum ante S. Rit. Cong. instituendum in seriem specialiter approbatorum Festorum suscipiantur“.

Osnabrück.

Domkapitular Rhotert.

43) **Die katholische Presse Österreich-Ungarns** nebst einem Verzeichnis der katholischen Blätter des Auslandes und der nicht katholischen Parteiblätter Österreichs, einem Auszug aus dem Presgesetz und den Kolportagebestimmungen, herausgegeben vom Preszbureau des Piusvereines Wien I., Väckerstraße 9, mit einem Vorwort, 110 S. und 88 S. Inserate. K — 70.

Ein ausgezeichnetes Werk, wofür wir dem Piusverein nicht genug danken können, staunend billig, ein vorzügliches Nachschlagebuch, welches uns über den Stand der katholischen Presse in Österreich informiert, uns aber auch zeigt, was wir noch zu leisten haben.

P. Julius Baudisch C. SS. R. ist der Hauptredakteur dieses ausgezeichneten Buches. Das hat uns in Österreich schon lange gefehlt und jetzt ist in so kurzer Zeit und so überraschend schnell dieses kostbare Nachschlagebuch gekommen. Möge der Piusverein rüstig weiter arbeiten an der Vervollkommenung der katholischen Presse.

Wien, Pfarramt Altlerchenfeld. Karl Krämer, Kooperator.

44 **Das Weihwasser und seine Bedeutung für den katholischen Christen.** Von P. Heinrich Theiler S. O. Cist., mit überhöchlicher Druckgenehmigung. Regensburg. 1906. Pustet. 39 S. M. — .60 = K — .72.

Das bischöfliche Ordinariat in Regensburg hat diesem Büchlein eine überaus lobende Empfehlung mitgegeben, indem es vom Ordinariat „korrekt, vorläufig, recht praktisch“ genannt wird. Wir stimmen diesem Urteil gerne bei: es wird für Predigten über das Weihwasser die besten Dienste leisten.

Die Wirkung des alttestamentlichen Reinigungswassers hätte (S. 3) besser und klarer angegeben werden können.

Brünn, Südtirol.

P. Thom. Villanova, Kapuziner.

B) Neue Auflagen.

1) **Herders Konversations-Lexikon.** Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. 160 Hefte zu M. 50 = K.—.60 oder 8 Bände gebd. in Halbfanz zu je M. 12.50 = K 15.—. Monatlich erscheinen zwei bis drei Hefte. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

Soeben ist vollständig geworden:

Siebenter Band (121.—140. Heft): Pompejus bis Spinner. (VIII Seiten und 1840 Spalten Text mit rund 400 Bildern, dazu 61 zum Teil farbigen Beilagen: 9 Karten, 33 Tafeln und 19 Textbeilagen mit zusammen 500 Bildern, im ganzen somit 900 Bildern.) Gebd. in Original-Halbfanzband M. 12.50 = K 15.—

Bon diesem wirklich vorzüllichen Werke ist der vorletzte Band erschienen. Der letzte Band soll noch im Herbst dieses Jahres nachfolgen. Dann liegt ein wahrhaft nützliches Lexikon fertig da. Wer beispielsweise den Artikel Schrift mit seinen Beilagen im vorliegenden Bande prüft, wird zugeben müssen, daß die hier auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammengedrängte Wissensfülle nach dem neuesten Stand der Forschung weit mehr bietet, als er in einem für die weitesten Kreise bestimmten Nachschlagewerke erwartet haben möchte. Die mitgeteilten Proben der ältesten wie der neueren Schriften, die sorgfältige Transkription der ersten, die Darstellung der Entwicklung des Alphabets verraten einbringende Sachkenntnis. Oder man suche die zahlreichen technischen Stichwörter auf, wie Preßsen, Projektion, Pumpen, Pyrometer, Ramme, Regulator, Reibung, Riementrieb, Rohre, Rolläden, Säge, Schloß, Schraube, Schreibmaschinen, Schriftgießerei, Seide, Seife, Sezmaschinen, Soda u. a., und man wird in den klaren, gründlichen Darstellungen in Wort und Bild wohl kaum etwas vermissen, was zum Verständnis dieser im täglichen Leben oft bedeutungsvollen Dinge erforderlich ist. Die Behandlung besonders schwieriger Gebiete, wie Röntgenstrahlen, Sonne, Spektralanalyse, ist zum Teil durch Farbentafeln wesentlich erleichtert. Die zumeist reich illustrierten Beilagen Quecksilber, Salz, Schwefel, Silber, Skelett des Menschen, die naturtreuen Farbentafeln Rosen und Schmetterlinge, die Tafeln Kinder, Schafe, Schweine (diese drei unter eingehender Betrachtung der landwirtschaftlichen Interessen) sowie zahlreiche Textabbildungen aus dem Reiche der Natur liefern einen weiteren vollgültigen Beweis für die ausgiebige Berücksichtigung der Naturwissenschaften auch in dem soeben vollendeten Bande.

Ganz hervorragend sind Kunst und Literatur vertreten. Von dem Wirken der großen Meister Raffael, Rembrandt und Rubens geben die Biographien mit ihren zum Teil bunten Tafeln ein gutes Bild. Die Kunst der Renaissance mit ihren Ausläufern, die Romanische und Römische Kunst werden durch eine lichtvolle Schilberung ihrer Eigentümlichkeiten und durch die deutliche Wiedergabe von über 200 Bilderproben dem Leser nähergerückt. Erwähnt seien noch die reichhaltigen Tafeln Porzellan, Reliquiarium und Säule. Treffliche, durch präzise Urteile wie durch geschickte Anordnung ausgezeichnete Übersichten sind die Artikel Portugiesische, Provenzalische, Nördliche, Rumänische, Russische, Ruthenische, Schottische, Schwedische, Serbische, Serbokroatische, Slovenische und Spanische Literatur, die mit den erschöpfenden Ausführungen über Sprache und Geschichte die einschlägigen geographischen Artikel glücklich ergänzen. Diese so genannten weisen vielfach scharf ausgeführte Kartenbeilagen und Stadtpläne auf (Preußen, Rom, Russland, Sahara und Sudan, Schweden und Norwegen, Schweiz, Spanien und Portugal), deren Rückseiten nach dem bewährten

Plan des ganzen Werkes mit wertvollen statistischen Tabellen und Angaben ethnographischer wie kultureller und politischer Art ausgefüllt sind. Willkommene Belehrung in unserer Zeit der Schulkämpfe bieten die umfassenden Darlegungen der vierseitigen fachkundigen Beilage Schulwesen. Zeitgemäße, vielfach durch Abbildungen und eigene Beilagen unterstützte Mitteilungen erhalten wir ferner über Postwesen, Presse, den österreichischen Reichsrat und den deutschen Reichstag (beide mit Gesamtansichten, Grundrisse, neuesten statistischen Angaben, Auszug aus der Geschäftsordnung *et c.*), Rettungsweisen (Tafel), Sanitätswesen (Tafel), Scheck (Tafel), Schifffahrt und Schiffbau, Seekarten, Seewesen, Selbstmord, Sonntagsruhe, Sozialdemokratie, Sozialismus und Sozialpolitik. Von sonstigen, dem Allgemeininteresse förderlichen Artikeln nennen wir noch: Reisen, Reitkunst, Reitsport, Reklame, Ning, Ritterwesen, Roland, Rüstung (mit illustrierter Tafel), Schach, Schlachthäuser, Schmuck, Schützengesellschaften, Siegel, Sklaverei (mit Beilage), Spiel, Spielkarten u. a. Die neuesten Forschungen Robert Kochs über die Schlafkrankheit sind ebenso erwähnt wie die Bestrebungen des Scientismus; eine Abbildung der waghalsigen Schleifensfahrt fehlt ebenso wenig wie eine Statistik des Ansichtskartenverkehrs; das berühmte Radium hat im Artikel Radioaktive Substanzen eine gute Darstellung gefunden; über Söul, die Hauptstadt des vielgenannten Korea, ist manches mitgeteilt, was offensichtlich auf Informationen an Ort und Stelle zurückzuführen ist, wie denn die öftmals anerkannte Zuverlässigkeit der Herderischen Ortsartikel überhaupt zum größten Teil auf solchen beruht. Ahnliche Originalinformationen verraten die Angaben über Vereine und Institute, wie z. B. Rettungsvereine, Rotes Kreuz, Schifferfürsorge, Schulvereine, Seewarte, Soziale Vereine und Museen *et c.*, religiöse Genossenschaften wie: Schulbrüder, Schulschwestern *et c.* Eine praktische Neuerung, die das Auffinden beträchtlich erleichtert, ist die nach dem eigentlichen Namenteil alphabetisierte Zusammenstellung der zahlreichen geographischen Doppelnamen mit Sankt, Saint, San *et c.* zu Beginn des Buchstabens S gewissermaßen als Glieder eines einzigen Sammelartikels.

2) **Bibliothek für Prediger.** Neue Folge. I. und II. Band. Exempellexikon für Prediger und Katecheten. Von P. A. Scherer. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Von P. Joh. Lampert, Benediktiner von nicht. Verlag Herder in Freiburg. Der Band kostet M. 10.— = K 12.—; gebd. M. 12.50 = K 15.—

Es sind zwei starke Bände, welche in alphabetischer Ordnung bis zum Worte Krankheit Material in der im Titel angegebenen Weise darbieten. Ein ungeheurer Sammelfleiß hat das Werk zutande gebracht. Wer nicht über eine größere Bibliothek und über viel Zeit zum Suchen verfügt, der wird dankbar sein für den Stoß, der ihm hier aus allen möglichen Quellen geboten wird. Der Herausgeber war bestrebt, auch die modernsten Thematik, z. B. Herz Jesu, zu berücksichtigen und den Apologeten mit guten Waffen auszurüsten. Man sehe z. B. das Wort „Inquisition“. Somit liegt ein praktisches, sehr nützliches Werk in dieser Sammlung vor und kann bestens empfohlen werden. H.

3) **Bußsakrament.** 21 Vorträge. Von Joh. Bapt. Vohmann, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite Auflage. Paderborn. 1906. Junfermann. 8°. 276 S. M. 2.50 = K 3.—; gebd. M. 3.20 = K 3.84.

Die sorgfältig gearbeiteten, außerordentlich klaren und praktischen Predigten über ein so wichtiges Inventarstück des Christenlebens werden hoffentlich noch nicht zum letztenmale ausgelegt sein. Sie enthalten so ziemlich alles, was das gläubige Volk hierüber erfahren soll, um gerne würdig und fruchtbbringend sich zum Bußgerichte zu stellen, in einfacher und doch eindringlicher Darstellung. Nur die (sakramentale) Benutzung

erscheint etwas gar lärglich bedacht, ja kaum genannt, obwohl ihre Bedeutung vielleicht wieder mehr da und dort zum Bewußtsein kommen sollte. Die im Inhaltsverzeichnis beigefügten Skizzen der Vorträge sind auch sehr brauchbar für Prediger.

Im 19. Vortrag über die sündhaftesten Verschwiegenheiten in der Beichte will mir bedünken, daß gewisse nicht allzu seltene Fälle zu berücksichtigen wären, wo die Schuld infolge hochgradiger Verwirrung des Gemütes nicht an eine „Lüge wider den heiligen Geist, abscheuliche Heuchelei“ u. s. w. hinanreicht; ja ein solches Vorkommnis hat sogar manchen von dort ab äußerst ernst und vorsichtig alle ihre Schritte bewachen und regeln geholfen, so daß sie nach vielen Jahren kaum etwas anderes zu beichten haben, also von „vielen sehr schweren Sünden“ eher bewahrt worden sind, obwohl sie freilich nicht eher zur Ruhe gelangen, bis sie auch jenes offenbaren. Allerdings entpuppt sich die Sache dann oft, aber nicht immer, als eine Kinderei.

Berichtigt werden könnte S. 115, daß der getaufte Katholik immerhin eben durch die Taufe auch schon in etwa wirklich zum Leibe der Kirche gehört, nicht bloß „dem Willen und Verlangen nach“ S. 116: Wer zum obige getauft worden ist, muß nicht, „will er gerettet werden, mit wahrer Neue das heilige Fußsakrament empfangen,“ sondern nur das fehlende nachtragen, also die Neue erwecken.

Linz-Wien.

P. Josef Schellau S. J.

4) **Der Mensch**, woher er kommt, wohin er geht. Von Konstantin Häser. Zweite Auflage. Graz, 1907. Moser. 8°. VI und 191 S. K 1.60.

Warum trägt die Schrift kein bischöfliches Imprimatur? Sie hätte es ja sicher verdient und auch erhalten. Häser ist ein origineller, selbständiger Denker, ein Naturphilosoph im besten Sinn des Wortes, den vor allem das alte *l'œuvre de tout* interessiert und dem es in dieser Hinsicht mit der Wahrheit ernst ist: der Christ und Priester fört hiebei den Menschen nicht, bringt ihn nur zu befriedigendem Abschluß. Schöpfer, Vorsehung, was der Mensch ist, Willensfreiheit, Unsterblichkeit, ewiges Unglück, der wahre Mensch werden in meist sehr treffenden aphorismenartigen Schlaglichtern dem denkenden Verstände vorgeführt, der von ehrlichem Willen geleitet die Zustimmung nicht verfagen wird. Freilich — *catholica non legitimur*, namentlich wenn sie sich schon im voraus durch kirchliche Approbationserklärung verraten: vielleicht liegt hierin die Antwort auf unsere Frage.

In den vorderen Teilen der Schrift besonders, wo sich Verfasser mehr mit den Naturwissenschaften auseinandersezt, kann man mit Einzelheiten nicht ohne weiters einverstanden sein. Etwas freigiebig ist er schon mit Jahrmillionen, die er für die Entwicklung der Schöpfung einschäfzt zur Verfügung stellt, obwohl wir doch über das Tempo der vormenschlichen Entwicklung kaum etwas Bestimmtes wissen können. Auch die Entwicklung der Arten selber, daß „das ganze Pflanzenreich und Tierreich stufenweise sich entwickelt“ habe (S. 22), ist in diesem Umfange noch lange nicht einmal wahrscheinlich, geschweige bewiesen; da fehlen denn doch allzuviiele Mittelglieder! — Etwas gewöhnliches in Schriften dieser Art, selbst in Religionslehrbüchern, ist der falsche Begriff des Übernatürlichen: was (S. 61) als übernatürlich bezeichnet wird, ist im Grunde nur übersinnlich. — So gäbe es noch einiges zu bessern; doch genug hievon! Mögen recht viele dem verdienten Verfasser nachdenken!

Linz-Wien.

P. Josef Schellau S. J.

5) **Bekennen oder Brennen**. Von Augustin Hierisch. Zweite Auflage. Regensburg. Manz. 7.—16. Tausend. M. — 30 = K — 36.

Ein ernstes und zugleich ein tröstliches Wort für uns katholische Christen. Die Beicht ist für die Mehrzahl der Erwachsenen die einzige Pforte zum Himmel, nachdem die Taufgnade verloren gegangen. Sie ist für die Gläubigen das wirksamste Mittel zur Reinigung für die begangenen, das sicherste gegen die zukünftigen Sünden, eine fruchtbare Gnadenquelle zur Heiligung der Seele. Nimm und lies und tue darnach.

C) Ausländische Literatur.

Über die französische Literatur im Jahre 1906.

LII.

Mangenot (E.). *L'Authenticité du Pentateuque.* (Die Authentizität des Pentateuch.) Paris, Letouzey et Amé. II. 8. 334 S.

Der Name Mangenot ist den Lesern dieser Revue wohl bekannt; er kam schon öfter vor und immer mit Lob. Auch diese Schrift gereicht dem Verfasser zum Ruhme. Die Veranlassung dazu bot ihm eine Entscheidung der päpstlichen Bibel-Kommission über die Authentizität des Pentateuch. Seine Schrift ist eigentlich eine Erklärung, ein Kommentar zu jener Entscheidung. Der Verfasser will, daß die Gegner, bevor sie widerlegt werden, zu Worte kommen und zwar mit all ihren Argumenten. Ihnen gehört daher ein großer Teil der Schrift. Schließlich vereinigen sich alle abweichenden Ansichten in der Hypothese Wellhausen's oder einer ähnlichen. Sie sagen, der Pentateuch sei eine Kompilation von vier Dokumenten, das eine eleistisch, das zweite jehovitisch, dann sei das Deuteronomium und ein Priester-Rodex benutzt worden, das ganze sei von drei Redaktoren frei verarbeitet worden. Nach gründlicher Widerlegung aller Scheingründe, welche für diese Hypothesen angeführt werden und nach Lösung der vorgebrachten Schwierigkeiten, bespricht der Verfasser den Fang, welchen die Authentizität in der Glaubenslehre einnimmt. Er sagt, dieselbe sei kein Dogma; die Kirche habe sie nie als Glaubenssatz aufgestellt und die entgegengesetzte Ansicht mit dem Anathema belegt. Wer daher das Gegenteil lehre, sei deshalb noch kein Häretiker. Aber, sagt er, es sei höchst ver wegen (temerarium), nachdem die ganze Tradition, so viel innere und äußere Gründe, für die Authentizität einstehen, dieselbe aus Scheingründen zu verwerten.

Anmerkung. Das Gleiche gilt von Allen, die an der Authentizität der Evangelien und der Apostelbriefe zweifeln. Da die Kirche zu allen Zeiten in ihren liturgischen Büchern Missale, Brevier, Rituale die Verfasser der heiligen Schriften mit Namen genau bezeichnet, ist es wohl verwegen, aus Scheingründen zu behaupten, die Kirche habe sich durch alle Jahrhunderte hindurch geirrt und wohl auch (?) der heilige Geist, der die Ausage hat, die Kirche vor dem Irrtum zu bewahren! Zu bedauern ist besonders, daß auch katholische Exegeten, statt die Tradition der Kirche zu stützen, dieselbe aus Nachgiebigkeit gegen die Nationalisten und um zeltgemäß zu erscheinen, dieselbe zu untergraben helfen.

Thiriez P. Th. M. *L'Evangile médité avec les Pères.* Das Evangelium betrachtet mit den Vätern. Paris, Lecoffre 8. 1. Bd. Die Geburt und Kindheit Jesu. 428 S., 2. Bd. Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu. Die Bergpredigt. 462 S., 3. Bd. Das öffentliche Wirken Jesu. Die Parabeln. 554 S., 4. Bd. Das Ende des öffentlichen Wirkens Jesu. Die Vorbereitung zum Leiden. 568 S., 5. Bd. Das Leiden und die Auferstehung Jesu. 483 S.

Verfasser dieses bedeutenden Werkes ist der Dominikaner P. Thiriez. Der ganzen Arbeit liegt die *catena aurea* des heiligen Thomas von Aquin

zugrunde. Doch ist zwischen beiden Werken ein wesentlicher Unterschied. Der heilige Thomas behandelt jedes Evangelium für sich einzeln. P. Thiriez macht aus den vier Evangelien eines, wodurch viele Wiederholungen erspart werden. P. Thiriez fügt den Väterstellen des heiligen Thomas manche andere hinzu, welche der heilige Thomas wahrscheinlich nicht kannte. Dann wurden auch spätere, große Theologen bis auf unsere Zeit (Acordaire z. B.) herab angeführt und ihnen passende Stellen entnommen. Endlich bietet der Verfasser über einzelne Themen ganze Abhandlungen. Es herrscht also große Abwechselung im ganzen Werke. Die Auswahl der Stellen und Texte aus den Vätern und den Theologen wird von den französischen Rezensenten gelobt. Wenn auch nicht alle Ringe (catena aurea) von purem Golde seien, so seien sie doch immer von edlem, soliden Metalle.

Madame Lucie Félix Faure—Goyau. *Vers la joie. Ames payennes, âmes chrétiennes.* (Zur [in Bezug auf die] Freude. Heidnische Seelen, christliche Seelen). Paris, Serrin. Kl. 8. XLVI, 281 S.

Es war vielleicht ungallant von mir, daß ich bis anhin alle weiblichen Schriftsteller — es gibt auch in Frankreich nicht bloß redselige, sondern auch schreibselige Damen — außeracht gelassen habe. Machen wir heute eine Ausnahme. Den Mitmenschen zu zeigen, welch' unvergleichliche Quelle an Freuden wir im Christentum besitzen, ist gewiß eine schöne Aufgabe und eine fruchtbare; denn sie ist geeignet, zum Christentum anzuziehen und in denselben zu befestigen. Die Verfasserin hat sich diese Aufgabe gestellt und sie auch schön, begeistert gelöst. Sie zeigt das Glück, ja die Glückseligkeit des Christen an verschiedenen Heiligen, so an der heiligen Theresia, der heiligen Katharina von Siena und so fort, sodann an verschiedenen frommen Personen, besonders an solchen, welche in den größten Leiden und Entbehrungen fröhlich und heiter waren, Gott mit Freuden dienten. Die Verfasserin kennt natürlich mehr diejenigen, die sich in Frankreich hervortaten.

Anmerkung. Wir Deutsche haben ebenso schöne Beispiele an der heiligen Elisabeth von Thüringen, der heiligen Lidwina, Katharina von Emmerich u. s. w. Zu bemerken ist noch, daß gerade in dieser Beziehung die katholische Religion an Trostgründen für Leiden alle andern (besonders die protestantische) übertrifft. Wie trostreich für den Leidenden ist es, zu wissen, daß seine Leiden verdienstlich seien, Sünden abgebüßt, Schäfe für den Himmel erworben werden! Wie trostreich ist der öftere Empfang der heiligen Sakramente, wodurch der Kranke volle Beruhigung für die Vergangenheit, feste Zuversicht für die Zukunft erhält! Wie trostreich ist für ihn die Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen (Maria, salus intimum, consolatrix afflictorum, die heiligen Patronen, der Schutzengel u. s. w.)

Die Schrift schließt mit dem schönen Gedanken: „Die christliche Freude übertrifft und überwindet alle Leiden dieser Welt und selbst alles Durchbare der Sünde, des Todes und des letzten Gerichtes, denn sie stützt sich auf eine unendliche Barmherzigkeit und sie weiß, daß Gott, unser Vater, uns väterlich liebt.“

D'horne P. Paul. *Choix de textes religieux assyriens et babyloniens. Transcription, traduction, commentaire.* (Auswahl assyrischer und babylonischer Inschriften, welche auf die Religion Bezug haben. Abschrift, Uebersetzung, Kommentar.) Paris, Lecoffre. 8. XXXVIII, 406 S.

Da nicht Alle, die sich mit der Eregese des alten Bundes beschäftigen, zugleich Assyriologen sind, ist es verdienstlich, denselben die Dokumente, welche an den Ufern des Euphrats und des Tigris gefunden wurden, in

getreuer Uebersetzung mitzuteilen und zu erklären. Da in neuester Zeit in der Kenntnis der assyrischen Sprache grosse Fortschritte gemacht wurden, werden diese Dokumente immer interessanter und instruktiver. Man überzeugt sich von der Verwandtschaft der Religion der Israeliten mit denjenigen der Assyrer und der übrigen Nachbarvölker. Mancher Text des Alten Bundes wurde bis jetzt verschieden gedeutet und daraus verschiedene Folgerungen gezogen. Diese neuen assyrischen Dokumente machen es dem Eregeten leicht, sich für eine Ansicht zu entscheiden.

Die Auswahl der Texte des P. D'homme ist eine glückliche; dieselben enthalten die wichtigsten Stellen, die sich irgendwie auf Religion beziehen, so das chaldäische Gedicht über die Schöpfung mit der assyrischen und babylonischen Kosmologie, die drei verschiedenen Pessarten über die Sündflut, die Epopoe von Gilgamer mit den Legenden der Ea und Atarbasie, die Mythen von Etana und Adapa u. s. w. Die Einleitung handelt von den Texten, ihrem Alter und von der Bedeutung derselben, von der Religion der Babylonier und Miniden (Götter, Schöpfung, Bestimmung des Menschen, deren Verhältnis zu den Göttern).

Prat. R. P. Origène, le théologien et l'exégète. Crigenes, der Theolog und Ereget. Paris, Blond. II. 8. LXVII. 224 S.

P. Prat hat Studien gemacht über Crigenes, den Theologen und den Eregeten: den Prediger und Apologeten ließ er beiseite. Es lag dem Verfasser vor allem daran, die Gedankenentwicklung des großen Alexandriners, die Berichtung und den Ursprung seiner Aertümer lernen zu lernen, sowie seinen Einfluß auf die Zeitgenossen und auf die Nachwelt. Dazu handelt auch mit grosser Märtir und Gründlichkeit die (67 Seiten starke) Vorrede. Das Werk selbst zerfällt, wie schon der Titel sagt, in zwei Teile: Crigenes der Theolog und Crigenes der Ereget. Beim Theologen wird die Christ Periarchon, sodann die Glaubensregel, die Lehre von der Dreifaltigkeit, von der Schöpfung und ihrem Endzweck behandelt. Noch mehr als der Theolog interessiert den Verfasser der Ereget. Crigenes ist nach seiner Ansicht, vor allem und in allem Ereget. Wir können demselben leider nicht in die Details folgen, es würde uns zu weit führen. Es sei nur noch bemerkt, daß die Arbeit eine sehr gründliche, scharfumige ist und daß P. Prat durch seine Schrift nicht wenig zur Kenntnis des berühmten Alexandriners beiträgt.

Vaandard (P. J.). L'inquisition. Etude historique et critique sur le pouvoir coercitif de l'Eglise. (Die Inquisition. Historische und kritische Studie über die potestas coercitiva [zwingende Macht] der Kirche. Paris, Blond. II. 8. XX 340 Z.

Der Abbe Vaandard gilt in Frankreich als einer der vorguzlichsten Historiker und Theologen der Gegenwart. Deshalb sind alle seine Schriften von Bedeutung, so auch vorliegende, die zwar nicht sehr umfangreich und abschließend ist, sondern vielmehr einer Einleitung in ein grösseres Werk gleich. Jeder Geschichtsforscher weiß, daß in Bezug auf die Inquisition noch Manches der Auflärfung bedarf. Der Verfasser will vor allem zeigen, wie die Inquisition entstand, gleichsam geboren wurde, wie ihr Ursprung in inniger Verbindung mit der damaligen Ansicht der Gläubigen und der Kirche selbst über die coercitive Gewalt der kirchlichen Behörden stand. Schon der protestantische Geschichtsforscher Leo, aus den sich Vaandard beruft, bekennt, die Inquisition verdanke ihr Entstehen nicht dem Ehrgeize oder dem Fanatismus der Kirche, sie sei vielmehr die natürliche Folge der damaligen Ideen und Begriffe über die Gewalt der Kirche. Um diese recht zu begreissen, müsse man auch die Stimmung vor dem 13. Jahrhundert kennen. Der Verfasser hat daher Recht, wenn er die Tertre und Anordnungen einachend schildert, welche die Kirche von Anfang an und durch alle Jahrhunderte zur Abwendung und Unterdrückung der Häresien erlassen

hat. Auch in neuerer Zeit wurde, wie er zeigt, im gleichen Geiste gehandelt. Der Verfasser bespricht alles objektiv; ohne Voreingenommenheit schildert er überall Licht- und Schattenseite. Er ist mit Kardinal Newman ein Gegner jener Historiker, welche von der Schattenseite schweigen wollen unter dem Vorwande, sie könnte Angsternis erregen. Das Angsternis ist viel größer, sagt Newman, wenn die Wahrheit dennoch an's Tageslicht kommt.

Druon (H.). *Fénelon, Archevêque de Cambrai.* (Fénelon, Erzbischof von Cambrai.) Paris, Lethielleux. 8. 2 Bde. VIII 358 u. IV, 176 S.

Erzbischof Fénelon ist ein so liebenswürdiger und interessanter Charakter, daß es begreiflich ist, wenn man sich gerne mit ihm beschäftigt. Herr Druon hatte umso mehr Ursache dazu, als er viel Neues und Instrukтивes zu sagen weiß, was bisher nicht bekannt war. In Betreff der Unterwerfung Fénelons unter die Entscheidung Roms über den Semiquietismus geht aus mehreren Privatbriefen, welche Herr Druon anführt, hervor, daß Fénelon noch längere Zeit in seinem Innern über dieses Thema nicht im Reinen war. Obgleich der Verfasser für seinen Helden ganz begeistert ist, bewahrt er doch so viel Unparteilichkeit, daß er gesteht, im Streite zwischen Bossuet und Fénelon sei intra et extra muros gefehlt worden. Die Differenz Fénelons (in Betreff der Unfehlbarkeit des Papstes) intra sedem (apostolicam) et sedentem urgiert der Verfasser zu sehr und dürfte wohl nicht die Zustimmung aller erhalten. Das Privatleben des so liebenswürdigen Kirchenfürsten, sein apostolisches, musterhaftes Priesterleben, seine literarische Tätigkeit werden sehr schön, erbaulich und belehrend geschildert. Auch über seine politischen Ansichten erhalten wir Aufschluß. Fénelon war kein Freund der absoluten Monarchie, aber ebensowenig der ungezügelten Demokratie. Sein Ideal war eine gemäßigte, geregelte Aristokratie. Er war somit keineswegs, wie einige behaupten wollten, ein Vorläufer der Revolutionäre vom Jahre 1789.

Broc (Aléxandre). *Les Jésuites et la légende.* (Die Jesuiten und die Sage.) Paris, Retaux. Kl. 8. 1. Bd. Vom Anfang bis auf Pascal. 484 S.

Wohl nicht immer wird ein Gebet von Gott so vollkommen erhört wie das des heiligen Ignatius, als er den Herrn bat, seine Gesellschaft möge immer Verfolgung leiden, immer Feinde haben. Sie hat aber auch immer ihre Freunde gehabt und ihre Verteidiger. Zu diesen gehört auch der Verfasser der angekündigten Schrift. Er widerlegt die Feinde mit gründlicher Sachkenntnis, geistreich, prachtvoll, in stets vornehmer Sprache. Er beschleicht sich der Unparteilichkeit; daher werden die Einwürfe, die Verleumdungen, die Klagen, welche der Berichtigung bedürfen, ausführlich mitgeteilt. Durch diese, man möchte sagen, voraussetzunglose Auseinandersetzung und durch die nie beleidigende Widerlegung, wird das Werk um so wertvoller, interessanter und dürfte selbst auf mehr irregelmäßige als boshaftes Gegner einen guten Eindruck machen. Das Werk wird zwei Bände umfassen. Der erste geht von den Anfängen (der Zeit des heiligen Ignatius bis auf Pascals „Les lettres provinciales“ [die Provinzialbriefe]). Der zweite wird von Pascal bis auf die Gegenwart sich erstrecken. Zahlreiche Anmerkungen und Zitationen zeugen von der Gründlichkeit und Belesenheit des Verfassers. Ins Einzelne einzugehen verbietet uns der Mangel an Raum. Es sei nur noch bemerkt, die ersten Angriffe kamen von deutschen Protestanten um das Jahr 1640. Ihnen folgten bald die Franzosen, die Engländer, Holländer u. s. w. Besonders eingehend ist die Frage besprochen, ob die Jesuiten (Mariana) jemals den Tyrannenmord als erlaubt erklärt haben, — sodann die vielbesprochenen *Monita secreta*, das Machwerk eines Avouates, ferner der Krieg des jansenistischen Klosters Port royal mit den Jesuiten. Den Schluß des ersten Bandes bildet eine sachliche, gründliche

Analysse der Provinzialbriefe Pascals mit ihren Irrtümern, Liebentreibungen und Verleumdungen.

Lavisse (Ernest). *Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution.* (Geschichte Frankreichs von den Anfängen bis zur Revolution.) T. VII. Ludwig XIV., die Fronde, der König, Colbert (1645—1685). Paris, Hachette. 4. 406 S.

Nach langerer Unterbrechung ist wieder ein Band der großen Geschichte Frankreichs von Lavisse erschienen. Lavisse ist unstreitig einer der größten Historiker Frankreichs der Gegenwart. Die Rezensenten sind unerschöpflich im Lobe desselben, sowohl in Bezug auf den Inhalt als auf die Darstellung. Der vorliegende 7. Band hat zum Gegenstande das 17. Jahrhundert, das von den Franzosen als das „große Jahrhundert“ bezeichnet wird, mit dem immer noch hochgefeierten Ludwig XIV. (Louis le Grand, le Roi soleil). Der Band enthält fünf Bücher. Das erste schildert die Geschichte und die Periode von Mazarin (1645—1661). Der zweite handelt von der Thronbesteigung des Königs, die drei andern von der inneren Verwaltung (Regierung) und von der Leitung des gesellschaftlichen Lebens. Lavisse ist zuweilen streng in seinem Urtheile. Doch wird ihn jeder Unparteiische gerecht finden. So ist Ludwig XIV. ihm nicht groß als Mensch, sondern als Monarch, was wohl jedermann zugeben wird. Ebenso werden Verdiente und Fehler des berühmten Ministers Colbert gewürdigt und getadelt. Auch in der Beurteilung der Ereignisse, der angewandten Mittel, der Erfolge sehen wir das gleiche objektive Maß halten.

Lenotre (J.). *Paris révolutionnaire. Vieilles maisons, Vieux papiers.* (Das revolutionäre Paris. Alte Häuser, alte Papiere.) Paris, Perrin. 8. 401 S. Illustrirt.

Lenotre erforscht unermüdlich die Zustände und Vorfälle des revolutionären Paris. Diese Schrift ist den Personen zweiten Ranges gewidmet, von denen die großen Geschichtsschreiber uns wenig berichten. Besonders handelt es sich um die Weiber der revolutionären Scheusale. Wie verhielten sich diese? Die meisten unterstützten ihre Männer in der Grausamkeit oder billigten wenigstens und bewunderten die Taten ihrer Männer. So war Minnie, die Frau des schrecklichen Le Bon, seine eifige Gehilfin. Sie war es, welche ihrem Manne die aristokratischen Gesichter bezeichnete, die für die Guillotine passten. Sie war die Ursache, daß ihr Mann sein einfaches Haus an ein vornehmes vertauschte, welches den Vorteil hatte, die Körpe (Ayrifloden, nannte es die Hyäne) auf der Guillotine fallen zu sehen. Bonne Jeanne, die Frau des Exoratorianers Fouceté spazierte in Lyon auf der blutgeränkten Nichtstätte herum wie in einem Garten mit wohtriechenden Rosen. Als sie Lyon verließ, nahm sie einem Wagen voll „fetter Beute“, wie sie es nannte, Seidenstoffe und Kirchengefäße mit sich. Für die Gattin des Villand Varennes, der selbst in den Augen der Revolutionäre ein Scheusal war, ist ihr Mann der reinste und beste aller Männer. Damals ging alles drunter und drüber; die Schlechtesten waren die Mächtigsten; die kein Verdienst hatten, wurden geehrt. So wurde Santerre, der durch Trommelwirbel Ludwig XVI., der vom Schafot aus zum Volke sprechen wollte, am Reden hinderte, der aber in den Kämpfen in der Vendée aus Feigheit immer die Flucht ergriff, wegen seiner Verdienste um das Vaterland, zum General gemacht. Mit Befriedigung liest man, wie Napoleon, dem er seine Dienste anbot, ihn mit Schmach bedeckt von sich wies und wie er im Elend sein Leben beschloß. Henriot, der Schrecken von Paris und selbst des Konvents, war ein Trunkenbold und ein Wüstling. Mit Vergnügen liest man her nach, wie einige edle Frauen, so Madame de Villironet, Madame Bourquey w. ihre Männer heldenmütig retteten oder wenigstens zu retten suchten.

Favre (Julien). *Lacordaire, orateur, sa formation et la chronologie des œuvres.* (Lacordaire, der Redner, seine Heranbildung und die Chronologie seiner Werke.) Paris, Poussielgue, gr. 8. XIX. 599 S. Mit Porträt.

Den meisten Lesern wird Lacordaire wenigstens dem Namen nach wohl bekannt sein. Lacordaire war vielleicht der größte Kanzelredner des 19. Jahrhunderts, ein gründlicher Gelehrter und Theolog, ein heilig-mäßiger Ordensmann. Man wirft ihm und nicht ganz ohne Grund vor, er sei zu sehr Franzose gewesen. Allein man muß bedenken, daß das 19. Jahrhundert, insbesonders die Zeit von 1849—1870 in der Tat eine Blütezeit der katholischen Kirche Frankreichs war. Wenn der Bischof von Nîmes (späterer Kardinal) Pie erklärte, seit Ludwig XIV. habe keine Regierung so viel für die katholische Kirche getan als die Napoleon III. (man mag übrigens über ihn denken wie man will), so war es nicht ganz ohne Grund. Tatsache ist, daß Napoleon III. binnen 20 Jahren etwa 100 Millionen Francs für Religion, Wissenschaft und Kunst beigetragen hat. Tatsache ist, daß unter seiner Regierung Klöster der verschiedenen Orden und Kongregationen wie aus dem Boden hervorsprossen, so daß die dritte Republik im Jahre 1870 mehr Klöster und Ordensleute (männliche und weibliche) vorhand, als die erste im Jahre 1789. Wie blühten überall die Winzentiusvereine! Was geschah alles für das Oberhaupt der Kirche! Wie überragte Frankreich alle anderen Nationen im Eifer für die Missionen (an Syfern, an Geld und Menschen)! Man kann daher einem begeisterten Franzosen der damaligen Zeit, wenn er den Mund etwas voll nimmt (in excessu) und ore rotundo die Verhältnisse schildert, wohl verzeihen, geschicht es ja auch anderswo, wo weniger Gründe dazu vorhanden sind. — Doch zur Sache.

H. Favre hat mit großer Liebe, Sachkenntnis, Scharfsinn und Klarheit die Jugend des berühmten Dominikaners geschildert und dessen Bildungsgang uns vorgelegt. Er beginnt mit dem elterlichen Hause und der häuslichen Erziehung, seinem Studiengange bis zur Priesterweihe, bis zu seinem Eintritte in den Dominikanerorden. Der Verfasser schildert Lacordaires geistige Entwicklung, die Beweggründe, welche ihn bestimmten, in den Orden einzutreten, seine Studien, seine Lektüre, den Einfluß Lamennais auf ihn, seine ersten Versuche im Predigtamte, seine ersten Predigten in Notre Dame (Paris). Ferner dessen Wirken in Mez, dessen Studium der Summa des heiligen Thomas von Aquin. Nach dieser Biographie kommt (wie der Titel sagt) die Chronologie seiner Werke. Der Verfasser teilt das Wirken Lacordaires in drei Perioden ein, nämlich 1827—1837, 1840—1852 und 1854—1861. Jede Predigt wird angeführt und ihr Inhalt in Kürze angegeben. Dann kommen noch vollständige Indizes über seine Schriften, über die Art, wie er gepredigt hat und schließlich der Autoren, welche über Lacordaire geschrieben haben. Das Werk findet allgemeine Anerkennung und Lob.

Barnier (Abbé, Ch.). *Contre les sectes et les erreurs qui nous divisent et nous désolent. Démonstrations et réfutations.* (Gegen die Sektent und Irrtümer, die uns entzweien und betrüben. Auseinandersetzungen und Widerlegungen.) Lyon-Paris, Vitte. 8. 479 S.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich die gleiche Aufgabe gestellt, wie vor Jahren der Missions-Bischof Ricards in seinem Buch: *Catholic Christianity and modern unbelief* (New-York, Benziger Brothers) nämlich die Irrtümer, welche gegenwärtig vielfach Verbreitung finden, die aber mit der Lehre der Kirche im Widerspruch stehen, auseinanderzusehen und zu widerlegen. Zu diesen beklagenswerten Irrtümern gehören: der Positivismus, der Naturalismus, der Darwinismus, der Rationalismus, der Juda-

ismus, der Socinianismus, der Protestantismus, die Freimaurerei u. s. w. Der Verfasser gibt von jeder Irreligion einen kurzen, bündigen Bericht über deren Entstehen und Entwicklung, sodann eine Auseinandersetzung des irrtümlichen Systems und schließlich die Widerlegung desselben. Die ganze Arbeit zeugt von großer Belehrtheit und seltenem Scharfsinn. Der Rezensent im Polybiblion (April), der das Werk im allgemeinen sehr lobt, macht jedoch zwei, wie mir scheint, berechtigte Aussetzungen. Er findet, daß die Irreligionen zuweilen nicht wie sie heute verbreitet werden (sondern mehr, wie vor einigen Jahren) behandelt werden. Sodann glaubt er, es wäre besser und würde zur Verbreitung des Werkes beitragen, wenn die Irreligionen in einzelnen Bänden (oder zwei bis drei verwandte beisammen) besprochen würden: denn in einem Bande (auch jetzt 480 Seiten Kleindruck) kann unmöglich alles erschöpfend besprochen werden und ein sehr umfangreicher Oktavband ist für das gewöhnliche Publikum mehr abstoßend als anziehend.

Salzburg.

J. Näß, Prof.

Decretum de Sponsalibus et Matrimonio

Iussu et Auctoritate Ss. D. N. Pii Papae X. a. S. Congregatione Concilii editum.

Ne temere inirentur clandestina coniugia, quae Dei Ecclesia iustissimis de causis semper detestata est atque prohibuit, provide cavit Tridentinum Concilium, cap. 1, Sess. XXIV de reformat. matrim edicens: „Qui aliter quam praesente parocho vel alio sacerdote de ipsius parochi seu Ordinarii licentia et duobus vel tribus testibus matrimonium contrahere attentabunt, eos Sancta Synodus ad sic contrahendum omnino inhabiles reddit, et huiusmodi contractus irritos et nullos esse decernit.“

Sed cum idem Sacrum Concilium preecepisset, ut tale decretum publicaretur in singulis paroecis, nec vim haberet nisi iis in locis, ubi esset promulgatum; accidit, ut plura loca, in quibus publicatio illa facta non fuit, beneficio tridentinae legis caruerint, hodieque careant, et haesitationibus atque incommodis veteris disciplinae adhuc obnoxia maneant.

Verum nec ubi viguit nova lex, sublata est omnis difficultas. Saepe namque gravis exstitit dubitatio in decernenda persona parochi, quo praesente matrimonium sit contrahendum. Statuit quidem canonica disciplina, proprium parochum eum intelligi debere, cuius in paroecia domicilium sit, aut quasidomicilium alterutrius contrahentis. Verum quia nonnunquam difficile est iudicare, certo ne constet de quasidomicilio, haud pauca matrimonia fuerunt obiecta periculo, ne nulla essent: multa quoque, sive inicitia hominum sive fraude, illegitima prorsus atque irrita deprehensa sunt.

Haec dudum deplorata, eo crebrius accidere nostra aetate videmus, quo facilius ac celerius commeatus cum gentibus, etiam disiunctissimis, perficiuntur. Quamobrem sapientibus viris ac doctissimis visum est expedire, ut mutatio aliqua induceretur in

iure circa formam celebrandi connubii. Complures etiam sacrorum Antistites omni ex parte terrarum, praesertim e celebrioribus civitatibus, ubi gravior appareret necessitas, supplices ad id preces Apostolicae Sedi admoverunt.

Flagitatum simul est ab Episcopis, tum Europae plerisque, tum aliarum regionum, ut incommode occurreretur, quae ex sponsalibus, idest mutuis promissionibus futuri matrimonii privatim initis, derivantur. Docuit enim experientia satis, quae secum pericula ferant eiusmodi sponsalia: primum quidem incitamenta peccandi causamque cur inexpertae puellae decipientur; postea dissidia ac lites inextricabiles.

His rerum adiunctis permotus SS^{MM}us D. N. Pius PP. X pro ea quam gerit omnium Ecclesiarum sollicitudine, cupiens ad memorata damna et pericula removenda temperatione aliqua uti, commisit S. Congregationi Concilii ut de hac re videret, et quae opportuna aestimaret, Sibi proponeret.

Voluit etiam votum audire Consilii ad ius canonicum in unum redigendum constituti, nec non E^{MM}orum Cardinalium, qui pro eodem codice parando speciali commissione delecti sunt: a quibus, quemadmodum et a S. Congregatione Concilii, conventus in eum finem saepius habiti sunt. Omnium autem sententiis obtentis, SS^{MM}us Dominus S. Congregationi Concilii mandavit, ut decretum ederet quo leges a Se, ex certa scientia et matura deliberatione probatae, continerentur, quibus sponsalium et matrimonii disciplina in posterum regeretur, eorumque celebratio expedita, certa atque ordinata fieret.

In executionem itaque Apostolici mandati S. Concilii Congregatio praesentibus litteris constituit atque decernit ea quae sequuntur.

DE SPONSALIBUS.

I. — Ea tantum sponsalia habentur valida et canonicos sortiuntur effectus, quae contracta fuerint per scripturam sub-signatam a partibus et vel a parocho, aut a loci Ordinario, vel saltem a duobus testibus.

Quod si utraque vel alterutra pars scribere nesciat, id in ipsa scriptura adnotetur; et aliis testis addatur, qui cum parocho, aut loci Ordinario, vel duobus testibus, de quibus supra, scripturam subsignet.

II. — Nomine parochi hic et in sequentibus articulis venit non solum qui legitime praeest paroeciae canonice erectae; sed in regionibus, ubi paroeciae canonice erectae non sunt, etiam sacerdos cui in aliquo definito territorio cura animarum legitime commissa est, et parocho aequiparatur; et in missionibus, ubi territoria necdum perfecte divisa sunt, omnis sacerdos a missionis Moderatore ad animarum curam in aliqua statione universaliter deputatus.

DE MATRIMONIO.

III. — Ea tantum matrimonia valida sunt, quae contrahuntur eoram parocho vel loci Ordinario vel sacerdote ab alterutro delegato, et duobus saltem testibus, iuxta tamen regulas in sequentibus articulis expressas, et salvis exceptionibus quae infra n. VII et VIII ponuntur.

IV. — Parochus et loci Ordinarius valide matrimonio adsistunt,

§ 1. a die tantummodo adeptae possessionis beneficii vel initi officii, nisi publico decreto nominatim fuerint excommunicati vel ab officio suspensi;

§ 2. intra limites dumtaxat sui territorii: in quo matrimoniis nedum suorum subditorum, sed etiam non subditorum valide adsistunt;

§ 3. dummodo invitati ac rogati, et neque vi neque metu gravi constricti requirant excipiantque contrahentium consensum.

V. — Licate autem adsistunt,

§ 1. constito sibi legitime de libero statu contrahentium, servatis de iure servandis;

§ 2. constito insuper de domicilio, vel saltem de menstrua commoratione alterutrius contrahentis in loco matrimonii;

§ 3. quod si deficiat, ut parochus et loci Ordinarius licite matrimonio adsint, indigent licentia parochi vel Ordinarii proprii alterutrius contrahentis, nisi gravis intercedat necessitas, quae ab ea excuset.

§ 4. Quoad vagos, extra casum necessitatis parocho ne liceat eorum matrimoniis adsistere, nisi re ad Ordinarium vel ad sacerdotem ab eo delegatum delata, licentiam adsistendi impetraverit.

§ 5. In quolibet autem casu pro regula habeatur, ut matrimonium coram sponsae parocho celebretur, nisi aliqua iusta causa excuset.

VI. — Parochus et loci Ordinarius licentiam concedere possunt alio sacerdoti determinato ac certo, ut matrimoniis intra limites sui territorii adsistat.

Delegatus autem, ut valide et licate adsistat, servare tenetur limites mandati, et regulas pro parocho et loci Ordinario n. IV et V superius statutas.

VII. — Imminente mortis periculo, ubi parochus, vel loci Ordinarius, vel sacerdos ab alterutro delegatus, haberit nequeat, ad consulendum conscientiae et (si casus ferat) legitimatiōni prolis, matrimonium contrahi valide ac licate potest coram quolibet sacerdote et duobus testibus.

VIII. — Si contingat ut in aliqua regione parochus loci vel Ordinarius, aut sacerdos ab eis delegatus, coram quo matri-

monium celebrari queat, haberi non possit, eaque rerum conditio a mense iam perseveret, matrimonium valide ac licite iniri potest emissio a sponsis formali consensu coram duobus testibus.

IX. — § 1. Celebrato matrimonio, parochus, vel qui eius vices gerit, statim describat in libro matrimoniorum nomina coniugum ac testium, locum et diem celebrati matrimonii, atque alia, iuxta modum in libris ritualibus vel a proprio Ordinario praescriptum; idque licet alius sacerdos vel a se vel ab Ordinario delegatus matrimonio adstiterit.

§ 2. Praeterea parochus in libro quoque baptizatorum adnotet, coniugem tali die in sua parochia matrimonium contraxisse. Quod si coniux alibi baptizatus fuerit, matrimonii parochus notitiam initi contractus ad parochum baptismi sive per se, sive per curiam episcopalem transmittat, ut matrimonium in baptismi librum referatur.

§ 3. Quoties matrimonium ad normam n. VII aut VIII contrahitur, sacerdos in priori casu, testes in altero, tenentur in solidum cum contrahentibus curare, ut initum coniugium in praescriptis libris quam primum adnotetur.

X. — Parochi qui heic hactenus praescripta violaverint, ab Ordinariis pro modo et gravitate culpae puniantur. Et insuper si alicuius matrimonio adstiterint contra praescriptum § 2 et 3 num. V, emolumenta stolae sua ne faciant, sed proprio contrahentium parocho remittant.

XI. — § 1. Statutis superius legibus tenentur omnes in catholica Ecclesia baptizati et ad eam ex haeresi aut schismate conversi (licet sive hi, sive illi ab eadem postea defecerint), quoties inter se sponsalia vel matrimonium ineant.

§ 2. Vigent quoque pro iisdem de quibus supra catholicis, si cum acatholiciis sive baptizatis, sive non baptizatis, etiam post obtentam dispensationem ab impedimento mixtae religionis vel disparitatis cultus, sponsalia vel matrimonium contrahunt; nisi pro aliquo particulari loco aut regione aliter a S. Sede sit statutum.

§ 3. Acatholici sive baptizati sive non baptizati, si inter se contrahunt, nullibi ligantur ad catholicam sponsalium vel matrimonii formam servandam.

Praesens decretum legitime publicatum et promulgatum habeatur per eius transmissionem ad locorum Ordinarios: et quae in eo disposita sunt ubique vim legis habere incipient a die solemni Paschae Resurrectionis D. N. I. C. proximi anni 1908.

Interim vero omnes locorum Ordinarii curent hoc decretum quamprimum in vulgus edi, et in singulis suarum dioecesum parochialibus ecclesiis explicari, ut ab omnibus rite cognoscatur.

Praesentibus valituri de mandato speciali SS^m. D. N. Pii.
PP. X, contrariis quibuslibet etiam peculiari mentione dignis
minime obstantibus.

Datum Romae die 2. mensis Augusti anni 1907.

† VINCENTIUS Card. EP. PRAENEST.,

Praefectus.

C. De LAI, Secretarius.

Erlasse und Bestimmungen römischer Kongregationen.

Zusammengestellt von D. Bruno Albers O. S. B. in Monte Cassino (Italien).

(**Krankenkommunion.**) Am 7. Dezember 1906 erschien ein, auch im Heft 2 des vorigen Jahrganges, mitgeteiltes Dekret, wonach Kranken unter gewissen Bedingungen, auch ohne die natürliche Rüchternheit bewahrt zu haben, die heilige Kommunion öfter empfangen können. Es war nun der Zweifel aufgetaucht, ob unter dem Namen *Kranken*, welche seit einem Monate *frank* d. h. niedergeliegen, selbst diejenigen Kranken verstanden werden, welche zwar nicht beständig bettlägerig sind, aber doch schwer krank sind, so daß sie nach dem Urteile des Arztes die natürliche Rüchternheit nicht bewahren können, und entweder gar nicht zu Bett liegen, oder sich wenigstens ein paar Stunden tagsüber aus demselben erheben können. Der unter dem 7. März 1907 gegebene Entscheid lautete: Auch diesen *Kranken* komme das Indult zugute und hat der Heilige Vater denselben gutgeheissen. (S. Congr. Concil. ddo. 25 Mart. 1907.)

(**Messstipendien.**) Am 11. Mai 1904 gab die Konzilskongregation neue Bestimmungen über Messstipendien. Trotzdem waren entweder einige Missbräuche nicht ausgerottet oder es hatten sich neue eingeschlichen. Um allem vorzubürgen, hat die Konzilskongregation folgende Bestimmungen getroffen:

1. Wer in Zukunft anderen, nicht Diözesanpriestern, sei es Säkular oder Regularpriestern, Messstipendien überlassen will, hat dieses durch den respective Ordinarius derselben zu tun, oder wenigstens sich dessen Zustimmung zu sichern.

2. Sobald als möglich hat jeder Ordinarius ein Verzeichnis seiner Priester anzufertigen, mit Angabe der Messen, welche derselbe zu lesen verpflichtet ist, damit er in der Verteilung der Messen um so sicherer vorgehe.

3. Alle Messen, welche, sei es an Bischöfe, sei es an Priester nach dem Orient zu senden sind, sind fortan an die Propaganda und durch diese an den Bestimmungsort zu senden. (S. Congr. Concil. 22 Mai. 1907.)

(**Kalendarium für Ordenskirchen.**) Nach einem Entscheid der Mitenkongregation ist in Pfarrkirchen, welche von Religiosen versehen werden, das Kalendarium des resp. Ordens zu gebrauchen, nicht jedoch in den anderen Kirchen, welche etwa im Bereich der Pfarrei liegen, es sei denn, daß auch die letzteren dauernd von den Religiosen verwaltet werden.

In Kirchen von Drittordensschwestern, welche dem Diözesanoberen unterstehen, ist dagegen das Diözesankalendarium zu gebrauchen. Die Schwestern

können jedoch in ihren Kirchen alle jene Ablässe gewinnen, welche die Päpste direkt den betreffenden Orden und deren Kirchen verliehen haben, jedoch sind hier die Dekrete namentlich S. R. C. n. 3862 *Urbis et Orbis* 9. Dec. 1895 und das Dekret der Indulgenzinkongregation vom 28. Aug. 1903 über die Ablässe der Tertiärer zu beachten. (S. Rit. Congr. d. do. 10 Mai. 1907.)

(**Maurussegen.**) Auf Bitte des Abtprimas des Benediktinerordens gab der Heilige Vater auf 10 Jahre dem Abtprimas und den Lebten-Präsidenten der schwarzen Benediktinerkongregationen, die Vollmacht Priestern des Welt- und Ordensklerus die Befähigung zu erteilen Kranken den Maurussegen zu geben. Die mit dieser Vollmacht ausgestatteten Priester haben sich bei Erteilung des Segens der von der Nitenkongregation eigens approbierten Formel zu bedienen, wie sie im Rituale O. S. B. sich vorfindet. (S. Rit. Congreg. d. do. 23 Januar. 1907.)

(**Altare Portatile.**) Nach einer jüngst von der Konzilskongregation getroffenen Entscheidung haben diejenigen, welche vor dem Konzil von Trient das Privilegium des „Altare portatile“ erhalten haben, denen das-selbe aber nach dem Konzil nicht erneuert wurde, kein Anrecht mehr auf dasselbe. Das Privilegium gilt als erloschen. (S. Congr. Conc. in Caesaraugustana et Matriten. d. do. 23 Mart. 1907.)

(**Verfasser und historische Wahrheit im vierten Evangelium.**) Der Bibelkommission war die brennende Frage nach dem Verfasser des vierten Evangeliums vorgelegt worden und zwar war die Frage folgendermaßen gefaßt worden:

1. Ob aus der konstanten, universalen und feierlichen Tradition der Kirche, welche schon mit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts beginnt und hauptsächlich eruiert wird a) aus den Zeugnissen und Anspielungen der Heiligen Väter, der Kirchenschriftsteller, ja selbst der Häretiker, welche, da sie notwendigerweise von den Aposteln und Apostelschülern oder deren ersten Nachfolgern herriühren müssen, folgerichtig auch im Zusammenhange mit dem Ursprunge des Buches stehen müssen; b) aus dem immer und überall im Kanon und den Katalogen der Heiligen Schriften wiederkehrenden Namen des Verfassers des vierten Evangeliums; c) aus den ältesten Handschriften und Uebersetzungen in fremde Sprachen; d) aus dem öffentlichen liturgischen Gebrauch der mit den Anfängen der Kirche in Aufnahme gekommen ist; abgesehen von dem theologischen Argument, mit sicherem historischen Beweise dargelegt werden könne, daß der Apostel Johannes und kein anderer der Verfasser des vierten Evangeliums sei, so daß die hiergegen von den Kritikern angeführten Auffstellungen diese Tradition durchaus nicht entkräften können? Antwort: Ja.

2. Ob auch die inneren Gründe, welche aus dem Text des vierten Evangeliums gesondert betrachtet, eruiert werden, aus dem Zeugnis des Schreibers und aus der offensuren Verwandtschaft des vierten Evangeliums mit dem ersten Brief des Apostels Johannes, dazu angetan sind die Tradition zu bestätigen, welche demselben Apostel das vierte Evangelium ganz unzweifelhaft zuschreibt? — Und ob die Schwierigkeiten, welche aus der

Gegenüberstellung desselben Evangeliums mit den drei anderen Evangelien genommen werden, indem die verschiedene Zeit der Abfassung, des Zweckes und der Zuhörer, für welche oder gegen welche der Verfasser schrieb, vernünftigerweise gelöst werden können, so wie es stellenweise die Heiligen Väter und die katholischen Eregeten getan haben?

Antwort: Ja auf beide Fragen.

3. Ob, obwohl die Praxis diesem entgegensteht, welche von den ersten Zeiten an in der ganzen Kirche beständig in Kraft gewesen ist, nämlich aus dem vierten Evangelium als einem wirklich historischen Dokumente Beweisschlüsse zu ziehen, nichtsdestoweniger unter Betrachtung der besonderen Anlage (peculiari indole) desselben Evangeliums und der offensbaren Intention des Verfassers die Gottheit Jesu Christi zu illustrieren und zu beweisen aus den Taten und den Reden des Herrn, gesagt werden könne, das im vierten Evangelium Erzählte sei zum Teil oder ganz erdichtet zu dem Zwecke, daß es Allegorien oder doktrinäre Symbole seien, und die Reden des Herrn seien nicht eigentlich und tatsächlich Reden des Herrn, sondern theologische Kompositionen des Schreibers, wenn auch dem Herrn in den Mund gelegt?

Antwort: Nein.

Am 29. Mai 1907 hat der Heilige Vater diese Entscheide der Bibelkommission gutgeheißen.

Neueste Bewilligungen oder Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Bon P. Franz Beringer S. J., Konsultor der heiligen Kongregation der Ablässe in Rom.

Erneuerung der Taufgelübde am Schlusz von Missionen oder Exercitien. Wenn diese Erneuerung bei der erwähnten Gelegenheit öffentlich und feierlich in der Kirche stattfindet, so können die Gläubigen, welche andächtig beiwohnen und mit den Worten: Ich widersage dem Satan und all seiner Pracht und allen seinen Werken, und verspreche Christus treu anzuhängen, oder mit andern Worten nach dem Vandesbrauch, ihre Taufgelübde erneuern, einen vollkommenen, auch den Verstorbenen zuwendbaren Abläß gewinnen; nur müssen sie zugleich die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen und nach der Meinung des Papstes beten. P. Pius X., Reskript der hl. Abläf Kongreg. v. 27. Febr. 1907. — Acta S. Sed. XL, 440.

Glaubensalt bei der heiligen Wandlung und vor dem ausgesetzten Allerheiligsten. Wer mit Glaube, Frömmigkeit und Liebe die heilige Hostie anschaut, wenn sie beim heiligen Messopfer erhoben wird oder feierlich ausgesetzt ist und zugleich die Worte spricht: „Mein Herr und mein Gott“, gewinnt einen Abläß von 7 Jahren und 7 Quadragesim; vollkommenen Abläß aber einmal in der Woche, wenn man täglich diese fronne Uebung verrichtet hat und würdig vorbereitet die heilige Kommunion

empfängt. Pius X., eigenhänd. Reskript vom 18. Mai (12. Juni) 1907.
— Acta S. Sed. XL, 441.

Rosenkranz- und Kreuzherrenablässe. Der Abläfkongregation wurden kürzlich folgende zwei Fragen zur Entscheidung vorgelegt:

1. Können die Gläubigen, wenn sie einen sowohl von den Dominikanern, als auch von den Kreuzherren oder von bevollmächtigten Priestern geweihten Rosenkranz in Händen haben, mit dem Beten des Rosenkranzes gleichzeitig die beiderseitigen Ablässe gewinnen?

2. Ist das gleiche der Fall, wenn sie mit dem Kreuzherrenrosenkranz das Vater unser oder Hegrüßet seist du bei einem Gebet oder einer frommen Uebung sprechen, die schon mit besonderen Ablässen bereichert ist?

Auf beide Fragen hat die Kongregation mit Nein geantwortet: doch möge an den Heiligen Vater die Bitte gerichtet werden, zu gestatten, daß man die Kreuzherrenablässe gleichzeitig mit denen gewinnen könne, welche für das Rosenkranzgebet bereits bewilligt sind, aber nur beim Rosenkranzgebet selbst. — In der Audienz vom 12. Juni 1907 hat Papst Pius X. die Antworten der Abläfkongregation gebilligt und bestätigt, und zugleich aus besonderer Gnade die Bitte gewährt, daß man die beiderseitigen Ablässe zusammen gewinnen kann beim Beten des Rosenkranzes: es muß jedoch der dabei zu gebrauchende Rosenkranz die doppelte Weihe erhalten haben. Reskript der heiligen Abläfkongregation vom 12. Juni 1907. — Acta S. Sed. XL, 442.

Kurze Anrufung des Heiligen Geistes.

Veni, Sancte Spiritus, reple Komm, Heiliger Geist, erfülle
tuorum corda fidelium et tui die Herzen deiner Gläubigen und ent-
amoris in eis ignem accende. zünde in ihnen das Feuer deiner Liebe.

Abläß: 300 Tage jedesmal, den Verstorbenen zuwendbar. Pius X.,
Reskr. der hl. Abläfkongregation vom 8. Mai 1907. — Acta S. Sed.
XL, 379.

**Der sogenannte heldenmütige Liebesakt für die Abge-
storbenen.**¹⁾ Es wurde an die erwähnte Kongregation die Anfrage gestellt, ob der Gläubige, welcher diejen Akt, gewöhnlich Gelübde genannt, gemacht hat, — durch welchen er nämlich zugunsten der Verstorbenen alle Ablässe, die er im Leben gewinnen kann, der göttlichen Majestät aufopfert, wie auch alle seine Genußtuungswerke und alle ihm nach seinem Tode zu leistende Gebetshilfe, — ob der Gläubige diejen Akt nach seinem Belieben zurücknehmen kann? — Die Antwort der Kongregation v. 20. Febr. 1907 lautet: Ja. — Acta S. Sed. XL, 371.

Neuntägige Andacht vor dem heiligen Fronleichnamsfest.
Diese zur Vermehrung und Liebe gegen das allerheiligste Altarsakrament sehr geeignete fromme Uebung hat Ze. Heiligkeit Papst Pius X. in der Audienz des Kardinalpräfekten vom 8. Mai d. J. nicht nur gutgeheißen und sehr empfohlen, sondern auch mit den folgenden, den Seelen im Fegefeuer zuwendbaren Ablässen bereichert. Alle Christgläubigen nämlich, welche ent-

¹⁾ Vergl. „Die Ablässe“, 13. Aufl. S. 349 (12. A. S. 326).

weder für sich privatim diese Andacht halten, oder derselben fromm be-wohnen, wenn sie nach der von den Bischöfen zu erteilenden Anweisung öffentlich in der Kirche stattfindet, gewinnen an jedem Tage einen Abläß von 7 Jahren und 7 Quadragesen; vollkommenen Abläß aber an einem beliebigen Tag der Novene, oder am Haste selbst oder an einem Tage der Oktav; nur müssen sie auch die heiligen Sakramente empfangen und nach der Meinung des Papstes beten. Papst Pius X., Motu proprio der heiligen Abläfikongregation vom 8. Mai 1907. — Acta S. Sed. XL, 376.

Gebet des Priesters vor seiner Predigt. Durch Dekret Urbis et Orbis der heiligen Abläfikongregation vom 12. Juli 1907 hat Ze. Heiligkeit Papst Pius X. das folgende Gebet des heiligen Anselm aus seiner 18. Betrachtung mit 300 Tagen Abläß, den Verstorbenen zuwendbar, bereichert, „damit die Verkünder des Wortes Gottes heiliger und nützlicher dieses Amt verwalten und segensreicher sich auf dasselbe vorbereiten“. Das Gebet ist vor der Predigt zu verrichten.

Da mihi, Domine, et mitissimam et sapientem eloquentiam, qua nesciam inflari, et de tuis bonis super fratres extolli. Pone, quaequo, in ore meo verbum consolationis et aedificationis et exhortationis per Spiritum Sanctum tuum, ut et bonos valeam ad meliora exhortari; et eos qui adverse gradiuntur, ad tuac recitudinis lineam revocare verbo et exemplo. Sint verba, quae dederis servo tuo, tamquam acutissima jacula et ardentes sagittae, quae penetrant et incendant mentes audientium ad timorem et amorem tuum. Amen.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Joh. G. Huber, Dechant und Stadtpfarrer in Schwanenstadt.

Zur Zeit dieses Berichtes kam ich eben von der Waffenübung zurück. Es wird wohl niemand vermuten, der Berichterstatter habe etwa als Feldpater die großen Manöver mitmachen müssen! — Ein ich ja doch schon über das Landsturmalter hinaus und solche lässt man nicht mehr mittun. Dennoch komme ich von der Waffenübung: von den Priestererzerzügeln. Schön und gut ist dabei gegangen. Unter prächtiger Führung ging es Tag für Tag an den Waffendienst, allweg wie im Ernstfalle gab es siedmäfiges Schießen, Angriffe auf feindliche Stellungen u. dgl. Manch ernste Wahrheit wurde aufs Korn genommen, so von der Ewigkeit oben und unten. Bei der letzteren, von der Ewigkeit der Hölle, es war niemand von der „Reform“ Richtung dabei, solche würden dieses schief genommen haben, als einen Widerspruch gegen die höhere Wissenschaft, die der Ewigkeit der Höllestrafe die Miltigkeit abspricht und sich unter dem Schild der wissenschaftlichen Vorrichtung an derselben vorbeidrückt.

Ich bente hin und wieder darüber nach und kommt mir dabei alle-weiß eine alte Geschichte in die Quere, die ich vor Jahren einmal erzählen hörte: Ein Verdammter, sei es ein Teufel oder eine verlorene Seele, sei einem Priester erzihnen und auf die Frage des selben: wie stehts mit euch? und was macht ihr immer? habe der die Antwort an die Wand geschrieben

in einem Hexameter: IN GIRUM IMUS NOCTE ET CONSUMIMUR IGNI. (Sollte jemand den Ablativ I statt E nicht für klassisch halten, so läßt sich dieses wohl damit erklären, daß es für die Verdammten keinen Ablativ, sondern nur den Dativ gebe). Das Merkwürdigste an dem Verse ist, daß er, von rückwärts gelesen, Buchstaben für Buchstaben den gleichen Wortlaut ergibt! Der Cyrus — der Cyrus! den halte ich für den Ewigkeitsbegriff: er imponiert mir mehr, als gelehrte Abhandlungen.

Es wurden das Dienstreglement und die Kriegsartikel wieder ins Gedächtnis gerufen und kam dabei auch die Erinnerung an den Fahneneid, den wir Priester der heiligen Kirche, unserem geistigen Vaterlande, und dessen Obern geschworen haben, den wir treu und hochheilig zu halten haben. Die Erneuerung des Treuschwures kam aus Herzensgrunde. Gerade dieses ist eine ernste Notwendigkeit für unsere Zeit, wo die Versuchung zu Treulosigkeit und Fahnenflucht in mancherlei Form an die Priester heranschleicht, und zwar von einer Seite, woher sie gar nie kommen sollte. Es ist uns ja bekannt, wie in deutschen Landen jetzt Dinge zutage treten, die schon das Oberhaupt der Kirche, unsern heiligen Vater, dazu drängten, mit ernstem Mahnwort einzutreten, mit Mahnung zur rechten Zeit, bevor die Spaltung weiter und auch ins Volk eingreife, woraus sich Dinge ergeben könnten, ähnlich denen, wie sie einst in deutschen Landen geschehen sind, ausgegangen leider auch von einem Priester, Dinge, die seither nicht mehr recht geworden sind.

Wenn es wieder zu einer Kirchenspaltung käme, so wäre es auf das Kerbholz jener zu setzen, denen ihre Gelehrsamkeit höher steht, als ihr Priestertum, die ihre akademische Bildung für etwas halten, was allen Begriff übersteigt, und Anderer, die diese nicht besitzen, überhaupt nicht mehr beachten, sie für misera contribuens plebs oder deos minorum gentium anschauen. Herren dieser Art treten auch aus dem katholischen Klerus unserer Zeit hervor, die mit den Genossen ihrer akademischen Grade, mögen solche auch im Feindeslager stehen, sich in näheren Verkehr setzen in einer Weise, wie es beim Militär als Verrat und Schmach angesehen und gebrandmarkt würde.

Solchen Tatsachen gegenüber kann für Priester eben jetzt nichts zeitgemäßer sein als die Erinnerung an die Pflicht der Treue, nichts könnte verhängnisvoller werden, als Untreue. Wir sind Deutsche; und allzeit wird gesprochen von deutscher Treue, ganze Reihen deutscher Vieder erheben die Treue und schmähen die Untreue. Es fließt mir da ein altes Volkslied in die Feder, das von Treue und Untreue singt: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad“ . . . die weiteren Verszeilen sind wohl allbekannt.

Ein alter, schon hinüber geschiedener Mitbruder hat in jovialer Anwandlung einmal die erste Strophe ins Latein übersetzt und so gesungen: „In quadam profunda causa molae consilium it, amata non est zu hausa, quae ibi habitavit!“ Ein anderer, der noch lebt und schreibt, machte sich über die zweite Strophe: „Sie hat mir Treue geschworen, gab mir ein Ringlein dabei, sie hat die Treue gebrochen, das Ringlein sprang entzwei“ und übersetzte so: Tria mihi illa juravit, annulum dedit mihi apud; tres alias adamavit, et annulus ihat caput! Ovid, Horaz & Comp. würden über solches Latein die Köpfe schütteln; die P. T. Leser mögen es auch so machen und

denken: was fällt dem Alten bei, mitten in den Ernst Spaß zu sehen? Ich bitte um Entschuldigung und sage: die Form mag spaßhaft aussehen, aber der Kern, der in ihr liegt, ist entschieden ernst.

Wir Priester haben unserem Glauben, unserer Kirche und deren Übern Treue geschworen; tragen wir einen Ring am Finger oder nicht, der Treuschwur gilt! Wenn aber einem Priester das Wissen höher steht als der Glaube, wenn Priester in ihrem Wissen mit der Welt liebängeln, die sich ja immer einbildet, sie habe den Kultus alles Wissens schon erfliegen; wenn sie meinen, es müsse auch die heilige Theologie dem unwiderrücklichen Forschungsgeiste unserer Zeit sich konformieren; wenn katholische Kathedergelhrte in diesem Sinne tradieren und die Ergebnisse ihrer Forschung den Voraussetzungslösen zu rüßen legen und darauf warten, bis und ob diese die katholische Theologie als eine ihren Wissensfächern ebenbürtige Wissenschaft gelten lassen wollen; wenn Priester nach dem trachten, daß Frau Welt sie sympathisch und galant finde und sie deshalb sofort als große Männer des Wissens auf die Höhe der Zeit stellen möge; — dann geht es so, wie im Liede „annulus ibat caput“, dann geht die Treue kaput, dann geht alles andere, was im Treuschwur lag, kaput, dann geht auch des Volkes Glaube kaput! Und das Ende vom Liede wird sein: die Welt wird zuletzt lachen und sagen: Wer hat das getan? Wer ist an allem schuld? Die Pf.

Zu dem aber soll es nicht kommen! Dazu tun wir nicht mit! Wir halten an unserem Treuschwur fest, treu — nicht dem zweifelhaften Menschen wissen, sondern treu unserem Glauben, treu unserer heiligen Kirche!

Dieses rufe ich nicht als Mahnung meinen Mitbrüdern zu, dazu habe ich kein Recht; sondern es soll nur als Weitergabe der Parole gelten und diese heißt: Treue! Diese soll uns fest im Sinne bleiben im Kampfeswogen unserer Tage. Darauf geben wir uns gegenseitig den Handschlag und auch unsern alttreubewährten Kameraden in den Missionen aller Weltteile!"

I. Asien.

Palästina: Gegenüber der betrübenden Tatsache, daß das heilige Land, der Christenheit Wiege, in Hinsicht auf Zahl der Christen, kein christliches Land zu nennen ist, — zählt es doch neben 600.000 Muslims nur 75.000 Christen, von diesen auch nur 25.000 Katholiken; — ist für uns doch die Tatsache erfreulich, daß das kirchliche Leben in den katholischen Gemeinden sehr rege und wohl geordnet sich gestaltet! Zum lateinischen Ritus bekennen sich 14.000 Katholiken, unter denen aller Seelsorgedienst, der Unterricht in den Schulen, die Fürsorge bei der heranwachsenden Jugend so regelrecht und erfolgreich geschieht, daß dieses von den Weislichen und Bekennern anderer Riten als mustergültig anerkannt und nachgeahmt wird. Auch an Erfolgen ist die Mission des lateinischen Ritus allen anderen Riten weit voraus und lassen auch diese ihren Clerus größtenteils in den Seminarien der Lateiner heranbilden.

Sehr kräftig hat die katholische Mission das Unterrichtswesen entwickelt. Sämtliche Seelsorgestellen sind mit Schulen versehen. Außerdem versehen noch eine Anzahl von Ordensgenossenschaften eine ganze Reihe von Schulen, so die Jesuiten der syrischen Mission in Übergaliläa die Lazaristen, von Bosko-Salesianer, die Schulbrüder und mehrere weibliche

Orden. Unter diesen zeigt sich auch völlig ebenbürtig die vom verst. Patriarchen Bracco gegründete Genossenschaft der einheimischen arabischen Rosenkranzschwestern, die besonders bei den einheimischen Mädchen und Frauen schon ganz unentbehrlich geworden sind. Es sind jetzt deren 60 verteilt auf 13 Missionssationen im Ost- und West-Jordan, wo sie bei den Fellachen und Beduinen Alles gelten und in Schulen und Waisenhäusern treffliche Dienste leisten.

Unser österreichischer Landsmann P. Gatt, der alte Missionär im Philisterlande, weiß auf manches hin, was für die lateinische Mission wünschenswert wäre, aber auch was vermieden werden sollte: z. B. das Hindrängen von Neugründungen an die heiligen Orte, wo bereits genug vorgeorgt ist, das Aufnehmen von Kindern Andersgläubiger in katholische Anstalten, das Hervorkehren der Nationalität und das Zurückdrängen der arabischen Landessprache im Unterricht und religiösen Übungen, er empfiehlt besonders die Erwerbung von Grundbesitz, woraus die Anstalten auch ihren Unterhalt finden könnten und nicht immer auf Almosen von auswärts angewiesen wären, sowie die Gründung von katholischen Kolonien; der alte Praktiker wird vollends recht haben. (Freib. k. M.)

Border-Indien. Apostolische Präfektur Assam. Die Mission hat wieder einmal eine Freude erlebt: Die Einweihung der neuen Kirche in Lamin, deren Bau P. Stanislaus Weber unter unsäglichen Mühen zustande gebracht hatte. Sie steht auf einem Hügel, auf welchen alles Baumaterial mühsam geschleppt werden mußte, so haben an einem einzigen Balken für den Glockenstuhl 150 Mann getragen.

Inzwischen trug ein Windsturm dem Missionär sein Haus davon und er mußte Monate lang unter elender Notbedeckung oft in der Nacht durchnägt und bei färglichster Nahrung, oft gepeinigt durch die Stiche giftiger Insekten, bei zusammenbrechender Kraft den Bau weiterführen; er fühlt sich nun reichlich belohnt durch die Vollendung der Kirche und eines neuen Missionshauses, deren Einweihung der apostolische Präfekt P. Becker am weißen Sonntag vollzog zu größter Freude der Neubefahrten und unter zahlreicher Teilnahme der Heiden. Bei dieser Gelegenheit geschah auch die feierliche Taufe eines bisherigen heidnischen Oberpriesters und dessen Gemahlin.

In der Station Badarpur wurde die Kapelle durch einen Blitzschlag arg mitgenommen und entging der Missionär wie durch eine wunderbare Fügung dem Tode.

Auch an sonstigen schweren Prüfungen fehlt es nicht: durch Regengüsse gab es Austreten der Flüsse und befürchtet man vollständige Vernichtung der Reisernte und Hungersnot. Der apostolische Präfekt hatte auf einer Visitationsreise nach mancherlei Mühen und Gefahren, auch auf einer Bahnstrecke eine Entgleisung mit Zertrümmerung der Maschine und mehrerer Wagen mitzumachen, wobei es Tote und Verwundete gab; — Gott ließ ihn heil darauskommen. (Salv. M.)

Persien. Der neue Schah von Persien schickte durch seinen außerordentlichen Gesandten einen eigenhändig geschriebenen Brief an Papst Pius X. Dieser Brief, sowie die Ansprache des Gesandten bei der Überreichung bringen zum Ausdrucke, daß der neue Herrscher den besten Willen bekunde, zum heiligen Stuhle in besten Beziehungen zu bleiben und den katholischen Untertanen seines Reiches allen Schutz zu gewähren. Tatsächlich ist auch seit langer Zeit die Lage der dortigen Mission eine friedliche. So läßt sich auf den neuen Herrscher auch gute Hoffnung für die Mission setzen. (E. a. Ken.)

China. Dort zeigt sich wieder Wetterleuchten auf politischem Gebiete, von welchem nach bisherigen Erfahrungen wieder Gewitter-Entladungen über die Mission zu gewärtigen sind.

Ueberall bilden sich geheime revolutionäre Gesellschaften, die sich den Sturz der jetzigen Mandchu-Dynastie und Wiedereinsetzung der ehemaligen Ming-Dynastie als Ziel vorsezem; hinter diesem Mantel verbirgt sich einstweilen der Plan eines allgemeinen Unsturzes und der Einführung der Republik. Man berechnet die Zahl der Anhänger dieser Revolutionsgruppen auf 40 Millionen! Kommt es zum Ausbruche, dann weiß man im voraus, was dieses auch für die Mission zu bedeuten haben werde. (St. d. R.)

Die Mission hat jetzt manche gute Erfolge zu melden. Eine ausgiebige und sichtlich von Gott gesegnete Mitarbeit am Missionswerke in China leisten die Gott geweihten Jungfrauen.

Schon im 16. Jahrhundert hatte man angefangen, einheimische Mädchen zur freiwillig übernommenen Jungfräulichkeit anzuleiten und sie im Dienste der Mission zu verwenden.

Es sei hier nur die Tatsache angeführt, daß im Laufe der Jahrhunderte, in guten und schlimmen Zeiten dieses sich ununterbrochen fortgelebt habe, daß christliche Mädchen, die ohne Ordensgelübde in freiwilliger Jungfräulichkeit lebten, unter ihren Angehörigen auch in heidnischer Umgebung, in Arbeit sich ihren Lebensunterhalt verdienend, das, was sie an Zeit und Geld ersparen konnten, dem Dienste Gottes widmeten, bei Kindern und unter dem weiblichen Geschlechte christlichen Unterricht erteilten, zum Gebete anleiteten, für die Altäre die Hostien, Kerzen und Schmuck bestellten, die Kosten für den Bau von Kirchen und Kapellen aufbrachten, verlassene Kinder auffanden und in Todesgefahr taufsten — und dies Alles so bescheiden und im Geheimen, daß man kaum wußte, woher es käme.

Ganz auffallend ist es, daß solche, die einmal diesem Vorhaben sich ergeben, es nie wieder aufgeben, oder einen anderen Stand wählen: sie werden auch nicht zur Ehe begehrte, — das Volk gibt stillschweigend zu, daß die Jungfrauen auf einer Stufe stehen, von der man sie nicht herabdrängen soll. Durchwegs tadelloß in ihrer Lebensführung genießen sie selbst bei den Heiden große Achtung, bei der Mission wird ihr Wirken mit Dankbarkeit anerkannt, man hat sie jetzt auch vielfach in Waisenhäusern. Die Höhergebildeten stellen sich auch den Missionschulen zur Verfügung, jetzt kommt es öfters vor, daß durch den Besuch mit europäischen Ordensschwestern viele dieser Jungfrauen auch in deren Mönchsgemeinschaft eintreten, wo man mit ihnen allweg zufrieden ist. Tatsache ist, daß d. B. den 600 europäischen Schwestern in China schon 500 einheimische Schwestern an der Seite stehen und daß die Zahl der in der Welt lebenden, Gott geweihten Jungfrauen schon 4000 beträgt!

So steht China in Hinsicht der Beteiligung der einheimischen Frauengesellschaft am Missionswerke hoch in Ehren da. (Fr. f. M.)

Ceylon. Die Mission mußte wieder ein paar Kreuzwegstationen mitmachen: einen Brand in der Mission Elalai, der Kirche und Missionshaus zerstörte und ebenso eine Cyklone, die an der Nordostküste furchtbare Verheerungen anrichtete, in 12 Stationen völlig alles vernichtete, sogar viel Menschenleben forderte. P. Gouth S. J. berichtet z. B. aus Prinamali, wie er am Tage nach dem Sturm samt seinen obdachlosen Christen, im Wasser stehend, die heilige Messe darbringen mußte. Da ist wieder Hilfe dringend notwendig. (M. J. u. Fr. f. M.)

II. Afrika.

Aethiopien. Dort gab es in den letzten Jahren mancherlei be-
trübende Erscheinungen, die Lage der Mission wurde immer härter. Die
neuesten Meldungen deuten wieder auf bessere Aussichten hin.

König Menelik II. erhielt ein Schreiben des Heiligen Vaters Pius X.,
worin an seine Gerechtigkeit und Milde appelliert wird für die in seinem
Reiche lebenden Katholiken. Dieses Schreiben fand sehr gnädige Aufnahme
und wurde vom Könige in einem Briefe an den Heiligen Vater beantwortet,
worin er unverhohlen seine Freude darüber ausspricht, daß der Papst, der
mit anderen Mächten freundliche Beziehungen pflege, auch sein Reich damit
beehre, und womit er das Versprechen verbindet, auch den Katholiken sein
Wohlwollen zuwenden zu wollen. Wenn dieses nicht eine bloß diplomatische
Phrase, sondern ein Manneswort ist, dann werden für die Mission bessere
Lage kommen. (E. a. An.)

Deutsch-Ostafrika. Apostolisches Vikariat Bagamoyo. Vom
apostolischen Vikar Msgr. Vogt veröffentlicht das Echo aus Knechtsteden
einen Brief, worin große Besorgnis ausgesprochen wird über den Mangel
an Missionskräften, der jetzt mehr als je fühlbar werde. Von überallher
bitte man um Missionäre, die vorhandenen können aber das Bestehende kaum
bewältigen und wenn einer erkrankt, ist kaum eine Alshilfe zu bekommen.

Er selbst mußte kürzlich das Fieber gründlich verkosten. Missionär
P. Wolf hatte schweren Anfall von Schwarzwasserfieber, war zur Zeit des
Berichtes in großer Todesgefahr. Gesundes Klima ist nur im Usumbara-
Gebiete, wo die Stationen St. Peter und St. Bernhard nahezu 1500 m
hoch liegen; leider ist das Land dort schwach bevölkert und bestehen schon
protestantische Missionen, von denen die katholischen Gemeinden umzingelt
sind. (E. a. An.)

Zentral-Afrika. Der apostolische Vikar Msgr. Geyer machte
im heurigen Sommer zur Erholung nach schwerer Krankheit eine Reise
nach Europa und benützte diese Gelegenheit dazu, daß er eine Reihe von
Städten und Landesfarnen besuchte und in Vorträgen dem Volke die Lage
seiner Mission schilderte, um dessen Teilnahme an dem Wirken der katho-
lischen Mission zu erregen. Er war auch hier am Wohnsitz des Bericht-
erstatters und gewann die Herzen der Zuhörer und wurde die von ihm
geschriebene Broschüre Khartoum bereitwilligst erworben und gelesen, und
wird derselbe durch den Reinertrag eine gute Beihilfe für seinen Kirchen-
bau in Khartoum erzielt haben.

Diese Broschüre behandelt die Entstehung der katholischen Mission in
Zentralafrika im Jahre 1847 unter P. Ryollo S. J., deren Fortsetzung durch
Dr. Knoblecher, der auch dafür das Protektorat Sr. Majestät des Kaisers
Franz Joseph I. von Österreich erworb. Unter wechselvollen Schicksalen,
zeitweilig unter Leitung der Franziskaner, dann unter der apostolischen
Delegatur von Aegypten gestellt, kam sie zu bedeutender Hebung und Aus-
dehnung unter dem apostolischen Vikar Daniel Comboni, gest. 1881.
Dann kam der schreckliche Krieg des Mahdi, der 1885 Khartoum eroberte,
wobei 10.000 Menschen von den Soldaten hingeschlachtet wurden. Damit
war auch die Mission vollständig vernichtet. Erst nach 16jähriger Unter-
brechung wurde sie durch die Kongregation der Söhne des heiligsten Herzens
wieder aufgenommen und sehr gut weiter geleitet durch den apostolischen
Vikar Mons. Roveggio, gest. 1902, unter welchem auch das von der
englischen Regierung herrlich neu erbaute Khartoum wieder als Haupt-
station gewählt und eingerichtet wurde. Dort ist nun das Hauptquartier

des jetzigen apostolischen Vikars Mons. Geyer, dessen bisheriges Arbeiten auf dem afrikanischen Missionsfelde schon manche ehrenvolle Beweise ge- liefern hat von der Kraft und Entschiedenheit seines Stammvolkes, der biederem Bayern. Gott sei mit ihm und erhalte ihn lange zum Wohle seiner Mission! (Br. Ah.)

Aus der Station Konango bei den Bobo-Negern gibt Br. Clemens Schröer freudige Nachricht über die Entwicklung dieser vor $3\frac{1}{2}$ Jahren gegründeten Mission. Da ist es tüchtig vorwärts gegangen; viele empfingen schon die heilige Taufe, sehr groß ist die Zahl der Katechumenen. Das junge Volk drängt sich zur Ausbildung im Schulunterricht, sowie in verschiedenen Handwerken, die Erwachsenen zeigen sich den Missionären zugänglich und fangen aus freien Stücken an, die bei der Mission gesehnen Arbeiten nachzuhören im Brunnengraben, Gartenanlegen und Häuserbauen und beginnen das Nomadenleben aufzugeben und ihre Kinder regelmäßig zur Schule zu schicken. Um die Mission ist schon eine große Ansiedlung von Negern und ist alle Aussicht auf baldige Gründung einer großen Christengemeinde.

In Karrthoum machen die Missionschulen kräftige Fortschritte, die Schülerzahl ist schon über 200 gestiegen, deren Erfolge auch von der Regierung als vorzüglich anerkannt und belohnt werden. Da in derselben selbstverständlich auch Religionsunterricht erteilt wird, so schicken die katholischen Bewohner ihre Kinder auch dahin und nicht mehr in die Staatschulen. Die Mission geht jetzt auch an die Gründung eines Junglingsvereines, in welchem sie die der Schule Entwachsenen, die Lehrlinge und Arbeiter der Werkstätten zu einigen sucht, damit sie nicht sich selbst überlassen bleiben, dafür ihre geistige Ausbildung vervollständigen und so der Mission erhalten bleiben. (St. d. N.)

Apostolisches Vikariat Natal. Aus dem Pondo-Lande kommen an die Trappisten in Marianhill beständig Ansuchen um Eröffnung von Missionsstationen, obwohl dort schon lange Wesleyaner wirken, deren Tätigkeit aber den Leuten nicht gefallen will.

So wurde Ende Februar d. J. P. Apollinar dorthin geschickt, um die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen zu lernen. Er fand gute Aufnahme und dringendes Verlangen nach Mission bei den Häuptlingen Menzana (am Ibißi-Flusse), Satan und Gwaltischeni, deren jeder Bauplätze anbot. Es wurde Zusage gegeben; einstweilen jedoch, bis Priester zur Verfügung stehen, muß die Vorarbeit durch eingeborene Katechisten geschehen. (Berg.)

Ramaqua-Land. Nach den beim Friedensschluß vereinbarten Bestimmungen bleiben die Bondels nun auf dem Gebiete, welches der Mission der Ord. vom hl. Franz v. Sales anvertraut ist. Es sind ihrer 1200, denen von der Regierung fünf Plätze zur Niederlassung angewiesen sind, wo sie zu Ackerbau und Viehzucht angeleitet werden sollen. Die englische Regierung bestellte schon eine Menge Vieh für sie, damit sie ein gutes Anfangen haben. Die Mission will sich mit Eifer der Leute annehmen und begonnen schon die nötigen Bauten. Auch Schwestern sind für die neuen Stationen schon bestimmt; es geschieht in sicherer Hoffnung auf große Erfolge bei diesem kräftigen Volke. Nur eine Hauptchwierigkeit besteht: der Mangel an Geld. Büttsteller um Almosen ist der vielgenannte Keldpater P. Malinowski. (D. Lich.)

Aus der Station Pella bringt dieselbe Zeitschrift mehrere Meldungen, deren jede auf die traurige Lage der Mission und des Volkes hinweist. Die Station liegt in der Wüste, war früher stark bevölkert; Regenmangel und infolge dessen Hungersnot trieben das Volk, das noch wandern konnte, in die Ferne; es sind noch zwei weiße und zehn Negerfamilien dort und eine Menge verlassener Kinder.

Die Missionäre und Schwestern hielten tapfer aus, teilen ihren kargen Vorrat mit den Kindern und Greisen und den aus der Umgebung kommenden Bettlern. In dem Garten, der ihren Lebensunterhalt liefern soll, ist alles verborrt. Wenn nicht der Regen und ausgiebiges Almosen für sie kommt, so ist nicht ausgeschlossen, daß sie samt ihren Schutzbefohlenen verhungern; und doch spricht aus jedem Briefe der Schwestern unbedingtes Gottvertrauen und der Entschluß, die Kinder nicht zu verlassen und die Hoffnung, daß noch rechtzeitig Hilfe eintreten werde. Begründung der Bitte um Hilfe ist wohl da nicht mehr nötig.

Deutsch-Südwest-Afrika. Die apostolische Präfektur Niedersimbebasien hat nun ein zehnjähriges Wirken hinter sich; die Früchte kommen nach und nach zur Reife, allerdings langsam, was sich vollauf begreifen läßt, da die katholische Mission dort erst einzog, nachdem die Protestanten schon über 50 Jahre dort ihre Tätigkeit entfaltet und einen großen Teil der Bewohner für sich gewonnen und ihnen alle Vorurteile gegen die Römischen schon beigebracht hatten; darum war das Anfangen für die katholische Mission schwer, es konnte sich lange kein größerer Erfolg für sie ergeben. Jetzt aber geht es schon gut vorwärts, die Eingeborenen schicken ihre Kinder mit Vorliebe in die Schulen der schon bestehenden Stationen Maruru, Usakos und Okombahé und bitten die Leute in weiter Umgebung immer mehr und dringender um katholische Missionäre. Eine große Ausdehnung der katholischen Mission ist schon angebahnt und großer Erfolg gesichert, wenn nur der Bestand der Missionskassa gleichen Schritt halten kann mit den größeren Anforderungen für die notwendigen Bauten. (M. Im.)

Apostolisches Vikariat Ober-Kongo. Die Väter vom heiligen Geiste, die schon 1880 am Kongo und Kassai Stationen gegründet hatten, durch Ungunst späterer Zeit wieder verdrängt worden waren, schickten nun unter Führung des P. Gallewaert, der schon damals dort mit- und beigewesen war, noch drei Patres dorthin, die zunächst die Seelhorte bei den 4000 Bahnarbeitern an der zu den großen Seen führenden Bahnstrecke leisten und später wieder die Heidenmission aufnehmen werden. (Fr. L. M.)

Apostolische Präfektur Togo. Der dortigen Mission ist die Gründung einer neuen Hauptstation gelungen, und zwar in Ghin-Bla im westlichen Mittel-Togo.

Schon 1900 war dort Grund gelegt worden durch Eröffnung einer Schule, zu welcher die Bewohner aus eigenem Antriebe eine Kapelle bauten. Missionäre konnten nur zeitweise von anderen Stationen kommen. 1903 geschah die erste feierliche Taufe an 47 Personen; 1906 konnten Pater Heering und die Brüder Willibrord und Probus dort ständigen Aufenthalt nehmen und ging die Arbeit seither so günstig vor sich, daß zur

Station Obin-Bla schon sieben Außenstationen errichtet werden mußten. Hier wie in diesen wurden unter Beihilfe des Volkes die erforderlichen Bauten hergestellt, darunter sogar ein zweistöckiger Bau. Missionäre wie Brüder trugen bei diesen Anstrengungen wohl schwere Erkrankung davon, blieben aber doch am Leben bis auf einen: Br. Tünissen, der seit 1903 dort gearbeitet hatte und nach schwerer Krankheit in die Heimat zurückgeschickt werden mußte, auf hoher See starb und sein Grab im Meere fand. (St. M. B.)

In der Station Lome wurde für die Handwerkerschule ein großes Werkhaus gebaut, worin unter der Leitung der Brüder eine große Schar junger Togo-Neger in neun verschiedenen Handwerken ausgebildet werden.

In Porto Seguro am Togo-See tragen die Bemühungen der Mission nach und nach den Sieg davon über die Gegendarbeit der Ketisch-Diener; sehr gute Dienste leistet dabei die Schule in Anecho; am schwierigsten gestaltet sich die Arbeit im Gebiete der Atakpame-Neger, die in Ackerbau und Viehzucht auf den weit verstreuten Farm-Dörfern beschäftigt und daher für regelmäßigen Unterricht weniger zu haben sind; dennoch sind schon einige derselben gewonnen worden. (St. M. B.)

III. Amerika.

Nord-Amerika. Apostolisches Vikariat Athabaska. Aus der Station Unserer lieben Frau von den 7 Schmerzen kommt ein Hilferuf von P. Bichler O. M. I. um Almosen für seine armen Indianer, die an grauslicher Hungersnot leiden.

Die Elen- und Renntiere, deren Jagd den Bedarf für den Winter liefern muß, weichen immer weiter zurück, auch der Fischfang ergab nicht mehr hinreichende Beute; das Volk leidet bitteren Hunger und umlagert Tag für Tag die Mission, siebentlich um Nahrung bittend. Die Missionäre teilten mit ihnen, was sie hatten, bis alles erschöpft war. Der apostolische Vikar Bischof Agouard brachte ihnen ein paar Säcke Mehl (wovon der Zentner schon 60 Mark kostet), womit ihnen auf einige Zeit über das ärgste hinaus geholfen war. Nun blickt schon wieder die Not zu allen Lücken herein. Der Missionär bittet für sich und seine Indianer. Sagen wir Ja und Amen und legen wir etwas zusammen! (M. Im.)

Apostolisches Vikariat Saskatchewan. Von der altbekannten Missionsanstalt in T. n' Appelle, deren Zerstörung durch Brand 1904 auch in diesen Berichten gemeldet ward, bringt jetzt die Zeitschrift Mar. Imm. endlich wieder freudige Nachricht.

Die kanadische Regierung, welche ursprünglich diese Anstalt für die Indianer gegründet und den Obl. M. I. zur Leitung übergeben hatte, wollte nun von einer Wiedererrichtung nichts mehr wissen, sondern die Schülerschaft auf andere Anstalten verteilt wissen. Die katholische Mission nahm sich aber kräftig derselben an, brachte einstweilen in der Missionskirche durch Werke und Bretterverchläge die nötigen Räume für die Jünglinge unter und wußte es nach vielen Mühen und Widerstand dahin zu bringen, daß die Regierung endlich die Zustimmung gab und Beihilfe leistete; so wurde 1905 der Wiederaufbau begonnen und steht das Gebäude größtenteils fertig da, schöner und praktischer als vorher. Für die Hausskelle muß aber die Mission allein auskommen.

Dort ist auch Missionsgebiet, da $\frac{4}{5}$ der Indianer jener Gegend noch Heiden sind.

Texas. Die Stadt Dallas, ein Eisenbahnknotenpunkt, ist seit 25 Jahren emporgewachsen an Stelle eines früheren Urwaldes und zählt schon 90.000 Bewohner und hat regen Handelsverkehr. Die katholische Mission nimmt auch bereits einen dem Wachstume der Stadt entsprechenden Aufschwung, ist schon Sitz eines Bischofes, dem eine Diözese im Umfange von 118.000 Quadratmeilen zugewiesen ist, in welcher 49 Weltpriester und 23 Ordenspriester wirken.

Etwa $\frac{1}{4}$ der Bewohner sind katholisch, die Protestanten sind in der Mehrzahl, auch Freimaurer gibt es zur Genüge, daher die katholische Mission mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Sie muß besonders auf dem Schulgebiete mit den Gegnern sich messen. Ihre beste Schule ist die St. Josef-Akademie, in welcher die Lehrziele der Volksschule, Realschule, einer höheren Töchterschule und eines Kindergartes vertreten sind, wo sich in allen Fächern bessere Erfolge ergeben, als in den Anstalten der Gegner. Vor $1\frac{1}{2}$ Jahren wurde eine Pfarrei gegründet für die katholischen Deutschen, die seit langer Zeit ohne Priester gewesen und in religiöser Hinsicht sehr heruntergekommen waren. Dort ist offenbar gute Zukunft zu erwarten. (M. Jm.)

Süd-Amerika. Argentinien. Die Steyler-Mission hat auch Schwestern ihrer Genossenschaft zuhilfe gerufen, die in den Schulen beste Verwendung finden. In der Stadt Diamante begannen sie 1899 ihre Tätigkeit, konnten anfangs kaum Schülerschaft gewinnen, jetzt haben sie deren im Ueberflusse, über 200 mit sehr guten Lehrerfolgen.

In Brasilien sind auch Schwestern derselben Genossenschaft an vielen Orten tätig: so zählen sie in ihren vier Schulen in Juiz de Fora schon 400 Schüler. Dort bot anfangs der Religionsunterricht die meiste Schwierigkeit, da die Kinder wie wilde Heiden ohne alle religiösen Begriffe waren und für Religionsunterricht wenig oder keine Empfänglichkeit zeigten, jetzt ist es schon so, daß ihnen die katechetischen Stunden die liebsten sind und daß ihr religiöses Leben blüht und Früchte zeitigt. (St. M. B.)

Columbia. Seit Jahren ergibt sich aus den Berichten nur der Hinweis auf die Tatsache: Unglücklich das Land, unglücklich die Mission! Die Freimaurer-Regierung hat mit all den herrlichen Werken des † Bischofes Schuhmacher gründlich aufgeräumt, alle Kirchen, Häuser und Schulen der Mission stehen leer, in den verfallenden Räumen nisten Fledermäuse und Eulen. Das Volk ist der Bande vom Schurzelle ausgeliefert; es hat vielleicht noch fünf Priester und geht dem religiösen Siechtume zu.

Nur Ordensschwestern, die deutschen Franziskanerinnen aus der Schweiz, halten ihr Arbeitsfeld in Krankenpflege und Schule noch besetzt, konnten ihre Anstalten auf 6 vermehren. Sie wollen nun auch zu dem Heidenvolke sich wenden, zu den Indianern am oberen Stromgebiete des Amazonas und an den Abhängen der Andes, die noch gründlich wild sind und auch den Schmaus von Menschenfleisch nicht ungern praktizieren, — sind doch schon wiederholt Gruppen von Kautschuksammlern in jene Gebiete gekommen und nicht mehr zurückgekehrt, von denen man vermutet, sie seien in den Bäuchen dieser Unholde verschwunden. (Fr. L. M.)

IV. Australien und Ozeanien.

Apostolisches Vikariat Neupommern. Aus der Station Malagunan erschien in den Monatheften der Mission vom heiligsten Herzen ein ausführlicher Bericht über den Anfang und die Entwicklung derselben. Ihr Anfang fiel in die Zeit, wo die Verwaltung des deutschen Schutzbietes den dort wirkenden Missionsgenossenschaften genaue Grenzen gezogen hatte, die von den Missionären anderer Konfessionen absolut nicht überschritten werden durfte. So war Malagunan den Methodisten zugewiesen und den katholischen Missionären strengstens verboten, dorthin irgendwelche Tätigkeit zu verlegen. Diese Verfügung war aber zum Gegenteil behilflich. Die Bewohner gingen nun selber zum katholischen Missionär, ließen sich von ihm unterrichten, der schon im ersten Jahre 15 Erwachsene zur Taufe bekam; von da an ging es wie eine Begeisterung durch das Volk, hunderte und immer mehr meldeten sich als Katechumenen, kamen täglich zum Unterricht auch aus Entfernungen von vier Stunden; es erlangten innerhalb drei Jahren 2700 die heilige Taufe und hielten sich standhaft, obwohl ihnen hiervon kein materieller Vorteil, dagegen viel Widerwärtigkeit erwuchs; — heutzutage zählt die Station über 1560 Katholiken, eine zahlreich besetzte Schule und in der Umgebung noch neun Schulen mit 500 Kindern!

Da hat offenbar Gott kräftigst mitgetan. Missionäre und Schwestern müssen ihr Werk in bitterer Armut leisten, wären auch froh, wenn ihnen einige Unterstützung zuteil würde, besonders für den notwendigen Bau einer Kirche. Also bitten sie auch! (M. H. v. hl. H.)

Apostolisches Vikariat Marshall-Inseln. Nachdem in harten Mühen die Schäden der Taifun-Springflut wieder ausgebessert sind, das zerstörte wieder notdürftig hergestellt ist, kann die katholische Mission wieder an die Fortsetzung und Ausdehnung ihres Werkes gehen. Auf der Insel Arno wurde eine neue Station errichtet und Missionshaus, Kapelle und Schule gebaut, das Volk zeigt soviel Bereitwilligkeit, daß der Bestand der Mission gesichert ist, wenn sie auch die Wesleyaner noch zu Gegnern hat. (Kal. d. M. v. hl. H.)

Apostolisches Vikariat Tahiti. Auf den Cook-Inseln, wo die katholische Mission 1894 begann und sich nur mühsam behaupten konnte, erreicht sie in neuester Zeit Erfolge, die man bei den obwaltenden Schwierigkeiten nie zu hoffen gewagt hatte.

Tort ist die Adventisten-Sekte gleichsam erbgesessen und wehrte sich mit den althergebrachten Mitteln gegen das Vordringen der katholischen Mission. Einer ihrer Prediger machte sich sogar daran, den pavistischen Missionär in stundenlanger Unterredung „befehren“ zu wollen. Die Londoner-Missionsgesellschaft wußte die Häftlinge dahin zu bringen, daß sie ihren Untertanen das Katholischwerden streng verboten. Trotzdem brachte die katholische Mission auf der Insel Marotonga die Gründung von drei Stationen Avarua, Nématangia und Arorangi zustande und konnte sie mit Kirchlein und Schulen versehen.

Auf Mauke konnte P. Castanie, der im ersten Halbjahre nur eine elende Hütte zur Unterkunft hatte, in welche Wind und Regen eindrang, und die von garstigem Ungeziefer wimmelte, schon eine Gemeinde von

100 Getauften um sich sammeln und hat in der Schule 60 Kinder. Neuestens wurde auch derselbe Versuch auf Aitukaki gemacht durch denselben Missionär unter denselben Beschwerden, unter demselben Widerstande; hoffentlich wird er auch dieselben Erfolge erreichen. Auf Palmerston verlangt man auch nach katholischen Missionären. (Fr. L. M.)

V. Europa.

Norwegen. Die katholische Mission steht natürlich in steter Beziehung zur Lage der herrschenden protestantischen Staatskirche. Diese ist derzeit eine ganz eigenartige. Dort ist auch der Nationalismus eingedrungen. Die lutherische Kirche hat ja immer ihre Neuerer, die zuerst mit der theoretischen Verneinung der Grundlehren des Christentums, der Dreifaltigkeit, Gottheit Jesu, des Sündenfalles und der Erlösung, der Gnadenwirkung der Sakramente, Inspiration der heiligen Schrift u. s. w. begannen und nun ihre Theorien in die Praxis übersezten, so z. B. die dort bisher noch übliche Abjuration und gar die den Protestanten so hochstehende Konfirmation aufgeben wollen, sie als inhaltslose Form bezeichnen, selbst der Taufe nicht mehr deren reinigende Wirkung, sondern nur eine symbolische Bedeutung zuerkennen!

Das Volk fühlt ganz richtig, wie ihm durch diese „Reform“-Herren der Grund unter den Füßen weggezogen werden soll und klagt darüber in vielfachen Protesten, aus denen die Ratlosigkeit und das Bewußtsein herausklagt, daß es von der eigenen Kirche keine Hilfe mehr erwarte.

Anderseits tritt das Unwesen der Wanderprediger immer mehr hervor, die für Gottesmänner gehalten sein wollen und ihre Zuhörerschaft in üble Aufregung versetzen und gegen die Römischen hexen, wobei sich oft grauenhafte Auswüchse ergeben, sogar vielfach Wahnsinn als Folge eintritt.

Die Lage der katholischen Mission ist dadurch auch vielfach schwieriger geworden; auf glaubenslos gewordene Leute ist ja viel schwerer Einfluß zu gewinnen, als auf Andersgläubige, — jedoch ergibt sich auch, daß gläubig denkende Protestanten mehr und mehr zugänglich werden und dort Hilfe suchen, wo sie zu finden ist, in der einzigen wahren Kirche! Die Zahl der Rücktritte aus dem Protestantismus hat sich tatsächlich gemehrt. (Fr. L. M.)

Rußland. Die Bewegung aus dem Schisma zur katholischen Kirche ist in vollem Gange.

In den Gouvernements Kiew und Podolien sind häufig ganze Gemeinden vollzählig katholisch geworden.

Deutschland. Auf der deutschen Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung in Berlin-Schöneberg ist auch das kulturelle Wirken der Missionen zur Veranschaulichung gebracht. Acht katholische Missionen, die in den afrikanischen Kolonien tätig sind, haben sich zu einer gemeinsamen öffentlichen Vorführung ihres Schaffens vereinigt und die Erzeugnisse der Lehrtätigkeit, der Handwerke und Gewerbe ausgestellt.

Die Urteile der Presse lauten durchwegs sehr anerkennend, sie spricht sich offen aus, „daß diese Ausstellung der katholischen Mission einen umfassenden Blick gewähre über die segensreiche kulturelle Tätigkeit der Missionäre, daß sie ein glänzendes Zeugnis gebe für die katholische Mission“

und einen Beweis dafür, daß die Kultur nicht so gut mit dem Schwerte, als mit dem Kreuze in der Hand verbreitet werde“.

Es seien hier auch ein paar Sätze angeführt aus den „*Berliner Neuesten Nachrichten*“, einem Blatte, welchem sicher keine Vorliebe für das Katholische anhaftet. Bei Besprechung der äthiopischen Bewegung und der Frage, ob das Missionswirken imstande sei, eine Gleichwertigkeit der Neger mit den Weißen herbeizuführen, schreibt das genannte Blatt: „Und heraus gesagt: In allen Kolonien ist die Ansicht der Ansiedler, daß die katholische Mission dieser Aufgabe weit mehr Verständnis entgegenbringe und mit größerem Geschick sie löse als die protestantische.“ „Nedenfalls muß festgestellt werden, daß im allgemeinen die katholische Mission sehr gründlich arbeite.“ „Es ist Tatsache, daß Eingeborene, die in katholischen Stationen erzogen worden sind, außerst selten frech und anmaßend auftreten, daß von den katholischen Eingeborenen keiner die Waffen gegen die Regierung in Südwest-Afrika ergriffen habe.“ „Die katholische Mission stellt die Pflichten des Christentums, die Unterordnung und Arbeit in den Vordergrund ihrer Erziehung, die protestantischen fördern die Eitelkeit des Höglings und glauben, so ihr Ziel zu erreichen.“

„Von den Gegnern muß man lernen!“ sagt ein Sprichwort. Möchten nur die Katholiken auch mehr und mehr verstehen lernen, welch' hohe Bedeutung das Missionswesen ihrer Kirche habe!

Sammelstelle.

Gaben-Verzeichnis.

Bisher ausgewiesen: 21.088 K 30 h. Neu eingelaufen: A. Mit angewiesener Bestimmung: Aus Spende des verst. L. für Mission Zentral-Afrika 100 K (gegeben an Mons. Geyer); für Sambesi Mission 20 K; für Mission Norwegen 10 K; hochw. Bjetik, Esiesmann 10 K für Anstalt Maissur (Indien); hochw. Bbasnik, Pfarrer, Hinje-Krain für Molokai 6 K; hochw. Badiik, Pfarrer, Skalite für Werk d. hl. Lindh. 5 K, Lyoner Missionsverein 5 K, St. Bonifaz-Ver. 5 K, St. Leopold-Ver. 5 K, Wächter des hl. Grabes Jerusal. 5 K; hochw. A. Fasel, Pfarrer, Johannesberg, Bayern für Molokai K 117.08, für Station Madegund K 117.09; J. v. G. Friedland für hl. Vater 20 K. Summa: K 425.17. B. Für arme hilfsbedürftige Missionen: Pfarramt St. Thomas b. Waizenk. 10 K; hochw. P. Js. Pertl, Superior, Graz 200 K; hochw. Bjetik, Pfarrer, Esiesmann 3 K; hochw. P. Kobylanski, Lemberg 4 K; hochw. Kanon. J. Geisler in Seekirchen 100 K; durch hochw. Kanon. Geisler von J. Gutferding, Hochrheid 200 K. Zusammen 517 K. Zugeteilt an: Miss. Gott in Gaza, ap. Präf. Assam, Jesuiten-Miss. Ceylon, Miss. Borneo, ap. Bkl. Bagamono, Namaqualand, Nied. Cimbebasien, Togo, Athabaska, Neu-Pommern (Malagunian) je 50 K, Stat. Pella 17 K. Summe der neuen Einläufe: K 942.17; Gesamtsumme der bisherigen Spenden: 22.030 K 47 h.

Dominus retribuat!

Kirchliche Zeitläufe.

Von Professor Dr. M. Hiptmair.

Commer und Schell. — Kontroverse. — Papstbriefe. — Schellbriefe. — England: Neues Stadium der Schulfrage, Klosterfeindlichkeit, Arbeiter und Priester.

Der Wiener Dogmatik-Professor Dr. Ernst Commer gab über Schell ein Buch heraus, auf das wir in den letzten Zeitläufen des dritten Heftes hingewiesen haben. Kaum war das Buch erschienen,

als es in der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik,“ Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung“ vom 1. Juni 1. J., S. 277, sofort als Pamphlet charakterisiert wurde. Professor Ehrhard schrieb: „Dieses bedauerliche Pamphlet stellt die Streitschriften von Ch. Maignen, Nouveau catholicisme et nouveau clergé (1902) und P. Albert M. Weiß, die religiöse Gefahr (1904), die übrigens seine (Commers) Hauptautoritäten bilden, überraschender Weise in tiefen Schatten!“ Das gleiche Wort Pamphlet gebrauchte ein Dr. W. W. in einem in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom 1. Juni 1. J., S. 37, veröffentlichten Artikel „Zu Hermann Schells Todestage.“ Der Verfasser dieses Artikels führte seine Feder mit heiß wallendem Blute, und wer die Schriften der Reformer kennt, weiß auch, wer es ist. Unter anderem heißt es daselbst: „Commers dogmatische Besangenheit wendet sich in dem genannten Buche nicht bloß gegen Schell, er gießt die volle Schale seines Zornes auch aus über seinen Vorgänger (?) an der Wiener Fakultät, Albert Ehrhard, über den verewigten Kraus und die Spektatorbriefe, über den gesamten „Reformkatholizismus,“ über die Krausgesellschaft, über das „Zwanzigste Jahrhundert“ und die „Renaissance“ Dr. Jos. Müllers — niemand und nichts findet bei ihm Gnade, was nicht in das Prokrustesbett der Jahrhunderte zurückliegenden Scholastik sich zwängen lässt. Dabei entpuppt sich Commer als ein verbissener Feind aller modernen Kulturgüter und ganz besonders als unerbittlicher Verächter der deutschen Philosophie seit Kant, der deutschen Bestrebungen innerhalb des religiösen, nichtpolitischen Katholizismus. Diese wirken auf ihn wie das rote Tuch auf den Stier. Commer ist durch und durch undeutsch, vermag die modernen Fragestellungen und religiösen Probleme nicht einmal annähernd zu empfinden und verdammt jeden, in erster Linie den weitblickenden Hermann Schell, der sich dem Gedanken hingibt, eine Harmonie herzustellen zwischen Christentum und modernem Denken.“

Kurz zuvor wurde schon der „Kampf um Schell“ in einigen Zeitungen eröffnet. Professor Kiefl in Würzburg nahm in der Liter. Beilage zur „Wöln. Volksztg.“ das Wort und suchte zu zeigen, daß Schell nicht von Kuhn und Martin Deutinger abhängt, wie Commer in seinem Buche behauptet. Hierauf griff Msgr. W. E. Schwarz in die Debatte gegen den Wiener Professor ein, indem er im „Westfälischen Merkur“ vom 19. Mai unter obigem Titel einen Artikel veröffentlichte. Diesem folgte am 23. Mai in demselben Blatte von einem Anonymus ein für Commer günstigerer Aufsatz. Sofort entgegnete aber am 28. Mai Professor Kiefl mit einer kurzen, sehr lebhaften Berichtigung der Behauptung, daß er bei seiner Kritik Commers den eigentlichen Inhalt beiseite gelassen und Schell sich nur äußerlich der Kirche unterworfen habe. Dagegen legt im gleichen Blatte am 2. Juni Dr. Hüls, Domkapitular und Universitäts-Professor, für Commer gegen Kiefl und Schwarz eine Lanze ein und

trägt, ein Buch, wie das Commersche, sollte nicht totgeschwiegen oder durch einseitige Kritik mattgestellt werden. Schon am 5. Juni antwortete Kießl; da erschien am 10. Juni ein Brief des Herrn Cardinals Fischer von Köln des Inhalts: „Einer verehrlichen Redaktion des „Westf. Merkur“ danke ich für die gütige Zusendung von Nr. 271 mit dem Artikel des Herrn Domkapitular Professor Dr. Hüls über das Commersche Buch gegen Schell. Ich unterschreibe den Artikel ganz und finde es höchst beklagenswert und Abergernis gebend, wenn hier und da nach dem tragischen Tode des Gelehrten nicht sowohl die Person desselben in Schutz genommen — das ist gerechtfertigt — als seine Doctrin, wenn auch nur indirekt, verteidigt wird. Das ist irreführend und gefährlich und ist nicht nach dem kirchlichen Geist. Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir auch die in dem Artikel angezogenen Nr. 249, 253 und 262 zufinden wollen.“ Da dieser Brief dem Herrn Professor Kießl Verlegenheit bereitete, so ist es begreiflich, daß er am 13. Juni in einer abermaligen Zuschrift die Beziehung desselben auf ihn abwenden wollte.

Inzwischen trat aber ein wichtiges Ereignis ein. Der Heilige Vater Pius X. richtete an den Universitäts-Professor Dr. Commer in Wien folgendes Schreiben:

I. Pius PP. X.

Dilecto Filio Ernesto Commer antistiti urbano doctori deeniali theologiae tradendae in lyzeo magno Vindobonensi Vindobonam.

Dilecte Fili salutem et Apostolicam Benedictionem.

Summa Nos voluptate complexi opus sumus, quod eam in rem, aetati nostrae civibusque maxime tuis sane quam utilem, condidisti, ut qui Hermanni Schell, recens vita functi, obtegantur scriptis errores, extrahendo indicares disceptandoque reiceres. Res est non comperta nemini, Hermannum Schell vita quidem ducta integre, item pietate, Religionis tuendae studio, aliis praeterea virtutibus excelluisse: non item incorrupta doctrina; quo factum est ut nonnulla eius scripta, tamquam minus congruentia veritati catholicae, improbarit Sedes Apostolica dammaritque publice. Itaque de catholicis id erat sine dubitatione confidendum, qui virum, cetera laudabilem, aberrantem a sententia catholica sequeretur, fore neminem, securamque ab eiusmodi causa doctrinam, detecto provide discriminare, non tam adservari illibatam quam ad profectum posse contendere. At, contra, non deesse competrimus qui eius doctrinam commendare non dubitarint, cunque perinde laudibus efferre, ac si fidei defensor exstiterit princeps, ipsi etiam Paulo Apostolo comparandus, planeque dignus, cuius memoria, posito monumento, posteritati admirationique consecretur. Evidem qui ita sentiunt, vel in ignorantia occupari veritatis catholicae sunt existimandi, vel Auctoritati Sedis Apostolicae obsistere, id calumniae commenti, obsoletioribus studiis adhaerentem, disciplinarum eam obstarre progressui, alas acerrimis quibusque ingenii circuncidere, verumque edocentibus obniti. Neque tamen falsius quidquam aut iniquius fingi cogitatione potest: si quidem improbat certe errant libertatem Ecclesia, fidelesque ne patiantur se irretire fallacis, evigilat: at non illud ullo pacto prohibet, immo vero instando commendat suadetque, traditum divinitus verum, cui ipsa custodiendo est data, pro gentium aetatumque indole, apertius explanari et interpretatione evolvi legitima. Quapropter palam est, nullam posse aliam damnatorum Hermanni Schell scriptorum caussam intelligi quam quod novarum iisdem venenum

rerum alienaeque a catholica fide sententiae continerentur. Quae quum ita sint, egregie te de Religione ac de doctrina meritum edicimus, ac theologi te munere functum praecclare arbitramur, qui, eo germane declarato quid in propositis rebus Ecclesia sentiat, cautum fidelibus esse volueris. Tibi idei reo ex animo gratulamur: simul vehementi hortamur desiderio, ne reprehensiones adversariorum veritas, quas honori tibi et incitamento esse opportet, mentem aut calumna a catholico tuendo dogmate revoces. Auspicem gratiae divinae. Nostraequae benevolentiae testem Apostolicam Benedictionem amantissime tibi impertimus.

Datum Romae apud S. Petrum die XIV Junii anno MCMVII, Pontificatus Nostri quarto.

PIUS PP. X.

Dieses Schreiben wurde am 27. Juni im „Osservatore Romano“ veröffentlicht und dabei bemerkt: „Da es in Deutschland ungeachtet der von der Indexkongregation ausgesprochenen Verurteilung nicht wenige gibt, die sich als Anhänger der in den Schriften des Hermann Schell enthaltenen irrigen Meinungen bekennen, hat es der Heilige Vater für zeitgemäß gehalten, noch einmal eine öffentliche Warnung zu erteilen vor der äußerst großen Gefahr, in die sich die Bewunderer der Lehren Schells begeben und er hat in dieser Absicht das folgende (obige) wichtige Schreiben an Msgr. Ernest Commer, den Verfasser einer gelehrten Widerlegung der Irrtümer des vorgenannten Autors, gerichtet.“

Also hatte Rom gesprochen. Tausende und Tausende atmeten ermutigt und getröstet auf, als sie diese Stimme des obersten Hirten vernahmen. Es schien ihnen hohe, höchste Zeit, daß in einem so gefahrvollen Kampfe, wie er seit Jahren geführt wird, das entscheidende Wort gesprochen werde. Die Verurteilung, welche seinerzeit der Amerikanismus vonseiten des Apostolischen Stuhles erfahren hatte, hätte zwar schon genügen können, um der Kirche aufrichtig ergebene Katholiken auf die herrschende religiöse Gefahr aufmerksam zu machen und von der modernen sogenannten Reformbewegung zurückzubringen, aber für manche genügte sie noch nicht. Ihre Augen waren geblendet. So vollzog sich die bekannte geistige Entwicklung, die wir erlebten. Die Irrtümer, welche der Würzburger Apologet in Wort und Schrift ausgejät hatte, sind mit ihm nicht zu Grabe gegangen, sondern haben sich weit und breit ausgedehnt und haben großen Schaden angerichtet. Wir nehmen bei vielen seiner Freunde die bona fides recht gerne an und darum hoffen wir, daß sie der Stimme des Statthalters Christi Gehör schenken und Gehorsam leisten werden. Es steht sonst gar nichts in Frage, weder die Person Schells noch seine guten Leistungen in der Theologie, als einzige und allein seine Irrtümer. Die Person Schells wurde erst durch die Veröffentlichung mehrerer Briefe berührt, die für Eingeweihte zwar keine Überraschung brachten, die aber doch für die Allgemeinheit etwas Unerwartetes bilden und stutzig machen. Also die theologischen Irrtümer waren es, die der Wiener Professor klargestellt hat und aus diesem Grunde hat der Heilige Vater ihn beglückwünscht. Das, was

für den katholischen Glauben Gefahr bildete, wurde getroffen und soll getroffen bleiben. Im Papstbriefe wird niemand verdächtigt und beleidigt, auch nicht das Komitee für die Denkmal-Errichtung. Ein glücklicher Gedanke war es von dieser Seite freilich nicht, jetzt schon einem Manne ein Denkmal zu errichten, der denn doch große, weittragende Irrtümer gelehrt hat, und um dessen Namen sich Elemente gesammelt haben, die der kirchlichen Autorität widerstreben, mit dem man darf es ja sagen — wirklich Unfug getrieben wurde. Das hätten jene persönlichen Freunde Schells sich vor Augen halten sollen. Durften sie auf das Gute desselben sehen, so durften sie auch das Schlimme nicht übersehen. Träger von beidem war der Gefeierte.

Aber nun begann eine alte Geschichte in neuer Auflage. Es erneuteten sich die Erscheinungen, die im Verlaufe des Güntherianismus, des Hermesianismus und insbesondere des Jansenismus und anderer ähnlicher Kontroversen zutage getreten sind. Die Getroffenen suchen Trost und Schutz in der grundlosen Einbildung, daß diese Rundgebung der höchsten autoritativen Stelle ein Werk der Jesuiten und der Germaniker sei, ja selbst die Zentrumslente wurden der Denuntiation beschuldigt. In der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ vom 28., 29. und 30. Juni fielen scharfe Worte. Zunächst erfolgte ein Appell an die weltliche Macht. „Wird die Regierung zugeben, — fragte man — daß die Jesuiten und die Jörglinge des Kollegiums Germanitum die nationale Theologie ganz zerstören?“ Der Papst wird hingestellt als Opfer des Kardinals Steinhuber, denn er selbst wußte ja nie etwas von Schell; die Jesuiten in Innsbruck, die Dominikaner in der römischen Sapienza, die Benediktiner im Anselmianum, von andern zu schweigen, sie alle haben zusammengeholfen, um den Papst zu einem Belobigungsschreiben an Commer zu bewegen und der gütige Pius tat es und nun reiben die Jesuiten sich die Hände, weil die Gefahr, die Schells Größe ihnen gebracht, beseitigt ist. Man verstieg sich soweit, daß man schrieb: „Der Papst ist kompromittiert. Er ist ja falsch berichtet!“ Und nun wird behauptet, — natürlich nicht bewiesen — daß er nur einseitig unterrichtet worden, daß sein Brief nur ein Privatbrief und keine definitio ex cathedra sei — was ohnehin der ganzen Welt bekannt ist — daß das Gewissen dadurch nicht gebunden sei. Über dieses Kapitel der Gewissensfreiheit wurde dann so viel extra chorum gesungen, freilich in falschen Noten, daß man nur staunen kann über die Gewandtheit, mit der Berontius so zeichnete sich der Schreiber, die Fragepunkte zu verwirren verstand. Nach einer solchen Theologie hätte, wenn das Gewissen die oberste objektive Instanz in Glaubenssachen wäre, nie eine Kirche, ein Konzil und ein Papst das letzte Wort. Wenn derartige Rundgebungen des Papstes wie der Brief an Commer erfolgen, so hat man freilich keine definitio ex cathedra, aber doch auch keine gleichgültige Epistel, die man

unbeachtet in den Papierkorb wirft oder über die man förmlich zu Gericht sitzt. Seit einer Reihe von Jahren warnt der Apostolische Stuhl vor dem Amerikanismus, vor dem Reformkatholizismus und einer damit verwandten Theologie, ohne daß in gewissen Kreisen dieser Mahnung die schuldige Beachtung geschenkt wird. Da manche schienen eine recht günstige und harmlose Gelegenheit zu einer Gegendemonstration gegen den Papst gefunden zu haben, als man an die Errichtung eines Schell-Denkmales in Würzburg Hand anlegte, für das Persönlichkeiten sich begeisterten, die in der Sache nichts als einen Pietätsakt gegen einen persönlichen Freund erblickten und darum ihren Namen unter den Aufruf setzten, wie der Herr Erzbischof von Bamberg und der Herr Bischof von Regensburg. So haben diese beiden in einem Schreiben an den Kardinal-Staatssekretär ihre Denkmalauffassung betont, nachdem sie den Missbrauch, der mit ihrer Unterschrift gemacht wurde, bemerkt hatten. Der Missbrauch wurde tatsächlich nach zwei Richtungen hin getrieben: für Schell oder den Schellianismus überhaupt und gegen den Papst insbesondere wegen seines Commerbriefes. Damit verrieten eben die eigentlichen Führer in der Sache ihre geheimsten Absichten, und das Wiener „Vaterland“ hatte nicht unrecht, als es schrieb: „Der Name Schell ist zur Fahne geworden, die einem Sturmlauf gegen die kirchliche Autorität voranflattern soll.“ Das heißt, die eigentlichen Führer wollten die Schellrichtung in der Theologie zur allein geltenden machen, der Tote sollte die Lebenden decken. Die Männer leben eben noch, die sich mit Schell zum Kampf wider Rom verbunden haben, wie mir vor vielen Jahren schon aus Würzburg geschrieben worden ist. Schelldenkmal und Liga gegen den Index und „Kulturbund“ stehen im geistigen Zusammenhang. Die eigentlichen Promotoren beseelt ein und derselbe Geist, mögen sonst noch so viele den Unternehmungen in bester Absicht zugetan sein. Wenn man dieses berücksichtigt, so begreift man, warum der Heilige Vater seinen Commerbrief geschrieben hat. Es war durchaus nicht undiplomatisch, wie manche meinen, sondern vollkommen zutreffend. Der Schlag fiel eben dadurch direkt auf das Haupt, auf die Gesamtrichtung. Ebenso begreift man die Enthüllungen der „Corrispondenza Romana“ über den Münsterschen Geheimbund bezüglich des Index und die Schellprotokolle. Diese Enthüllungen haben große Wellen geschlagen. Es ist unnütz, über die formale Seite der Veröffentlichung Bedenken zu erheben. Amtlichen Charakter trägt sie selbstverständlich nicht, aber daraus folgt noch nicht, daß Vertrauensbruch und Indiskretion vorliegen, und selbst wenn ihr diese Makel anhafteten würde, so ändert das an der Bedeutung der Sache auch nichts. Die innere Glaubwürdigkeit verrät der Wortlaut der Dokumente selbst und das ist zum Verständnis der ganzen Bewegung von hohem Werte. Kürzlich hat das Ordinariat Würzburg die Protokolle offiziell veröffentlicht und dadurch jeder Tergiversation der Weg versperrt. Es steht jetzt fest, daß

Schell die Tertümler kennen gelernt hat,¹⁾ wegen welcher seine Bücher auf den Index gekommen sind, was man in nicht ganz redlicher Weise als nicht geschehen zu verbreiten gesucht hat.

¹⁾ 1. Gegenüber der Kirchenlehre, daß die menschliche Vernunft aus sich nicht imstande ist, die übernatürlichen Glaubenswahrheiten zu ergründen, wird eine Stelle in „Christus“, S. 101, beanstandet, wo gesagt wird, die Wahrheit müsse aus sich selbst erkannt werden. Schell bemerkt, seine Worte seien nicht als im Widerspruche mit der Kirchenlehre beabsichtigt, da er von der natürlichen Wahrheitserkenntnis spreche.

2. In den Stellen: Dogmatik II, S. 19. und Dogmatik III, 2. Vorrede S. 10, werden die Ausdrücke Selbstverwirklichung, Selbstursachlichkeit und anderes beanstandet. Schell verspricht, die Ausdrücke, weil missverständlich, nicht mehr gebrauchen zu wollen.

3. Angesichts der Kirchenlehre, daß Gott auf keine Weise direkter Urheber des Bösen sei (Trident. sess., VI, can. 6) werden mehrere Stellen beanstandet, wo gelehrt wird, auch das Böse müsse auf Gott zurückgeführt werden, da es sonst um seine Allursächlichkeit geschehen sei. Schell anerkennt seine Ansicht als unrichtig.

4. Im selben Gedankenkreis bewegen sich einige andere Stellen. Schell verspricht ebenfalls, diese Ansicht nicht mehr festzuhalten und vertreten zu wollen.

5. Da nach der Kirchenlehre jede freiwillige Lebvertretung eines schwer verpflichtenden göttlichen Gebotes eine Todsünde ist, werden mehrere Stellen aus der Dogmatik („bezeichnet nur jene Sünde, welche tatsächlich von der inneren Verstocktheit des Willens im Jenseits verewigt werden, als Todsünde“) beanstandet, da nach demselben nur die Sünden wider den Heiligen Geist oder die Sünden „mit erhobener Hand“ als Todsünde zu betrachten wäre. Schell anerkennt diese Ansicht als irrig.

6. Nach der Kirchenlehre gibt es nach dem Tode keine Beklehrung und keine Begnadigung. Schell anerkennt die in „Gott und Geist“, S. 288“ ausgedrückte Ansicht als irrig.

7. Die Kirche lehrt, daß es absolut unsittlich und schlecht ist, das Böse zu wollen, auch in der Absicht, ein Gutes zu erreichen. Demgegenüber lehrt Schell „Gott und Geist“ I, S. 390 f., es könne einer, „ohne böse zu sein“, sich in Sünde und Laster stürzen in der ausgesprochenen Absicht, sich dann aus sittlicher Kraft aus dem Bösen herauszuarbeiten. Allerdings sei ein solcher keiner sittlichen Bewunderung würdig, ja sein Vorhaben könne nur „mit Not“ entschuldigt werden. Schell anerkennt dies als falsch und wird es nicht mehr vertreten.

8. Nach der Kirchenlehre können die Kinder, die ohne Taufe sterben, nicht zur beseligenden Anschauung Gottes gelangen. Schell lehrt dagegen, daß für solche die Notwendigkeit und Unmöglichkeit zum Heilmittel und Sakrament wird, so daß sie dennoch zur Anschauung Gottes gelangen. Schell anerkennt dies als unrichtig.

9. Die Kirche kennt eine heilige Wirkung des Leidens nur insfern, als dasselbe für den Sünder Anlaß zur Beklehrung, für den Gerechten Gelegenheit zur Erwerbung von Verdiensten wird. Nach Schell kommt aber dem Tod und dem Leiden die Bedeutung einer Weihe, eines Sakramentes zu, der Tod hat (für den Sterbenden) auch die Eigenschaft einer medizinalen Strafe nicht bloß einer vindikativen, wäre dem nicht so, so wäre der plötzliche Tod nur eine Maßregel, um die Hölle baldmöglichst und ausgiebig zu bevölkern. Die Leiden sind an sich schon ein Mittel der Eingliederung in die Kirche. Schell anerkennt dies als unrichtig.

10. Die Kirche lehrt, daß die letzte Delung die Todsünden ohne vorhergegangene wenigstens unvollkommene Reue nicht tilgt. Schell lehrt das Gegenteil, wenigstens im Falle der Bewußtlosigkeit, die bis zum Tode anhält.

Es steht weiterhin fest, daß er seinem Bischof gegenüber die Errümer zum größten Teile zugegeben und widerrufen habe; aber ebenso steht jetzt auch fest, daß er zwar seine Unterwerfung unter das Kongregationsdecreto des Index unterschrieben habe, aber sich durchaus nicht mit dem Ruhme eines Jenelon schmücken wollte. In einem Briefe an den Herausgeber der „Hochschulnachrichten“ vom 13. März 1899 suchte er den Tatbestand zu verwirren, indem er unter anderem schrieb: „Da den Enthüllungen der „Germania“ zufolge die Anklage gegen mich auf planmäßige Revolutionierung des Klerus und Volkes, des theologischen Denkens und des kirchlichen Lebens gelautet hatte, so wäre durch die Verweigerung der Unterwerfung meinerseits der Beweis der Wahrheit für die Anklage erbracht gewesen, zumal man ja nur loyalen Gehorsam, aber keinen Widerruf von mir verlangte. So hätte man den Beweis meiner jektiererischen Bestrebungen erbracht und mich für die katholische Welt kaltgestellt und ausgeschaltet! Das wäre der Triumph meiner Gegner, der Bannerträger des Separatismus und der Reaktion gewesen!“ Und in einem Briefe an Dr. Ernst Hauviller vom 25. März 1899 machte er neuerdings den Unterschied zwischen Unterwerfung und Widerruf geltend und meinte, diese Unterwerfung bedeute in keiner Weise, weder mittelbar noch unmittelbar, die Preisgabe einer Überzeugung, sondern sei nichts anderes, als die loyale juristische Anerkennung der Polizei- oder Regierungsmaßregel einer inappellablen Instanz, die er doch nicht ändern könnte. Da es hieß, derartige Briefe, die deutlich zeigen, daß Schell das disce unus esse nicht kannte und Freunden gegenüber bezüglich seiner Stellung zum Indexdecreto eine andere Sprache

11. Während die Kirche lehrt, daß Christus für die gefallene Menschennatur Genuigtuung geleistet, um Gott zu versöhnen, sieht Schell in dieser Lehre oder, wie er sagt, Annahme einen Beweis, wie sehr der ursprüngliche Gottesbegriff der Offenbarung und des Evangeliums menschlicher Verstümmelung anheimgefallen ist, da Gott selbst nicht erst gnädig gestimmt zu werden brauchte. Christus S. 104: „Die Annahme der Notwendigkeit“ bis „menschlicher Verstümmelung anheimgefallen ist“; ebenda S. 383: „Gott selbst braucht nicht erst zur Güte umgestimmt zu werden.“ Dogm. III., 1, S. 19: „Die Wiederbegnadigung“ bis „oder Verdienste zu suchen ist“: Christus, S. 8. „Selbst die Kirche scheint die eigentliche Bedeutung Jesu mehr in das zu legen, was er erlitten, als was er gelehrt hat. Schell erkennt eine Erklärung diesbezüglich, nach Anerkennung der Kirchenlehre, als gegenstandslos an.

12. Gegenüber den beiden Formen der kirchlichen Lehrtätigkeit, des feierlichen Urteilspruches und der ordentlichen und gewöhnlichen Lehrverkündigung (Vatic. sess. III. cap. 3) werden mehrere Stellen Schells beantwortet: „Christus“, S. 52: „Die wenigsten hatten den Mut, dem eigenen Urteil zu folgen; sie wagen in geistigen, religiösen und sittlichen Fragen nur als Herdenmenschen zu denken“, ebenda, S. 124: „Die Mittelmäßigkeit des Durchschnittsmenschen macht die Autorität notwendig“, ebenda, S. 125: „Was dem Durchschnittsmenschen not tat, war ein guter Hirte ... denn der Durchschnittsmensch ist Herdenmensch ... Sie brauchen etwas festes“ ... Schell bemerkt, er habe dies nur in bezug auf jene gemeint, die sich ganz von ihrer Umgebung beeinflussen lassen.

führte, als z. B. seinem Bischof gegenüber, seien noch mehrere vorhanden und könnten veröffentlicht werden, so gab man das Zeichen, mit der Publikation Inhalt zu tun, damit nicht etwa noch größere Schatten auf das mit großem Eifer und großer Kunst geschaffene Lichtbild fallen möchten. Dafür aber gab Dr. Hennemann in Würzburg mehrere Briefe Commers an Schell heraus, wodurch gezeigt werden wollte, daß Commer, der jetzt durch sein Buch über Schell einen so gewaltigen Schlag auf das Haupt des Reformkatholizismus geführt hat, in eben diesen Briefen eine andere Gesinnung an den Tag gelegt habe. Commer gab über diesen seinen Gesinnungswechsel in verschiedenen Tagesblättern hinreichende Aufklärung durch den Hinweis, daß er nie unterlassen habe, bezüglich der Lehre Schells Reservationen zu machen und daß der Schell von damals nicht mehr der Schell von heute sei, nachdem man ihn zu einem antikirchlichen Parteihaupt gemacht und mit seinem Namen ungebührlichen Kultus treibe.

Das vorhin angedeutete Zeichen, die Veröffentlichung von Schellbriefen zu unterlassen, wurde indes nicht vollkommen beachtet. Zunächst überraschte der Jenaer Professor Dr. Nippold die Welt mit einem von Schell an ihn gerichteten Brief vom 19. Februar 1900. Wir müssen diesen Brief hier mitteilen, damit der Leser sich selbst das Urteil darüber bilden könne. Erzbischof Theodorowicz sagt, er wirke wie eine Bombe, die der Verfasser an sein Denkmal gelegt hat!

Würzburg, 19. Februar 1900.

Sehr verehrter Herr Kollege!

Vor allem meinen Dank für Ihre interessante Zusendung, die mich veranlaßte, gleich, wie schon gewollt, aber wegen der Menge des ohnedies Ueberzählden verzögert, die „Deutschen Stimmen“ zu abonnieren.

Ihre letzte Wendung hat mir gezeigt, daß Sie auch bezüglich meiner sogenannten „Unterwerfung“ eine ganz unrichtige Vorstellung haben. Dieselbe war von mir am 15. Februar 1899 verneigt worden — schriftlich; erst nachdem mir Bischof und Fakultät unividersprechlich dargetan hatten, daß diese Unterwerfung nicht mehr sei als die Anerkennung der formalen Rechtsgültigkeit und Unappellierbarkeit einer höchsten Instanz und gar keine Preisgabe einer wissenschaftlichen Ueberzeugung oder Ansicht in sich berge, erfüllte ich die Forderung, zumal die Begehrung zur Trennung von der Kirche geführt — und der Reaktion zum Triumph verholfen hätte.

Um keine Zweideutigkeit zu verschulden, gab ich in den „Dochschulnachrichten“ eine öffentliche Erklärung ab (31. März 1899), obgleich ich wußte, daß dies auf der Seite der Ultrakirchlichen zum Anlaß einer neuen Hysterie gemacht würde. Dies geschah in ausgiebigstem Maße: die ganze (mit wenigen Ausnahmen, wie Bayerischer Kurier) klerikale Presse, die Neue Bayerische Zeitung in München voran, die Germania u. s. w. hefteten fort und fort, zumal (die Freisinger Bischofskonferenz und) der Fanatismus des Runtius Lorenzelli das Programm einer gründlichen Eniprotestantisierung des deutschen Katholizismus ausgegeben hatte. Doch Rom hatte genug: ohne mein Erfuchen (man hatte mich dazu veranlassen wollen, aber vergeblich) wurden mir die Gründe der Beanstandung seitens der Inquisition im Mai 1899 mitgeteilt. — Auch jetzt wurde nichts von mir gefordert als Geheimhaltung, zumal die Mitteilung gegen alle Regel sei, auf ausdrücklichen Befehl des Papstes. Seither ist ebensoviel von mir gefordert worden — und ich habe keine meiner Ansichten preisgegeben.

Was die Werke anlangt, so habe ich keines zurückgezogen: alle sind zu beziehen. Die Ansichten über Kirchentum einerseits, über Eschatologie anderseits u. a. kann ich denen, die nicht reif dafür sind, nicht aufsätnigen. Mich leitete die Rücksicht, welche mir in der kritischen Woche mit einer mich überraschenden Energie und Übereinstimmung von Seiten der Schüler, Freunde und Gesinnungsgenossen dringend nahegelegt wurde: Ich solle ja das Opfer persönlicher Unterwerfung in rein formeller Weise — wie einer höchsten Regierungsverfügung oder Gerichtsentscheidung gegenüber bringen — damit die Sache, die Richtung, nicht desavouiert werde. Verweigere ich den Loyalitätsakt, so sei die Reaktion, welche ohnedies meinen Abfall wünsche, im Recht. — Selbst die Dominikaner in Freiburg i. Schw. erklärten in ihrer Liberte, die Unterwerfung bedeute keine Preisgabe einer Meinung, nicht mehr als der Entscheid in der Dreyfus-Affäre.

Die Unfehlbarkeit hat ohnedies nichts damit zu tun: Galilei brauchte es hierfür nicht einmal. Überhaupt wissen wir ja, daß die Baticanentscheidung die Geschichte, Tatsachen nicht ändern kann. Das tatsächliche Maß der Unfehlbarkeit ist aus der tatsächlichen Geschichte zu entnehmen. Mit der heiligen Schrift ist es ja auch so: die Heiligkeit und Irrtumslosigkeit der heiligen Bücher ist im Geiste, nicht im Rechtsleben gelegen, — und überwindet so vieles tatsächlich sehr Unheilige und Irrtümliche. Es ist eben die Wahrheit kein Gegenstand, sondern die Gleichung zwischen dem Erkennen und seiner ganzen Geistesstufe und Geistesentwicklung einerseits, und dem Ideal.

Sie werden mich gern bereit finden, Ihre Ansichten und Anregungen zu vernehmen, da, wie Sie sehen, Ihre Befürchtungen unbegründet sind. Mein kleines Gedächtniswort für Descartes im Türmerheft des Februar zeigt dies wohl auch. Im letzten Sommer hatte ich eben Vorsicht nötig, und jetzt auch noch. — Aber wir streben unentwegt aus dem Dunklen ins Helle.

Ich habe mit Freuden Ihre Geschichte der Theologie studiert — und daraus vieles gelernt. Ich glaube überhaupt, daß die Unrigen viel orientierter sind über Protestantisches als umgekehrt. Dort brauchs keinen Index! Bei unseren hiesigen Seminaristen wäre nicht möglich, was Eberhard eben in seiner Broschüre „Fall Schell“ von der Bekanntheit meiner Werke in protestantischen Kreisen sagte. Sie stimmen mit mir gewiß überein, daß Ausscheiden freisinniger Elemente immer eine Beschädigung der Sache selber ist. Mit Ihnen aber stimme ich überein, daß die preußische Regierung und die protestantischen Regierungen überhaupt dem Klerikalismus am meisten in die Hände gearbeitet haben. Der ganze Kulturmampf mit seiner dummen Brutalität, die aufs Religiöse übergriff, und die beste Gelegenheit zum freien Aufschwung im nationalen Geist den deutschen Katholiken unmöglich machte, arbeitete für die Kurie und den Ultramontanismus mit seiner Autoritätsverehrung und Herdenpolitik.

Wer findet immer die — römischsten und unselbständigssten, beziehungsweise bedeutungslosesten Bischöfe, wenn nicht der Staat? Wer unterstützt den Seminar- und Konviktszwang der preußischen Bischöfe, wenn nicht der preußische Regierungspatrikularismus? Militarismus hüben wie drüben!

Wie lange hat es gedauert und wie viele Anstrengungen waren nötig, um in Straßburg und Berlin allmählich die Überzeugung praktisch zu machen, daß die Germanisation des Klerus der einzige Weg zur Germanisation des elsässischen Volkes in seiner Masse sei — und dann von selber und ohne Zwang und Bureaucratismus von statthen gehe, wenn der erste Schritt trotz allem Gezeter geschehen sei, die Stiftung einer katholischen theologischen Fakultät.

Die Elsässer Franzosen und Ultrakurialisten à la Abbé Guerber und dergleichen hatten mich richtig im Verdacht, ein Inspirator dieses Planes gewesen zu sein — daß nämlich die Reichsregierung diese Frage in die

Hand nehme und in Rom durchdrücke. Sie sehen, ich habe aus Ihrer Geschichte doch einiges gelernt. Der Elsaßer Nr. 296 (vor Neujahr 1900) brachte richtig, Kraus und ich hätten den Reichskanzler zu dieser diabolischen List inspiriert und wollten so das Elsaß durch eine katholisch theologische Staatsfakultät protestantisieren. Denn Germanisieren sei Protestantisieren. Und ich sei noch in offenem Konflikt mit der Kirche — wegen obiger Hochschulerklärung.

Andrerseits war merkwürdig, wie Hertling, der von der Staatsregierung benützte Vertrauensmann für die Kurie, die Germania so antiseminaristisch machen konnte — nachdem man mich erst vor kurzem als Seminarfeind in Acht und Bann getan.

Mit nochmaligem Dank für Ihre schönen Artikel und mit hochachtungsvoller Begrüßung Ihr ergebenster Hermann Schell.

Die „Neue Bayerische Landeszeitung“ veröffentlichte noch andere Briefe Schells. In einem derselben vom 12. Dezember 1902 äußert sich Schell scharf über die Angriffe des — wie er ihn nennt — „Heß-Bischofs“ Keppler von Rottenburg gegen die „Reformsimpel“. In einem Briefe vom 11. Juni 1904 beklagt sich Schell darüber, daß der Bischof von Würzburg keinen Sinn für die Wichtigkeit der theologischen Wissenschaft habe, sondern diese vielmehr für ein notwendiges Uebel halte. „Unser Bischof — sagt Schell — ist uns durch die Weisheit der Staatsregierung gegeben worden. Er ist nicht theologisch gebildet, im Urteil über religiöse, theologische, religiöso-philosophische und kirchenpolitische Fragen engherzig und auf die jesuitische Musterkirchlichkeit eingeschworen. Der ängstliche Herr von Schibr glaubt für die 600.000 Katholiken seines Bistums einst vor Gottes Gericht eigentlich persönliche Rechenschaft geben zu müssen. Um selber dem ewigen Höllenfeuer zu entgehen, glaubt der Bischof, er müsse die Gläubigen so bevorumden und den Missbrauch des eigenen Denkens und Wollens bei Klerus und Laien so wirksam wie möglich hindern und alle auf die ihm richtig scheinende engherzige, derbärmliche jesuitische Kirchlichkeit verpflichten. Von einem theologischen Professor verlangt der Bischof, daß er die jungen Kleriker zu blindem Gehorsam gegen alles, was von der kirchlichen Autorität kommt, anleite. Man solle die jungen (und alten) Geistlichen nicht auf den Unterschied zwischen unfehlbaren kirchlichen Entscheidungen und anderen hinweisen; sie sollen nicht selber urteilen und nicht fragen, ob es sich um eine innerlich verpflichtende Entscheidung handelt. Nur diejenigen jungen Geistlichen, welche im Sinne des bornierten Jesuitismus und Klerikalismus auf das „Fränkische Volksblatt“ und die Parteidiktate schwören, sollen sich für die künftige wissenschaftliche Laufbahn vorbereiten. Die mechanisch geübte Seelsorge als routinierte Gewissensbevormundung ist das Ideal des Bischofs. Wir Professoren haben einen schweren Stand gegenüber dieser systematischen Feindseligkeit gegen freien, unbefangen und von großen Gesichtspunkten geleiteten Betrieb der theologischen Wissenschaft. Ein System der argwöchigen Kontrolle, Spionage und Denunziation ist gegen uns in Tätigkeit. Gegen unsere freisinnigen, wissenschaftlich strebsamen und toleranten Schüler wird das System der Drohungen und der bestmöglichen Hemmnisse betätigt. So glaubt man die heranwachsende geistliche Generation von uns wegzutreiben und einen absolut urrechtslosen fügsamen Klerus zu gewinnen, der auf Kommando tätig ist und politisch die Bedingung des absoluten Bischofsregimes sicher stellt — durch die Zentrumsherrschaft in politicus. So wird der Klerus im Sinne der geistigen Gebundenheit und Beschränktheit im extremen Jesuitismus mit Vorliebe für gemäßigten Aberglauben und fanatische Intoleranz herangebildet.“

Durch diese unerwarteten Einblicke in Schells innerstes Wesen wurden nun auch dessen treueste Anhänger bedenklich gestimmt. So bemerkt sogar die „Kölnerische Volkszeitung“ über den von uns mitgeteilten Brief Schells an den Protestanten Nippold:

Dieser Brief, fast ein Jahr nach der Unterwerfungserklärung Schells (1. März 1899) und also nicht mehr in der ersten Erregung geschrieben, ist noch bedauerlicher, als der bekannte Brief an Haubiller. Daß Schell solche Briefe überhaupt an Personen schreiben konnte, deren Diskretion wenigstens nach seinem Tode ihm bei kühler Überlegung doch zweifelhaft sein mußte, ist ein merkwürdiger Beweis für seinen Mangel an Vorsicht. Einem protestantischen Kampftheologen schreibt er die intimsten Dinge im schärfsten Stil! Nur daß er bei Nippold viel weiter geht als bei Haubiller. Der erste Teil des Briefes sagt im wesentlichen dasselbe wie der Brief an Haubiller: Daß seine Unterwerfung eine bloß äußerliche war. Die schwersten Bedenken erwecken die folgenden Sätze über das tatsächliche Maß der Unfehlbarkeit, die Heiligkeit und Irrtumslosigkeit der heiligen Bücher über die Wahrheit als „Gleichung“. Möglich, daß diese Aphorismen in einer eingehenden Ausführung aus Schells Feder ein anderes Gesicht, einen anderen Sinn bekommen haben würden, als man jetzt in ihnen finden kann; aber so ernste Dinge soll man eben nicht aphoristisch behandeln, vollends nicht in einem Schreiben an Professor Nippold. Und dann der verärgerte Aussall gegen die immer von Staat gesundenen „römischen und unselbstständigsten beziehungsweise bedeutungslosen Bischöfe!“ Ausgerechnet in einem Brief an eine Persönlichkeit, die zur katholischen Kirche in schärtester Kampfstellung steht! Der Brief und seine Veröffentlichung haben dem Andenken Schells schwer geschadet. Herr Nippold ist bei der Veröffentlichung natürlich von ganz anderen Absichten geleitet worden, die zu klar sind, um noch näher erläutert werden zu müssen.“

Auch die „Tägliche Rundschau“, das Organ des „Evangelischen Bundes“, konnte mit einer Publikation aufwarten und zwar mit einer sehr gravierenden. Nach ihr stand Schell sogar mit dem Apostaten Hoensbroech wiederholt und aus eigenem Antrieb im Briefwechsel. Wenn diese Publikation auf Wahrheit beruht — und das läßt sich nicht leugnen — dann liegt wohl eine der traurigsten Verirrungen vor, in die ein Theologe verfallen kann.

Im einem Briefe vom 12. Mai 1898 soll er ihm sogar geschrieben haben: „So wenig ich Ihren Bruch mit der katholischen Religion billige, so Recht haben Sie in Ihrem Vorgehen gegen den Ultramontanismus. An ihm frankt die Religion, er ist für religiöse Innerlichkeit, wie für Kultur und Fortschritt der größte Feind.“ Schell gab also einem Apostaten und Häretiker Recht, daß er den Ultramontanismus (den Hoensbroech immer für identisch mit der katholischen Kirche hielt) bekämpfe — und wie er kämpft, das weiß jeder, der dessen Schriften lesen darf, oder der nur den „Pilatus“ gelesen hat! Zu einem solchen Kampfe seine Zustimmung geben, ist mehr als tollerantia christiana, ja sie geht weit über die unerlaubte tollerantia dogmatica hinaus und führt allein schon zum Schlusse, daß das Commersche Buch und der Papstbrief zur rechten Zeit erschienen sind. Das im letzteren erteilte Lob wird ganz gewiß jetzt anders bemessen werden müssen als zur Zeit, wo der Brief geschrieben worden ist. Die Umstände haben sich durch die Briefpublikationen bedeutend geändert. Der Mann ist vor der Mit- und Nachwelt gerichtet, der Glanz, den er im Leben um sich verbreitet und den eine ihm ergebene Partei nach seinem Tode noch zu vergrößern

strebe, ist verwischt. Entlarvt ist aber auch das gefährliche Tun und Treiben der Partei, und die Sache, die sie mit so ungheurer Rücksichtslosigkeit zu vertreten bemüht war, aufgedeckt. Wahrhaftig, es war eine religiöse Gefahr! Sie ist jetzt beschworen. Nun muß aber auch das grundlose Gerede von nicht genügender Information Roms vor der Stimme der Tatsachen, was die Sache selbst betrifft, verstummen. Und wir glauben, die göttliche Worschung habe diese ganze traurige Erscheinung zugelassen, damit die Notwendigkeit, mit dem Apostolischen Stuhle rückhaltslos und treu zusammenzustehen, wiederum recht klar gezeigt werde. Unsere Kirche ist die katholische, mit dem unfehlbaren Haupte in Rom. Diese Tatsache darf nicht durch den stolzen nationalen Gedanken, nicht durch den rationalisierenden Geist des Protestantismus, nicht durch sogenannte moderne Ideen oder durch Schlagworte wie Ultramontanismus, Jesuitismus *et c.* beseitigt werden. Wer katholisch sein will, muß päpstlich sein. In diesem Reiche ist Platz genug zum Forschen und zum Entfalten aller Geisteskräfte. Der Standpunkt eines Döllinger, katholisch ohne Papst sein zu können, oder wie ein Jansenist es zu sein, ist falsch, und diesem Standpunkte näherte sich auch der Schellianismus. Das Bewußtsein von der absoluten Notwendigkeit des festen Zusammenhaltens mit Rom scheint uns überhaupt da und dort abgenommen zu haben und wir konnten noch nie der öfters gehörten Behauptung, es sei das Ansehen des Papstes niemals größer gewesen als jetzt, unsere Zustimmung geben. Mit der Beseitigung seiner äußeren Macht hat auch seine innere gelitten. Die Stadt Rom wird heidnisch. Das allein sagt genug. Unsere Zeit macht zwar ziemlich viel Lärm, auch mit dem Guten, was geschieht, in der Tat aber leben wir in einer Zeit des mehrfachen inneren Niederganges. Sollten wir uns in dieser Wahrnehmung täuschen, so umso besser. Es lebe und herrsche die heilige katholische Kirche!

England. 1. Die Schulfrage ist in ein neues Stadium getreten. Die Absicht der Sekterer ist offenkundig: sie wollen nach französischem Modell allen positiven Religionsunterricht unterdrücken, damit jede Schule jedem Lehrer und Kinde jeder Konfession zugänglich werde. Die zwei ersten Versuche sind mißlungen: das Herrenhaus hat die Bill Birrell verworfen; die Verordnung, daß konfessionelle Schulen ein Fünfzehntel ihrer Auslagen selbst bestreiten sollten, ist am katholischen und anglikanischen Widerstand gescheitert; nun kommt ein neuer, hinterlistiger Angriff. Eigentliche Gesetze müssen in den zwei Häusern debattiert werden, und wenn sie zu liberal sind, laufen sie immer Gefahr, vom konservativen Herrenhause verstümmelt oder ganz verworfen zu werden. Ministerielle Verordnungen (regulations) dagegen werden bloß „auf den Tisch“ gelegt; dort kann jeder Abgeordnete sie lesen und wenn sie ihm nicht gefallen, kann er den betreffenden Minister interpellieren. Faktisch kümmert sich niemand darum. Haben die Verordnungen einige Wochen „auf dem Tisch“

beider Häuser gelegen, dann bekommen sie Gesetzeskraft. Hier ist die neueste: ihr Zweck ist, konfessionelle Lehrerseminare abzuschaffen und so den konfessionellen Unterricht unmöglich zu machen durch Mangel an Lehrkräften. Das Mittel, diesen Zweck zu erreichen, ist einfach dieses: „Vom 1. August 1907 an muß jedes Lehrerseminar jeden Postulanten aufnehmen, der sich meldet, und zwar der Reihe nach, so daß der erste, dessen Brief geöffnet wird, die erste Stelle erhält. Unter keinen Umständen kann ein Kandidat auf Grund seiner Religion zurückgewiesen werden. Ist das Seminar nun einmal gemischt, dann darf kein Katechismus mehr doziert werden; kein Schüler darf zur Erfüllung bestimmter religiöser Übungen angehalten werden. Im Falle das zarte Gewissen dieser Eindringlinge durch Religionsunterricht oder Übung getrübt wird, können sie ans Ministerium appellieren. Eine Strafe von 100 Pf. St. fällt dann auf die Schuldigen für das erste Vergehen; das zweite zieht die Schließung der Anstalt nach sich — nicht die gewaltsame Schließung; die Regierung sieht nur auf die Diplome oder Zeugnisse, um die Anstalt anzuerkennen; in anderen Worten: ihre Jünglinge können keine Anstellung finden. Also stehen Katholiken, Anglikaner und Wesleyaner vor dem Dilemma: entweder keine Religion lehren oder keine Lehrer bilden. Die konfessionellen Schulen müssen demnach in kurzer Frist mit konfessionslosen Lehrern und Lehrerinnen besetzt werden — und dann sind die Nonkonformisten selig! Gegenwärtig haben die Katholiken in ihren Seminaren Platz für 629 Jünglinge, die Anglikaner für 3337, die Wesleyaner für 281. Außerdem stehen Konfessionslosen 5458 Plätze offen. Die Verordnungen sind erst am 20. Juli veröffentlicht worden. Am 1. August ließen schon fünf nonkonformistische Anfragen ein für Aufnahme ins beste unserer Seminare für Lehrerinnen, das berühmte Haus der Schwestern von Notre Dame in Liverpool. Zum Glück waren die 162 Plätze schon an Katholiken vergeben, so daß dort wenigstens für 1908 alles beim alten bleibt. Die Schwestern erklären, daß sie ihre Anstalt lieber schließen wollen, als dieselbe einer gottlosen Regierung zur Verfügung zu stellen.

Es versteht sich von selbst, daß die Gewalttat des Ministeriums auf den heftigsten Widerstand stößt. Der Herzog von Norfolk im Herrenhause, Herr Redmond im Unterhause, der Erzbischof von Westminster an der Spitze einer einflußreichen Deputation, der Primas von Canterbury und viele andere haben die Ungerechtigkeit der Verordnungen allen klar gemacht und deutlich ausgesprochen, daß man sich nicht unterwerfen will. Der Herzog von Norfolk hatte ein glückliches Wort: er nannte die Eindringlinge „Kuckucke“, ein Name, der ihnen anhängen wird, falls die neue Ordnung je eintritt. Der erste Minister und der Unterrichtsminister haben den verschiedenen Deputationen bemerkt, daß die Verordnungen nur provisorisch sind, das heißt, daß sie durch ein neues Schulgesetz — nach dem Herzen der Nonkonformisten — abgeschafft werden, voraussichtlich schon in

1908. Dabei sagten die hohen Herren noch, es würde unseren katholischen Anstalten gut tun, eine Mischung intelligenter Nonkonformisten zu haben: es würde die katholischen Lehrer mit der Welt und den modernen Ideen in Berührung bringen, wodurch sie dann später ihres Amtes um so besser walten könnten. — Die Zukunft ist recht finster.

2. Einmal jedes Jahr, wenn die Sommerhitze beginnt und das Fest der Drangisten (12. Juli) herankommt, bricht im Parlament ein kleiner religiöser Sturm aus. Gewöhnlich sind es die Nonnenklöster, die herhalten müssen. Es findet sich immer ein Zelot, dem das Los der Nonnen und ihrer Zöglinge, besonders der Kinder, die so hart in den Klöstern arbeiten, gesetzwidrig vorkommt. Er macht dann eine große Rede und endet mit dem Vorschlag, alle Klöster unter Regierungsinspektion zu stellen. Bisher blieb es dabei. Letzen Juni dagegen kam es zu einer Abstimmung, in welcher 125 für und 121 gegen die gewünschte Staatsaufficht stimmten. Die Liberalen jubelten über den Erfolg. Die Irlander aber erklärten durch Herrn Redmond: "Das ist das Ende unserer Allianz mit den Liberalen." Der Bruch, der mit dem ersten Schulgesetz anfing und durch die Verweigerung selbständiger Verwaltung für Irland (Homo Rule) wuchs, ist nun vollbracht. Bei den nächsten Wahlen werden die irischen Katholiken nicht mehr für feindlich gesinnte Nonkonformisten arbeiten wie in 1906. Sie wußten damals nicht, wie wormstichig der Apfel war, den sie so gierig aßen. Jetzt wissen sie's.

3. Ein schönes Beispiel von dem guten Einfluß der Priester über die Katholiken in Irland kommt diese Woche von Belfast. Die Zeitungen aller Länder haben erzählt von den Schlägereien zwischen Soldaten und Polizisten einerseits und den aufständischen Arbeitern anderseits. Die Obrigkeit war ratlos. Wer sollte helfen, wo die Armee und die Gendarmen nichts ausrichten könnten? Die Priester der Stadt boten sich an, Ordnung zu schaffen, wenn die Regierung die Soldaten und Polizisten von den Straßen fern halten wolle. Angenommen. Die Vertreter der Macht wurden eingesperrt und zwanzig Priester mit einigen katholischen Beamten brachten Ruhe und Sicherheit, wo tagsvorher kein Mensch seines Lebens sicher war. Das wilde Volk wurde wie mit einem Schlage so ruhig — schreibt ein Korrespondent am 14. August — daß sogar die Polizei hätte ohne Gefahr herauskommen können. Am 15. verständigten sich die Arbeiter mit ihren Herren und gestern war wieder Friede in der kriegslustigen Stadt.

Battle, 17. August 1907.

J. Wilhelm.

Kurze Fragen und Mitteilungen.

I. (Eine öffentliche Vorlesung über Jesus von Nazareth.) Unter diesem Titel veröffentlicht l'ami du clergé Nr. 22 vom 30. Mai d. J. einige Sätze aus dem Einleitungsvortrage des Dr. Binet

Sanglé, welcher den ganzen Winter 1906—1907 in der zu Paris existierenden Psychologie-Schule (Ecole de psychologie) öffentliche, allgemein zugängliche Vorlesungen über die Psychologie Jesus von Nazareth gehalten hat. Die mitgeteilten Sätze zeigen, bis zu welchem Grade von Gemeinheit und Roheit und Lästerung die ungläubige, christusfeindliche Wissenschaft sich versteigt. Der gelehrte Professor verkündet seinen lauschenden Hörern:

„In meinen Vorlesungen von 1904 und 1905 habe ich gezeigt, daß die jüdischen Propheten zur Familie der Geisteskranken gehören und daß der größte Teil von ihnen heutzutage in den Irrenhäusern interniert sein würde.

„Dieses Jahr werde ich beweisen, daß Jesus von Nazareth zu eben derselben Familie gehört . . .

„Ich werde die Familie Jesu, seinen Vater, den frommen Zimmermann von Nazareth studieren; seine Mutter, die fromme Maria; seine Brüder und Schwestern, angefangen von denen, die ihn für verrückt hielten, bis auf Jakobus, genannt der Kleine.

„Ich werde die absolute Unwissenheit des Nazareners hinsichtlich der römischen und griechischen Wissenschaft seiner Zeit evident beweisen.

„Ich werde berichten von seinen Gesichts- und Gehörshalluzinationen bei der Taufe, in der Wüste, in der Nacht der Gefangenennahme und werde zeigen, daß sie mit jenen identisch sind, welche wir bei den mystischen Irren in unseren Anstalten konstatieren.

„Ich werde sagen, was man von seiner Intelligenz zu denken hat, und wie bei ihm mit der Zusammenhangslosigkeit seiner Ideen, mit der Unbeholfenheit im Urteilen und Schließen, eine an Schlagfertigkeit streifende Feinheit des Urteils, eine an Scharfsinn grenzende Gabe, das Passende zu treffen sich vereinte.¹⁾

„Ich werde von seinen Gemütsbewegungen sprechen, von seinem Hang zur Traurigkeit und Melancholie, von seinem Egoismus, von seinem frankhaften Dünkel, von seiner Gleichgültigkeit gegen seine Familie, von seiner Sympathie für die Deklassierten, Böllner und Huren, von seinem Haß gegen die Pharisäer und Reichen, von seinen Zornesausbrüchen . . .

„Seine Weise zu sprechen, seine familiären Ausdrücke, seine Neologismen — so verwandt mit jenen, welche in letzter Zeit an den Verrückten verzeichnet worden sind — werden uns nur einen Augenblick aufzuhalten.

„Ich werde Ihre Aufmerksamkeit lenken auf die Sonderbarkeit (bizarerie) seiner Haltung und Geberden, auf das Stoßweise und Unzusammenhängende seiner Handlungen, von der Verfluchung des Heigenbaumes bis zu den gegen die Verkäufer der Opfergaben im Tempel zu Jerusalem gerichteten Maßnahmen.

„Ich werde ihn begleiten bei seinen Wanderungen, bei seinen Anfällen von Dämonomanie, bei seinem Bagabunden- und Bettlerleben. .

1) Ob diese Uebersetzung den Sinn des französischen Textes: s'unisait une finesse touchant à l'astuce, un à-propos touchant l'esprit, möge der des Französischen kundige Leser selber gütigst beurteilen.

„Und vielleicht wird aus dieser aufmerksamen, gewissenhaften und unparteiischen Studie ein neuer, ungedruckter (inédit) Jesus herauskommen mit einer genauen Silhouette und Physisomie, bekränzt nur mit dem Glorienschein, der ihm zukommt, mit dem magischen Licht des Orient.“

„Vielleicht auch werden Sie zu der Ueberzeugung kommen, daß die abendländische Menschheit seit neunzehn Jahrhunderten in einem Irrtum der Diagnostik lebt.“

Mit Recht bemerkt unter anderm dazu die oben genannte Zeitschrift: „Seit langer Zeit haben unsere Apologeten das Dilemma akzeptiert: Entweder ist Jesus Christus Gott, oder er ist ein Herrüchter“. Als Gott will ihn der Stolz des modernen Unglaubens nicht anerkennen: also!

St. Florian.

Dr. Joz. Moisl.

II. (Ueber die tägliche Kommunion in den ersten Jahrhunderten) findet sich in der von den Augustinern in Löwen herausgegebenen, zu Paris erscheinenden „Revue Augustinienne“ im Augustheft 1906 (S. 161—175) aus der Feder des P. Philibert Martain ein längerer Artikel, an dessen Schluß der Herr Verfasser folgendes Ergebnis seiner historischen Untersuchung aufstellt:

Die tägliche Kommunion ist allgemeine Uebung in den ersten Jahrhunderten. Rom beobachtet diesen Brauch vielleicht schon im zweiten Jahrhundert, sicher im vierten und zu Beginn des fünften Jahrhunderts. Eine fast ununterbrochene Kette von Dokumenten erweisen ihn von Karthago und Afrika von Tertullian bis Augustin; er herrscht in Spanien zu den Zeiten des Theodosius (394—395) und Honorius (395—423). Der Orient übt ihn im 4. Jahrhundert; manngsache Tatsachen bezeugen ihn für Alexandria und Aegypten, für Antiochien und Syrien. — Indes nötigt uns die Redeweise eines heiligen Basilios, heiligen Hieronymus und heiligen Augustinus anzuerkennen, daß dieselbe nicht überall im Brauche war. Sowohl die diesen großen Lehrern unterbreiteten Gewissensfälle als auch die Bewunderung, welche sie jenen Gegenden zollen, wo diese fromme Bewohnheit herrschend war, beweisen, daß eine gewisse Anzahl von Kirchen dieselbe nicht angenommen hatte oder gegen das Ende des vierten Jahrhunderts nicht mehr befolgte. Welche diese Kirchen sind, weiß Gott allein. In den Zeiten der Verfolgungen, in manchen Provinzen auch in gewöhnlicher Zeit, wurde die Uebung der täglichen Kommunion durch den Gebrauch sehr begünstigt, sich die heilige Eucharistie mit nach Hause zu nehmen. Dies geschah namentlich von den Mönchen und Nonnen Aegyptens im vierten Jahrhundert, die auf diese Weise in der täglichen Kommunion Trost und Heiligung suchten und fanden. — Aus Chrysostomus erheilt, daß seit dem Ende des vierten Jahrhunderts die tägliche oder auch nur östere Kommunion von den Massen zu Antiochien und Konstantinopel aufgegeben wird, während sie zu Rom, in Afrika und Spanien noch in Blüte steht. Soweit P. Martain. —

Recht interessant ist diesbezüglich die Angabe in Gustav Schnürrers „Franz von Assisi“, Seite 107, daß bei der Gründung des dritten Ordens den Mitgliedern desselben nebst anderen Verpflichtungen aufgetragen

wurde, „dreimal im Jahre sollten sie beichten und kommunizieren an den drei hohen Festtagen“. Dies sowie das Gebot des IV. Vateran-Konzils (Kap. 21), daß die Gläubigen wenigstens einmal im Jahre beichten und kommunizieren sollten, beweisen, wie weit man im Laufe der Jahrhunderte von der ursprünglichen Uebung abgekommen ist. *Möisl.*

III. (Häufige, ja tägliche Kommunion) ist allen Gläubigen, die guten Willens sind und darüber weiter keine Pflicht zu vernachlässigen brauchen, aufs angelegenste zu empfehlen. Ja sie haben ein Recht darauf und sie nicht etwa als eine Gnade oder Belohnung von einem Beichtvater zu erbetteln; dieser hat lediglich das Recht und die Pflicht, über das Vorhandensein der nötigen Bedingungen zu wachen. So hat die Konzils-kongregation oder vielmehr Pius X. selbst im bekannten Erlass *Sacra Tridentina Synodus* autoritativ entschieden und allem Streit ein Ende gemacht. Insbesondere hat der heilige Vater die Einführung und Förderung der täglichen Kommunion in sämtlichen Ordensgenossenschaften sozusagen angeordnet und zu diesem Zwecke sogar alle etwa entgegenstehenden Ordens-regeln eigens außer Kraft gesetzt.

Dennoch würde ein Klosterbeichtvater ohne Zweifel seine Befugnis überschreiten, wenn er z. B. folgende allgemeine Verordnung für seine Beichtkinder ersliefe: „Bisher haben sie dreimal die Woche kommuniziert, wie die Regel es vorschreibt; künftighin gehen sie also fünfmal!“ Oder: „Kommunizieren sie also sechsmal; am Beichttag aber enthalten sie sich!“ Als ob das Beichten jemand der Kommunion unwürdig mache!! — Viel besser wird es sein, gar keine eigene Verordnung zu erlassen, sondern nur die päpstliche Verordnung der Genossenschaft, wie der heilige Vater es ohnehin vorschreibt, mitzuteilen und das Weitere jedem oder jeder Einzelnen mit dem Beichtvater abzumachen zu überlassen. Ob die nötigen Bedingungen (*status gratiae et mens recta*) vorhanden, kann ja nur im Einzelnen beurteilt werden.

Nom hat gesprochen: möchten also endlich die Besserwissen schweigen und nicht das traurige Geschäft weiter betreiben, die Seelen von ihrem Heiland abzuhalten.

Lainz-Wien.

P. J. Schellau S. J.

IV. (Auch die Materialien sind im Konkurrenz-falle von der Gemeinde zu bestreiten.) Nach dem Baumormale vom Jahre 1807 haben bei Kirchen- und Pfarrhofbauten beim Mangel eines Kirchenvermögens der Patron die Professionistauslagen, die Grund-obrigkeit die Baumaterialien und die Pfarrgemeinden Hand- und Zugrobot zu bestreiten. Auf Grund dieser Bestimmungen haben sich bei Konkurrenz-fällen öfter Gemeinden geweigert, auch die Baumaterialien herbeizuschaffen. Diesbezüglich hat in jüngster Zeit das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht laut Erlasses vom 27. Juni 1907, Bl. 14.498, in der Ent-scheidung gegen die Pfarrgemeinde M. L. bemerkt, daß durch die mit dem kaiserlichen Patente vom 7. September 1848 bewirkte Aufhebung des grund-obrigkeitlichen Verhältnisses und Untertanen-Verbandes eben jener Kon-kurrenzfaktor der Grundobrigkeit, welcher das oberösterreichische Baumormale

vom 3. Juli 1807 für die Baumaterialien haftbar erklärte, hinweggefallen ist und daß die bezügliche Last in Gemäßheit des § 36 des Gesetzes vom 7. Mai 1874, R.-G.-Bl. Nr. 50, nunmehr die Gemeinden zu treffen hat, welchen Grundsatz auch schon der Erlass des k. k. Ministeriums des Innern vom 10. Juni 1849, Bl. 3965, bekundete. A. Pinzger.

V. (Konkurrenzpflicht geistl. Kongregationen als juristische Personen.) Der Karmelitenkonvent in Czerna hat auch Besitzungen in der Pfarre Nudawa und sollte nun zu den Kosten einer Friedhofsanlage und des Pfarrhofbrunnens beitragen. Der Konvent wendete dagegen ein, daß juristische Personen nur dann zur Konkurrenz herangezogen werden können, wenn sie kirchliche Leistungen der betreffenden Pfarrgemeinde in Anspruch nehmen, was beim Konvente nicht zutreffe. Im § 8 des Landesgesetzes seien weiter als juristische Personen bezeichnet „Aerar, öffentliche Fonde, Gemeinde“, nicht aber Klöster. Der B.-G.-H. bezeichnete aber in seinem Erkenntnis vom 26. April 1906, Bl. 4785, diese Einwendungen als nicht stichhaltig, denn was den letzten Punkt betrifft, so ist die Aufzählung der erwähnten Kategorien nur eine exemplifikative und korrespondiert das Landesgesetz mit dem Reichsgesetz vom 31. Dezember 1894, welches in den §§ 1—6 von juristischen Personen schlechthin spricht. Zu solchen gehört offenbar der Konvent. In Betreff des ersten Punktes ist zu beachten, daß nach dem zitierten Reichsgesetze zur Leistung der für Bedürfnisse der Pfarrgemeinde auszuschreibenden Umlagen auch juristische Personen in der Voraussetzung heranzuziehen sind, daß sie mit einer Grund- oder Gebädesteuer von im Pfarrbezirke gelegenen Realitäten in Beschreibung stehen. Die Tatsache nun, daß der Konvent für seine in der Pfarre Nudawa gelegenen Güter Realsteuern zahlt, war für die Heranziehung zur Konkurrenz, die sonach im Gesetze begründet ist, allein ausschlaggebend. A. P.

VI. (Gruftanlagen außerhalb des Friedhofs kaum das k. k. Ministerium des Innern bewilligen.) Die Zalešianer in Triest suchten an, die Familie eines Wohltäters in einer neben ihrer Kirche zu errichtenden Gruft beerdigen zu dürfen. Die Stadtgemeinde behauptete nun, daß die Kompetenz des Ministeriums des Innern, welches sich auf das Hofkanzleidekret vom 14. März 1843 stütze, nicht herangezogen werden könne, sondern gemäß des Reichsanitätsgesetzes vom 30. April 1870 nur die Sanitätspolizei überhaupt und im übertragenen Wirkungskreise die Gemeinde. Dagegen gab der B.-G.-H. mit Erkenntnis vom 7. April 1906, Bl. 4103, der Regierung, welche die Gruftanlage gestattet, recht. Denn das Hofkanzleidekret, Bl. 8707 ex 1843, sagt ausdrücklich: „Auch finde ich die vereinigte Hofkanzlei zu ermächtigen, hinsichtlich der Errichtung von Familiengräften und der Begräbnisse in schon vorhandenen Ausnahmen von dem diesfälligen Verbote, wo solches besteht, unter genauer Beobachtung der bezüglichen Sanitätsvorschriften zu gestatten.“ An die Stelle der vereinigten Hofkanzlei ist nun als oberste Sanitätsbehörde das Ministerium des Innern getreten und erscheint die Einwendung der Inkompetenz desselben unbegründet. Die weitere Einsprache der Gemeinde, daß nach der Bauordnung von Triest die Linie der Gebäude in der Nähe von Friedhöfen

mindestens 40 Meter von der Umfassungsmauer abstehen müsse, erscheint ebenfalls hinfällig, da das Bauverbot des Art. 54 dem Wortlaut nach sich nur auf Bauführungen in der Nähe von Friedhöfen, nicht aber von außerhalb derselben gelegenen Grufstanlagen bezieht. Eine solche Anlage, für wenig Personen bestimmt und mit allen Vorsichten der Technik und Hygiene errichtet, kann doch nicht einem allgemeinen Friedhöfe mit Bestattung in freier Erde gleich gehalten werden.

A. P.

VII. (Welche beteiligten Parteien können eine Konkurrenzverhandlung begehrn?) Nach § 757 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 haben die Verwaltungsbehörden bei Herstellungen kirchlicher Gebäude und Beischaffung von Kirchengeräten von amtswegen zu intervenieren, wenn ein öffentlicher Fonds in Mitleidenschaft gezogen wird, sonst aber nur auf Verlangen der beteiligten Parteien. Unläßlich der Verhandlungen wegen eines Kirchenbaues in Mährisch-Ostrau sprach die dortige Gemeinde in einer Beschwerdeschrift an den B.-G.-H. die Ansicht aus, daß zur Einbringung des Ansuchens um Einleitung der Schritte behufs Herstellung von Kirchengebäuden nur die „vermögensrechtlich“ interessierten Faktoren berechtigt sind, keineswegs aber die kirchlichen Freunde, da diese nur bei Pfarrhof- und Wirtschaftsgebäuden, nicht auch bei Kirchen zur Beitragspflicht herangezogen werden können. Der B.-G.-H. bezeichnete aber in seinem Erkenntnis vom 21. April 1906, Bl. 2497, diese Auffassung als unrichtig. Der Ausdruck „beteiligte Parteien“ muß auch auf solche extensiv bezogen werden, welche — wenn auch nicht vermögensrechtlich interessiert — doch in einer anderen Richtung in Verbindung stehen, sei es nun als Verwalter oder als Hüter des Kirchenvermögens oder Vertreter einer anerkannten Religionsgenossenschaft. Wenn nur die katholisch Interessierten als beteiligte Parteien anzuerkennen wären, könnte es leicht geschehen, daß baufällige Objekte bloß deshalb nicht repariert oder neuhergerichtet würden, weil die beitragspflichtigen Parteien aus Scheu vor den nötigen Auslagen die notwendigen Schritte zur Einleitung des Konkurrenzverfahrens zu tun unterlassen. Dem Pfarrer aber muß daran gelegen sein, daß möglichst viele Pfarrlinge die Kirche besuchen, die Kirche instand gehalten werde und für den Besuch der Gläubigen zurreiche. Es muß ihm daher die Berechtigung eines bezüglichen Ansuchens zuerkannt werden.

A. P.

VIII. (Patronatsrechte bestehen auch ohne Beweis der seinerzeitigen Entstehung des Patronates und ohne bürgerliche Eintragung.) Nicht richtig bezeichnete der B.-G.-H. in seinem Erkenntnis vom 17. November 1906, Bl. 12.179, die Annahme, daß der Bestand des Patronates nur dann im Entscheidungswege anerkannt werden könne, wenn der in ferne Zeit fallende Rechtstitel des Patronates urkundlich festgestellt erscheint. Begründet hingegen erscheint die Annahme der Regierung, daß das Patronatsrecht der Kirche und Pfarrer K. als Reallast mit dem landästlichen Gute K. verbunden war und dem jeweiligen Besitzer dieses Gutes aus dem Titel des Gutseigentums zusteht. Nach § 20 des Traktatus de juribus in corporalibus geht ein bei einem Gute befindliches Patronat bei der Veräußerung desselben ac-

cessorie auf den neuen Besitzer als solchen über. Nach dem Hofdekrete vom 28. März 1818 bildete das Patronatsrecht ein grundobrigkeitliches Dominikalrecht und mit Rücksicht auf die öffentliche rechtliche Natur desselben war auch seine grundbürgerliche Eintragung entbehrlich. Der Umstand, daß das Gut K. in israelitische Hände überging, hatte nach der kaiserlichen Verordnung vom 18. Februar 1860 nur die Folge, daß die Patronatsrechte zwar ruhen, aber der Besitzer zur Tragung der mit den Rechten verbundenen Lasten verpflichtet bleibt. Wenn auch die Kirche K. die Beitragspflicht des Patrones bisher nicht in Anspruch nahm, so ist doch das Patronat, beziehungsweise dessen Verpflichtung nicht erloschen, da zu einer solchen Erlösung der bloße Nichtgebrauch des Rechtes nicht genügt.

A. P.

IX. (Postsparkassen besorgen den An- und Verkauf von Staatspapieren, Binkulierungen und Devintulierungen für Kirchen und Pfründen.) Nach einer Rundmachung der verschiedenen Ministerien vom 1. April 1905, beziehungsweise auf Grund des Finanzministerialerlasses vom 8. Mai 1907, Bl. 27.808, wird der An- und Verkauf von Staatspapieren für politische Körde, Korporationen, Stiftungen, Kirchen u. dgl. und die Vermittlung der hiermit verbundenen Binkulierungen und Devintulierungen von den Postsparkassen besorgt. Früher besorgte dies das k. k. Ministerialzahlsamt, welches nun angewiesen ist, alle derartigen Gesuche und Geldsendungen zurückzuweisen. Selbstverständlich können Obligationsanfänge für Kirchen und Stiftungen nach wie vor bei bewährten Bankhäusern, die auch die Binkulierung übernehmen, geschehen und sind die Zweje, wenigstens nach den bisherigen Erfahrungen, billiger wie bei den Postsparkassen. Diese, an kleineren Orten, werden wohl kaum die nötigen Körde zur Einlösung von Wertpapieren zur Verfügung haben. Bei Devintulierungen von Kirchen- oder Pfründen-Obligationen ist stets die Ordinariats- und Statthaltereibewilligung erforderlich.

A. P.

X. (Die Verpflichtung zur Deckung des jeweiligen Abgangs an die Kongrua durch die Gemeinde muß urkundlich erwiesen sein.) Die Gemeinde Nagno hat angesucht, statt der bisherigen Sammlung ihres Seelsorgers diesem einen bestimmten Beitrag bis zur Ausfüllung der gesetzlichen Kongrua per 200 fl. nämlich 72 fl. aus Gemeindemitteln geben zu dürfen, was auch vom Kreisante Trient genehmigend zur Kenntnis genommen wurde. Das Kultusministerium glaubte nun in dem Umstände, daß die Gemeinde anstatt der bisherigen Wein- und Getreidesammlung dem Kuraten die abgängige gesetzliche Kongrua mit Geld zu ergänzen, die Verpflichtung der Gemeinde ersehen zu sollen, den jeweiligen Abgang an der Kongrua des Kuraten zu decken. Der B. G.-D. bezeichnete aber in seinem Erlaß vom 12. Juni 1906, Bl. 6863, diese Annahme als im Wege nicht begründet. Denn das, was dem Seelsorger infolge der in Frage stehenden Vereinbarung entging, war eine schätzungsweise ermittelte bestimmte Größe; das was die Gemeinde dafür bot, war ebenfalls ziffernmaßig genau bestimmt. Es handelte sich also wesentlich um die Ablösung gewisser Fiebigkeiten gegen ein Entgelt, wodurch nach da-

maliger Berechnung die damalige Kongrua erreicht werden sollte und auch erreicht wurde. Eine darüber hinausgehende Verpflichtung für die Zukunft kann aus den geslogenen Verhandlungen nicht entnommen werden.

A. B.

XI. (Ueber die Präfationen.) Unter diesem Titel brachte die „Quartalschrift“ im Jahre 1905 (58. Jg. S. 307 ff.) eine längere Abhandlung über die Präfationen im Missale überhaupt und die partikulären Präfationen, die mit Guteheisung des heiligen Stuhles hie und da noch immer im Gebrauch sind, insbesondere. Seitdem ergab die Sichtung verschiedener liturgischen Bücher wieder einige Beiträge, die hier als Fortsetzung des erwähnten Artikels folgen sollen.

Was die Präfation vom heiligen Vater Augustin¹⁾ anbelangt, findet sich dieselbe bekanntlich auch im Orden der Barmherzigen Brüder und der PP. Serviten, welche beide die augustinische Regel befolgen, eingeführt. Für die letzteren erschien ein eigenes, prächtiges „Missale Romanum ad usum Fratrum Ordinis Servorum B. Mariae Virg., Rm. P. Mag. Peregrini M. Stagni, ejusdem Ordinis Prioris Generalis, licentia vulgatum“ (Regensburg 1902, Pustet, 40, 692, 176 und IV pp. II. Fol.), mit Approbation der heiligen Ritenkongregation ddto. Rom, 12. April 1902, in welches auch die Präfation des heiligen Augustin aufgenommen wurde. — Dieser Präfation bedient sich ferner auch der bei uns seit einem Jahrhundert erloschene Einsiedlerorden der Hieronymiten, der ebenfalls die Regel des heiligen Augustin angenommen hat und das Hauptfest des Kirchenlehrers am 28. August (mit Oktav eigene Sequenz), die Bekehrung (5. Mai) und die beiden Translationen desselben (28. oder 29. Februar und 11. Oktober) feiert.²⁾ Im Supplemente, betitelt „Missae propriae Sanctorum Ordinis Sancti Hieronymi Congregationis B. Petri de Pisis ex Indalto Sedis Apostolicae celebrandae“ (Benedig 1763, 14 pp. II. Fol. und 1 App.) steht diese Präfation zum Schlüsse ohne und in der Beilage mit Noten, jedoch mit vielen eigenen Varianten im Cäntus.³⁾

In dem Missale Romano-Monasticum des Benediktinerordens (Regensburg, Pustet, 3. Aufl. 1891, S. 248—249) befindet sich am Schlusse eine Messe „Exsurge Deus“ unter dem Titel „in solemnitate Reparationis Injuriarum SS. Euchar. Sacramento illatarum“ mit einer Sequenz und einer eigenen Präfation vom

allerheiligsten Altarsakrament (2^{da}).

Dieses steht dort mit Noten, bildet ein wahres Sühngebet und lautet:

Vere dignum — per Christum Dominum nostrum, verum aeternumque Pontificem et solum sine peccati macula sacerdotem, cuius sanguine fidelium corda mundantur, cuius institutione, placationis tibi hostias non solum pro delictis populi, sed etiam pro nostris offensionibus immolamus. Per quem majestatem tuam etc. (wie de B. M. V.)

¹⁾ Vgl. „Quartalschrift“ 1905, S. 315. — ²⁾ Vgl. „Officia Sanctorum O. Erem. S. Hieronymi Congr. B. Petri de Pisis (Benedig 1763). Bullarium Ord. S. Hier. ed. 1. Rom 1573, 2. Benedig 1736. — Corr. „Quartalschrift“ 1905, S. 315. — ³⁾ Pfarrarchiv in Schönbach, Diözese St. Pölten.

Ähnlich wurde noch in das Missale der französischen Erzdiözese Aix in Provence Einsicht genommen, wo auch mehrere eigene Präfationen gebraucht werden, und zwar, wie in Besançon¹⁾), jene de adventu, de Coena Domini, de SS. Sacramento, de Omnibus Sanctis, de Dedicatione und pro defunctis. Nur

a) die Präfation de Coena Domini hat im Vergleich mit der Lyoner²⁾ die Variante:

— perennis instituens, hostiam se tibi primum obtulit et primus docuit offerri. Cujus carne pro nobis immolata dum pascimur, roboramur et fuso sanguine dum potamur, abluimur. Et ideo cum Angelis etc.

b) Die de Omnibus Sanctis³⁾ hat den Beisatz:

— per Jesum Christum Dominum nostrum, cuius sanguine ministratur nobis introibus in aeternum regnum. Per quem majestatem tuam etc.

c) Außerdem wurde dort eine eigene, herrliche Präfation

vom heiligsten Herzen Jesu (2^{da}).

entdeckt, deren Text lautet:

Vere — aeterne Deus. Qui omnes thesauros sapientiae et scientiae possisti in Corde sacratissimo Filii tui, ut de coelestis hujus fontis plenitudine omnes acciperemus et divinis ipsius ardoribus communicantes, secundum cor tuum inveniri mereamur. Nunc ergo, Pater sancte, respice in Cor dilectissimi Filii tui, et sacris quibus ardet ignibus ita corda nostra comburas. ut nihil nobis sapiat, nihil nos delectet, nihil nos alliciat, praeter ipsum Dominum nostrum Jesum Christum. Per quem etc.

Sie ist von der Herz Jesu-Präfation in Paray-le-Monial⁴⁾ grundverschieden und erhöht die Zahl der in dieser Studie zitierten partikulären Präfationen auf sechzehn. Möge nur das heiligste Herz Jesu, welches in Frankreich so viel verehrt wird, der dort so schwer geprüften Kirche bald auch den Frieden wiedergeben!

Alfons Bak, O. Praem.

XII. (Oeffentliche Schmähreden gegen die Unsterblichkeit der menschlichen Seele gelten als Religionsstörung.) In einer öffentlichen Versammlung von Bauarbeitern äußerte sich ein Bauarbeiter über das Fortleben der Seele nach dem Tode in naturalistischem Sinne. Seiner Behauptung, es gebe keine „ewige Seligkeit“, fügte er die Bemerkung hinzu: „Wenn jemand sterbe, so wachse Gras auf ihm, dieses freße das Vieh und er wird dann erlöst vom Viehe.“ Wegen dieser Aeußerung wurde der Bauarbeiter des nach § 122 lit. b. Strafgesetz bezeichneten Verbrechens der Religionsstörung gerichtlich verurteilt. Seine gegen dieses Urteil eingebrachte Nichtigkeitsbeschwerde wurde vom k. k. obersten Gerichtshofe als Kassationshof in Wien mit der Entscheidung vom 24. März 1900, Bl. 17.467, aus nachstehenden Gründen verworfen:

Der Hinweis darauf, es sei die Lehre von der ewigen Seligkeit bloß ein Teil der katholischen Religion, aber nicht „der Religion“ im allgemeinen Begriffe, beweist die böse Absicht des Angeklagten und untersteht dem Strafbereiche des § 122 lit. b. Strafgesetz; denn der genannte Para-

¹⁾ cf. „Quartalschrift“ 1895, S. 323—324. — ²⁾ l. c. S. 322. —

³⁾ l. c. S. 320. — ⁴⁾ l. c. S. 319.

graph schützt nicht bloß einen von allen Konfessionen anerkannten Religionsbegriff, die Religion in abstracto, sondern die religiösen Lehren und Anschauungen der im Staate gesetzlich bestehenden Religionsgesellschaften, also auch die Lehren jeder anerkannten Konfession, und selbst auch nur die einzelnen Lehren derselben. Die Hauptsache des vorliegenden Tatbestandes liegt nicht so sehr in der äußerer Erscheinung der strafbaren Handlung, als vielmehr im Dolus, in der bösen Absicht des Angeklagten, der die inkriminierte Neußerung in der Absicht vorgebracht hat, um der christlichen Religion Verachtung zu bekunden; zumal die Neußerung „er wird dann erlöst vom Biehe“ in Verbindung mit dem Ableugnen der ewigen Seligkeit überhaupt, in objecto geeignet ist, der christlichen Religion Verachtung zu bezeigen. Die Lehre von der ewigen Seligkeit, vom Fortleben der Seele nach dem Tode des Menschen ist eine der Grundlehren der christlichen Religion; ein Angriff auf diese Grundlehre kann als Mittel dienen, einer bestimmten Religion Verachtung zu bezeigen.

Hostau.

Dechant Steinbach.

XIII. (Religionsunterricht als Schulgegenstand.) Die österr. Gesetze räumen dem Religionsunterricht in den Schulen unter allen Lehrfächern den ersten Platz an. Dadurch wird die eminente Bedeutung dieses Unterrichtszweiges anerkannt, aber damit nicht ausgesprochen, daß die Religion mehr als ein bloßer Lehrgegenstand und weit über dem Niveau der weltlichen Gegenstände steht. Und doch ist die Religion ihrer ganzen Natur nach kein bloß gewöhnlicher Unterrichtsgegenstand und verlangt daher eine ganz andere Behandlung und Verwertung als die profanen Unterrichtsfächer. Der innere übernatürliche Wert der Religion gestattet daher keine rein schulmäßige Behandlung des Religionsunterrichtes, der als bloßer Lehr- und Memorierstoff bewertet, vorgetragen, geprüft und klassifiziert wird.

Die schulmäßige, pädagogisch-mechanische Behandlung des Religionsunterrichtes muß nur auf das notwendige Ausmaß beschränkt, hingegen das Erbauliche, Herz und Geist bewegende Moment und der übernatürliche Charakter der Religion entsprechend stark betont werden.

„Der Religionslehrer ist mehr als ein bloßer Fachlehrer: er ist Seelsorger, Verkünder der göttlichen Heilslehre, er ist Priester, Ratgeber, Führer und Erzieher der Jugend,“ bemerkt so treffend Prof. Dr. Theodor Deimel. Zwar ist auch der Katechet an die Normen der Schulpädagogik und Diktatik gebunden und darf in dieser Hinsicht nicht hinter seinen weltlichen Kollegen zurückstehen. Doch eine rein schulmäßige Behandlung verträgt der Religionsunterricht nicht.

Wird dem Schüler die Religion nur in schulmäßiger Dosis verabreicht, so fühlt er unwillkürlich, daß ihm damit zu wenig geboten wird. Sein Geist ist zwar beschäftigt, aber Herz und Gefühl gehen leer aus. Der Schüler will nicht bloß immer nur von und über Religion hören und über dieselbe sich prüfen lassen; er will die Religion auch an sich selbst in ihrer erhebenden, tröstenden, erbauenden und veredelnden Wirkung verspüren und kennen lernen. Darum biete man dem Schüler nicht allein einen religiösen Lehr- und Memorierstoff, sondern Religion selbst. Ist durch einige Zeit den Schul-

vorschriften Genüge geleistet, dann lasse man den Schulmeister ruhen und dafür den Erbauer, den Seelsorger, den Freund der Jugend, den Prediger, den beredten Apologeten zu Worte kommen. Der Schüler wird aufatmen, wenn der Schulzwang fällt und das freie zum Herzen gehende Wort in seine Rechte tritt. Religion ist und bleibt in erster Linie Trost, Hinlenkung vom Irdischen aufs Jenseits, Erhebung zu Gott. Bei einer derartigen Be-handlung der Religion wird die Schule nichts verlieren, der Schüler aber unendlich viel gewinnen.

H. M.

Pränumerations-Einladung auf den Einundsechzigsten Jahrgang 1908.

Die Redaktion bittet um rechtzeitige Erneuerung der Pränumeration auf den Jahrgang 1908, sie bittet auch die Freunde der Zeitschrift, daß sie dieselbe in ihren Kreisen empfehlen und verbreiten. Je mehr Abonnenten, desto mehr kann geboten werden.

Für die Abonnenten des Inlandes liegt ein Postcheck bei, für die des Auslandes eine Postanweisung. Auch die Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Preis beträgt:

7 Kronen;
6 Mark 48 Pfennig.

Wenn per Postauftrag:

7 Mark;
8 Franks 75 Centimes;
1 $\frac{3}{4}$ Dollar.

Adresse: Linz a. D., Herrenstraße 37.

Veränderung der Adresse wolle sofort bekannt gegeben werden.

Redaktionsschluß 21. September 1907. — Ausgabe 20.—30. Oktober 1907.

Inserate.

Das Verhältnis Christi zu den Dämonen

auf Grund der Evangelienbücher. Zugleich auch eine Darstellung der christkatholischen Lehre über die Dämonen. Von Dr. P. Amand Polz, Professor in St. Florian bei Gmns. Mit Erlaubnis des fb. Ordinariates Brixen und der Ordensobern. 1907. 80. IV und 144 Seiten K 1.40 = M. 1.40. Eine gediegene wissenschaftliche Arbeit; empfohlen in mehreren theolog. Zeitschriften.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung, Innsbruck.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Theolog.-prakt. Quartalschrift

Jahrgänge 1877 bis 1904

sind billigst erhältlich bei

Karl Schultz, Dechant und Pfarrer
Beremend (Komitat Baranya) Ungarn.

Hugo Hurter S. J., Predigtskizzen 4. Heft soeben erschienen unter dem Titel:

Entwürfe zu Betrachtungen für achttägige geistliche Übungen. 80. 212 Seiten.

Broschiert K 1.60. Früher erschienen: Heft 1 (Fastenpredigten.) 40 h. Heft 2 (Marienpredigten 1) 80 h. Heft 3 (Herz Jesu-Predigten.) K 1.10. Jedes Heft wird separat abgegeben. Viele Empfehlungen liegen vor.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck,

durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Monatschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst; der Kunsthistorik, sowie für das gesamte Kunstdenken.

Für jeden gebildeten Katholiken
besonders für jeden Geistlichen
von hohem Interesse!

Die Weiterverbreitung dieser hervorragenden Kunstschrift ist eine Ehrenfache für jeden Katholiken! Preis pro Quartal M. 3.— = K 3.60. Starfer Probeband M. 1.— = K 1.20. Farbig. Kunstdruckprospekt gratis und franko. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gesellschaft für christliche Kunst

G. m. b. H. München Karlsstraße 6.

Soeben sind erschienen:

Vom Menschensohn.

Christus-Erzählungen von Anna Freiin von Krane.
Mit Bildschmuck von Phil. Schumacher.
Geheftet M. 4.— = K 4.80. In Originalband M. 5.— = K 6.—.

Im Wandel des Lebens.

Erzählungen von R. Fabri de Fabris.
Geheftet M. 3.50 = K 4.20. In Salonband M. 4.50 = K 5.40.

Das rote Haus.

Roman von E. Nesbit. Genehmigte Uebertragung aus dem Englischen von Helene Lobedan. Mit 7 Einfachbildern von A. J. Keller.
Geheftet M. 4.— = K 4.80. In Salonband M. 5.— = K 6.—.

Im stillen Winkel.

Behagliche Plaudereien über Leben und Kunst. Von Jos. Oswald.
Geheftet M. 3.— = K 3.60. In Salonband M. 4.— = K 4.80.

Verlag von J. P. Bachem in Köln. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

für Katecheten!

Soeben erschienen:

Vollständige Katechesen

für das erste Schuljahr.

Mit einem Anhange: Merkfäße für den katholischen Religionsunterricht im ersten Schuljahr.

Von Eduard Gürler, Stadtkaplan und Katechet.

Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Vierte, verbesserte Auflage.
Preis in Leinwand gebunden samt Anhang K 3.40, der Anhang
gesondert 40 h.

Für die Vorzüglichkeit dieser Katechesen spricht wohl am deutlichsten die rasche Folge der Auflagen sowie der Umstand, daß bereits eine Uebersetzung derselben in italienischer Sprache erschienen ist und sich eine böhmische Bearbeitung eben unter der Presse befindet. Der Verfasser hat die Katechesen mit großem Fleiß einer Neubearbeitung unterzogen und hoffet sich mehr der so viele Vorteile aufweisenden Wünchener Methode genähert, auch wurde die Oderung der einzelnen Katechesen durch ausfallend gedruckte Schlagwörter gekennzeichnet, eine Neuerung der Gürlerschen Katechesen, die insbesondere von jüngeren Katecheten mit Freuden begrüßt werden dürfte.

Verlagsbuchhandlung „Styria“ in Graz und Wien.

Soeben erschien in Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck,
zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Erläuterung des vom öster-
reichischen Gesamtepisco-
pate approbierten Mittleren Katechismus

der katholischen Religion. Herausgegeben von P. Silverius
Lugger, Kapuzinerordenspriester, Katechet in Brigen. Mit Ge-
nährigung des fürstb. Ordinariates und der Ordensobern. 8°.
440 Seiten. Broschiert K 2.60, in Leinwandband K 3.40, in
Halbfranzband K 3.80.

Die Erläuterung des mittleren österreichischen Katechismus von
P. Silverius O. Cap. verfaßt, ist zunächst ein Hilfsbuch für die
Katecheten; da in den meisten Schulen aber der mittlere
Katechismus benutzt wird, so besteht kein Zweifel, daß die Er-
läuterung ein willkommenes Hilfsmittel sein wird. Zugleich ist die
Erläuterung auch als ein Handbuch gedacht, das im Kreise der
Familie vorgelesen werden sollte. Die zahlreichen, aus der
biblischen Geschichte gezogenen Beispiele sind gut gewählt und
dienen zu trefflicher Illustration.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck.

Beitsschrift für katholische Theologie.

XXXI. Jahrgang.

Jährlich 4 Hefte. Preis 6 K österr. Währung = 6 M.

Inhalt des soeben erschienenen 3. Heftes:

Abhandlungen. L. Föndl, Die naturwissen-
schaftlichen Schwierigkeiten in der Bibel
S. 401.

J. Stufler, Die Bußdisziplin der aben-
dälandischen Kirche bis Gallistus S. 433.

A. Kröß, Die Erexzung des Majestäts-
briefes von Kaiser Rudolf II. durch die
böhmischen Stände im Jahre 1609 S. 474.

Rezensionen. Dr. Frz. Joz. Dölgger, Das
Sacrament der Firmung (J. Kern) S. 500.

— Louis Salter, Les Réordinations
(J. Kern) S. 507. — Adolph Franz,
Drei deutsche Minoritenprediger (E.
Michael) S. 515. — J. Herzog-Hauff,
Realenzyklopädie für protestantische The-
ologie und Kirche (U. Holzmeister) S. 519.

— Kardinal Andreas Steinbuber, Ge-
schichte des Kollegium Germanicum-
Hungaricum in Rom (F. Krus) S. 523. —

Dr. J. Jungnitsch, Die Breslauer Germa-
niner (F. Krus) S. 525. — Dr. R. Hart-
mann, Der Prozeß gegen die protestan-
tischen Landstände in Bayern unter Herzog

Albrecht I. 1564 (A. Kröß) S. 526.

— Michael Josephus Pohl, Thomas
Hemerak a Kempis, canonici regularis
ordinis S. Augustini, opera omnia (A.
Kröß) S. 527. — Dr. Clemens Wagner,
Die liturgischen Grundfälle bezüglich der
Steuerpflicht (H. Noldin) S. 530. Joseph
Braun, Die religiösen Jesuitenkirchen
(E. Michael) S. 534. — P. Augustin
Rössler, Die Frauenfrage² (E. Michael)
S. 539. — W. Rein, Encyclopädisches
Handbuch der Pädagogik² II. u. III.
Bd. (F. Krus) S. 543.

Analekten. Salz oder Mühlstein der Erde?
(L. Föndl) S. 558. — Zur Geschichte der
Loretolegende (A. Kröß) S. 558. — Zur
Orientierung über das Rechtsinstitut der
Baptistwahl (R. Hofmann) S. 563. — Neu-
auslagen biblischer Werke im Herderschen
Verlage (M. Flunk) S. 565. — Natur-
wissenschaft und Religion (J. Donat)
S. 566. — Dr. Eders Katholische Schul-
bibel (M. Gatterer) S. 570. — Kleinere Mitteilungen
S. 572.

Literarischer Anzeiger Nr. 112 S. 17*

Unser Religionsunterricht.

Seine Mängel und deren Ursachen.

Streiflichter von **Wilhelm Pichler**, Katechet in Wien.

8°, XV und 280 S., broschiert Preis **K 2.80**, per Post **K 3.—**.

Inhalt:

Dr. Kritikus und der Verfasser. Literatur.

I. Teil: **Bon den Mängeln unseres elementaren Religionsunterrichtes.** Mit einem Blick auf die Mittelschule. 1. Der Katechismus. 2. Die Biblische Gelehrte. 3. Variationen delectat. 4. Das Schülergebetbuch. 5. Die Aufschauungsmittel. 6. Die Lehrpläne. 7. Die Unterrichtsmethode. 8. Tragwerte der geschilderten Mängel.

II. Teil: **Ursachen der Mängel.** 1. Schwierigkeit des elementaren Religionsunterrichtes. 2. Geringsschätzung der latechetischen Tätigkeit. 3. Unterschätzung der natürlichen Hilfsmittel. 4. Ungenügende Vorbildung der Katecheten. 5. Hindernisse der latechetischen Fortbildung. 6. Das Inspektionssystem. 7. Unzureichende literarische Tätigkeit der Katecheten. 8. Katechetischer Dissestantismus. 9. Der Stand der Katecheten. 10. Ein alter österreichischer Fehler. — Ein Trost.

Das Buch wird durch die Offenheit, mit welcher es die großen Schäden unseres Religionsunterrichtes aufweist, durch die Fülle interessanter, nicht selten fast pittocker Details gewiß auch außerhalb latechetischer Kreise großes Aufsehen erregen.

Verlagshandlung „**St. Norbertus**“ Wien, III., Seidlgasse 8.

Qu. Haslinger's Buchhandlung (J. Sachspurger)

Linz a. d. D.

hält stets auf Lager die kürzlich erschienene

Erklärung des mittleren Katechismus
der katholischen Religion, welcher vom österreichischen Gesamt-
episkopate approbiert wurde. — Herausgegeben von P. Silverius
Lugger, O. Cap., Katechet in Brixen. 8°. 440 Seiten. —
Preis **K 2.60.**

In unserem Verlage sind soeben erschienen:

Joh. Ev. Pichler, Katechet und emer. Pfarrer

Katholische Volksschulkatechesen

für die Mittel- und Oberstufe eins- und zweiklassiger
und für die Mittelstufe mehrklassiger Schulen.

IV. Teil. Vom Gebete.

Mit Anhang: **Entwurf eines Unterrichtsplanes.** Mit fachlicher Druckerlaubnis. 8°,
IV und 48 Seiten. — Preis **70 h.** mit Post **75 h.**

Pichlers Volksschulkatechesen, von denen die Münchener „Katechet. Blätter“ (1906, Märzheft) schreiben, daß sie „zu den bedeutendsten Erscheinungen der letzten Jahrzehnte gehören“, sind mit diesem Bandchen abgeschlossen.

Früher sind erschienen:

I. Teil: **Glaubenslehre. Zweite**, verbesserte Auflage, 8°, X und 171 Seiten.
Preis **K 2.—**, per Post **K 2.10.** — II. Teil: **Sittenlehre. Zweite**, verbesserte Auflage, 8°, IV und 227 Seiten. Preis **K 2.—**, per Post **K 2.20.** — III. Teil: **Die heiligen
Sacramente.** (Mit Erstbeicht, Erstkommunion- und Firmungsunterricht). 8°, VII und
263 Seiten. Preis **K 2.20**, per Post **K 2.40.**

Verlagshandlung „**St. Norbertus**“ Wien, III., Seidlgasse 8.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder, Verlag, Wien, I., Wollzeile 33.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Arenz, J. W., Kanonikus am Kollegiatstift zu Aachen, **Historisch-apologetisches Lesebuch** für den katholischen Religionsunterricht an den obersten Klassen höherer Lehranstalten sowie zur Selbstbelehrung. gr. 8° (XVI u. 232) M. 2.60 = K 3.12; geb. in Leinwand M. 3.20 = K 3.84.

Belser, Dr. J. E., ord. Professor der Theologie an der Universität zu Tübingen, **Die Briefe des Apostels Paulus an Timotheus und Titus.** Übersetzt und erklärt. gr. 8° (VIII u. 302) M. 5.60 = K 6.72; geb. in Leinwand M. 6.80 = K 8.16.

Beßmer, J., S. J., **Störungen im Seelenleben.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage gr. 8° (XVI u. 228) M. 3.60 = K 4.32. — Früher ist erschienen: **Die Grundlagen der Seelenstörungen.** gr. 8° (VIII u. 192) M. 2.80 = K 3.36.

Bibliotheca ascetica mystica. Series operum selectorum quae consilio atque auctoritate eminentissimi et reverendissimi domini Antonii Cardinalis Fischer, archiepiscopi Coloniensis, denuo edenda curavit **A. Lehmkühl** S. J. 12°. **Manuale vitae spiritualis** continens L. Blosii opera spiritualia selecta 12° (XVI u. 374) M. 3.— = K 3.60; geb. in Leinwand M. 4.— = K 4.80. Früher ist erschienen: **Memorials vita sacerdotalis.** Auctore C. Arvisenet, olim canonico et vicario generali Trecensi in Gallia. — De sacrificio Missae. Tractatus ascetico continens proximam attente, devote et reverenter celebrandi. Auctore I. Cardinali Bona Ord. Cist. (XVI u. 426) M. 3.— = 3.60; geb. M. 4.— = K 4.80.

Coulin, J. X., **Die Gottesbrant.** Beherrzigungen über die Jungfräulichkeit. Übersegt und vermehrt durch den Anhang „*Klosterleben in der Welt*“ von Dr. Jakob Eder. Fünfte Auflage. Mit einem Stahlstich. („*Ägyptische Bibliothek*.“) 12° (XXVIII u. 554) M. 2.80 = K 3.36; geb. in Leinwand M. 3.50 = K 4.20.

Creuzberg, Dr. H. A., **Karl von Miltitz. 1490—1529.** Sein Leben und seine geschichtliche Bedeutung. (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, VI. Bd., 1. Heft.) gr. 8° (VIII u. 124) M. 2.80 = K 3.36.

Duhr, B., S. J., **Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge.** Erster Band: **Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im XVI. Jahrhundert.** Mit 168 Abbildungen. Leg.-8° (XVI u. 876) M. 22.— = K 26.40; geb. in Halbfranz M. 25.50 = K 30.60.

Feldmann, Dr F., a. o. Professor der Theologie an der Universität Bonn, **Der Knecht Gottes in Isaias Kap. 40—55.** gr. 8° (VIII u. 206) M. 5.— = K 6.—.

Hejel Dr. J., Professor an der theologischen Lehranstalt in Königgrätz, **Das alttestamentliche Zinsverbot** im Lichte der ethnologischen Jurisprudenz sowie des altorientalischen Zinswesens. (Biblische Studien. XII. Bd., 4. Heft.) gr. 8° (VIII u. 98) M. 2.80 = K 3.36.

Helfert, J. A., Freiherr von, **Geschichte der österreichischen Revolution im Zusammenhange mit der mittel-europäischen Bewegung der Jahre 1848 bis 1849.** Zweie Bände. Leg.-8°.

I. Band: **Bis zur österreichischen Verfassung vom 25. April 1848.** (XX u. 536) M. 10.— = K 12.—; geb. in Halbfranz M. 12.50 = K 15.—

Der II. Band soll bis zum Oktober 1848 reichen und dadurch an des Verfassers sechsbändiges Werk „Geschichte Österreichs vom Ausgang des Wiener Oktober-Aufstandes“ sich anschließen, so daß damit eine vollständige Geschichte der österr. Revolution gegeben wird.

Hittmair, Dr. N., Professor der Theologie in Linz a. d. Donau, **Der Josefinische Klostersturm im Land ob der Enns.** gr. 8° (XXX u. 576) M. 10.— = K 12.—; geb. in Halbfranz M. 12.50 = K 15.—.

Knieb, Ph., **Geschichte der katholischen Kirche in der freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen von 1525 bis 1629.** Nach archivischen und anderen Quellen bearbeitet. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Jansens Geschichte des deutschen Volkes, V. Bd., 5. Heft.) gr. 8° (XIV u. 152) M. 3.30 = K 3.96.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder, Verlag, Wien, I., Wollzeile 33.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Knecht, Dr. F. J., Weihbischof und Domdekan zu Freiburg i. Br., **Biblische Geschichte für Schule und Haus**. Im Anschluß an Schuster-Mey bearbeitet und zum Besten des Bonifatiusvereins herausgegeben. Mit 88 Abbildungen und vier Kärtchen. 8° (XII u. 240) Geb. in Leinwand 75 Pf. = K. 9.—.

Das Honorar soll dem Bonifatiusverein der Diözezen, in denen sie eingesetzt wird, zugute kommen.

Praktischer Kommentar zur Biblischen Geschichte mit einer Anweisung zur Erteilung des Biblischen Geschichtsunterrichtes und einer Konkordanz der Biblischen Geschichte und des Katechismus. Mit vier Kärtchen. Einundzwanzigste, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8° (XX u. 890) M. 7.— = K. 8.40; geb. in Halbfranz M. 9.— = K. 10.80.

Diefer Auflage ist die neue Bibel-Ausgabe des hochw. Verfassers unterlegt.

Früher ist erschienen:

Kurze Biblische Geschichte für die unteren Schuljahre der katholischen Volksschule. Nach der Biblischen Geschichte von Schuster-Mey bearbeitet. Ausgabe für die Schüler. Mit 46 Bildern. 12° (96) 20 Pf. = K. 2.40; geb. in Halbleinwand 30 Pf. = K. 3.36; in Halbleder 35 Pf. = K. 4.20. — Ausgabe für die Lehrer mit Anleitungen für die Auslegung. Mit 47 Bildern. 12° (VI u. 138) 45 Pf. = K. 5.40; geb. in Halbfranz 60 Pf. = K. 7.20.

Krieg, Dr. C., Professor an der Universität Freiburg i. Br., **Katedhetik oder Wissenschaft vom kirchlichen Katechismus**. (Wissenschaft der Seelenleitung. II.) gr. 8° (XVI u. 496) M. 7.50 = K. 9.—; geb. in Halbfranz M. 10.— = K. 12.—. Früher ist erschienen:

Die Wissenschaft der speziellen Seelenführung. (Wissenschaft der Seelenleitung. I.) gr. 8° (XVI u. 558) M. 7.50 = K. 9.—; geb. M. 10.— = K. 12.—.

Die folgenden zwei Bücher werden die Homiletik und die Liturgie darstellen.

Pastor, L., k. k. Hofrat, o. b. Professor der Geschichte an der Universität zu Innsbruck und Direktor des österreichischen historischen Instituts zu Rom. **Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters**. gr. 8°. Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet.

IV. Band: **Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubensspaltung** von der Wahl Leos X. bis zum Tode Clemens VII. (1513—1534.) 2. Abt.: **Adrian VI.** und **Clemens VII.** (XLVII u. 800) M. 11.— = K. 13.20; geb. in Leinwand mit Lederrücken M. 13.— = K. 15.60.

Pesch, T., S. J., **Die großen Welträtsel**. Philosophie der Natur. Allen denkenden Naturfreunden dargeboten. Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Bände. gr. 8°.

II. (Schluß-) Band: **Naturphilosophische Weltauffassung**. (XII u. 592) M. 8.— = K. 9.60; geb. in Halbfranz M. 10.50 = K. 12.60. — Früher ist erschienen:

I: **Philosophische Naturerklärung**. (XXVI u. 782) M. 10.— = K. 12.—; gebunden M. 12.50 = K. 15.—.

Prümmer, P. Fr. Dom. M., O. Pr., **Manuale iuris ecclesiastici**.

In usum clericorum, praesertim illorum, qui ad ordines religiosos pertinent. 8°.

Tomus II: **Ius regularium speciale**. In usum scholarum. (XXVIII u. 358) M. 4.40 = K. 5.28; geb. in Leinwand M. 5.20 = K. 6.24. — In Kürze wird erscheinen:

Tomus I: **De personis et rebus ecclesiasticis in genere**. In usum scholarum.

Schmid, Dr. J., Stiftsdekan in Regensburg, **Die Osterfestberechnung in der abendländischen Kirche vom I. allgemeinen Konzil zu Nicäa bis zum Ende des VIII. Jahrhunderts**. (Strassburger theologische Studien IX. Bd., I. Heft.) gr. 8° (X u. 112) M. 3.— = K. 3.60.

Vogt, P., S. J., **Der Stammbaum Christi bei den heiligen Evangelisten Matthäus und Lukas**. Eine historisch-exegetische Untersuchung. (Biblische Studien, XII. Bd., 3. Heft.) gr. 8° (XX u. 122) M. 3.60 = K. 4.32.

Weiz, Fr. A. M., O. Pr., **Natur und Übernatür. Geist und Leben des Christentums**. In zwei Teilen. Vierter Auflage. (Apologie des Christentums. III. Bd.) (XX u. 1248) M. 9.— = K. 10.80; geb. in Halbfranz M. 12.60 = K. 15.12.

Wolter, Dr. M., weiland Erzabt von St. Martin zu Beuron. **Psalite Sapienter**.

Psallieret weise! Erklärung der Psalmen im Geiste des betrachtenden Gebets und der Liturgie. Dritte Auflage. Fünf Bände. gr. 8° M. 36.— = K. 43.20; geb. in Halbfranz M. 47.— = K. 56.40.

Fünfter (Schluß-) Band: **Psalm 121—150**. Mit einem Generalregister über alle fünf Bände. (VI u. 666) M. 6.40 = K. 7.68; geb. M. 8.60 = K. 10.32.

Verlag Ulr. Moser (J. Meyerhoff) k. u. k. Hofbuchhandlung Graz.

Unter der Presse befinden sich:

Haring, Dr. Johann , Lehrbuch des Kirchenrechtes.	
Zweiter Teil	K 4.50
— Das neue Ehedekret: „Ne temere“. ca.	” .60
Katschner, Dr. S. , Handbuch der Katechetik. ca.	” 6.—
— Katechetik für Lehrerbildungsanstalten. Dritte Aufl.	” 3.40
Kortschak, Dr. E. , Strafrechtliches Taschenbuch.	
Praktischer Kommentar der für Seelsorge-Klerus wichtigen Materien der österr. Strafgesetzgebung. ca.	” 1.60
Prattes, P. M. , Die christliche Jungfrau. (Standesbuch)	
Siebente Aufl.	” 2.—
Schellauf, Dr. Fr. , Die Perikopen in Zehnminuten- Predigten	” 5.40

Fernere Neuigkeiten:

Plazer, M. v. , Traunkirchen—Aussee. Historische Wand- derungen	K 3.—
Schlossar, Dr. A. , Vier Jahrhunderte deutscher Kulturgeschichte in Steiermark	” 4.—
Smolle, Dr. L. , Der treue Spielmann. (Erzählungen für Jugend und Volk XIV.)	” 2.—

Redaktionswechsel!

Unter der neuen Redaktion des bestens bekannten hochw. Herrn Pfarrers **J. Minichthaler** in **Piestedt in Nied.-Oest.** beginnen die

„Blätter für Kanzelberedsamkeit“

demnächst ihren **XXVIII. Jahrgang**.

Haben sich die „Blätter für Kanzelberedsamkeit“ während der 27 Jahre ihres Bestandes, unter der Redaktion des † hochw. Herrn Pfarrers **A. Steiner**, einen großen Freundeskreis zu finden und zu erhalten vermocht, so ist zu hoffen, daß sich unter der neuen, umsichtigen und taikräftigen Redaktion des hochw. Herrn Pfarrers **J. Minichthaler** die Zahl der Abonnenten dieser alten österreichischen homiletischen Zeitschrift noch bedeutend vermehren werde.

Erscheinungsweise bleibt dieselbe. Jährlich 10 Hefte inklusive Zusendung **7 K 50 h.** — Man abonniert in jeder Buchhandlung, eventuell direkt beim Verleger Heinrich Kirsch, Buchhandlung Wien, I., Ginterstraße 7.